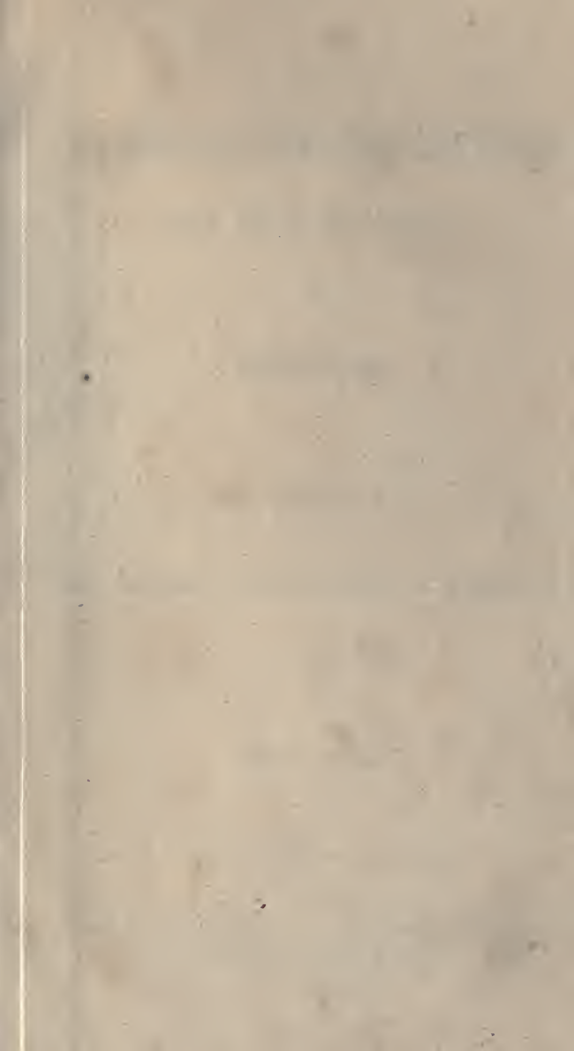

3 1761 05946462 8

44





Die

deutschen Freiheitskriege

von 1813 bis 1815,

von

Gustav Jahn.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Zweite Auflage.

1850.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei Barth und Schulze zu Leipzig.

DD
199
J3
1850

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

5. Mos. 4, 9. „Hüte dich nun und bewahre deine Seele wohl, daß du nicht vergessest der Geschichten, die deine Augen gesehen haben und daß sie nicht aus deinem Herzen kommen, all dein Lebelang. Und sollst es deinen Kindern und Kindeskindern kund thun."

Mit dem 9. November 1848 war in den alten Förster Eckardt ein neuer Geist gefahren. Seine besten Freunde waren seit dem Frühjahre her fast irre an ihm geworden. Er, der sonst im ganzen Dorfe bei Jung und Alt in großem Ansehn stand, und wohlgelitten war, der bei keinem Volksfeste und in keinem Rathe der Gemeine fehlte, der jederzeit gern erzählte, und dem man überall noch lieber zuhörte — er lebte wie ein halber Einsiedler in seiner Försterei am Saume des Waldes, und im Dorfe ging Alles drunter und drüber. In der Schenke hatten die Habenichtse das Regiment, und allerlei müßige Maulhelden führten das große Messer. Freilich, an den Förster wagte sich Niemand; man ließ ihn eben seinen Gang gehen, ja, als im Dorfe eine Bürgerwehr mit schwarz-roth-goldenen Kokarden eingerichtet wurde, und wer's irgend konnte, sich einen Kuhfuß zurecht machte, setzten es die Besseren durch, daß der alte Förster zum Kommandanten gewählt ward. Er schlugs aber rund ab. Da er über die Jahre hinaus war, konnte Niemand etwas dagegen haben. Nur etliche alte, erprobte Freunde hatten noch Zutritt im Försterhause, und saßen nun da Sonntag Nachmittags, oder, als die Tage kürzer wurden, manchen Herbstabend und studirten in den Zeitungen und schütteten die Herzen gegen einander aus. In Berlin aber gings toller und immer toller her, und wie wenn ein Stein ins Wasser geworfen wird, die Wellen in immer weitern und weitern Kreisen sich ausbreiten, bis sie zuletzt ans Ufer schlagen, so zuckte jeder Berliner Frevel durchs ganze Land, daß bis in die fernsten Provinzen jedes Dorf von dem Revolutionsfieber ergriffen ward. „Höre Gevatter," sagte eines Tages der Buschbauer, „es ist doch nicht recht, daß du so stille

sitzt und die Hände in den Schooß legst. Du solltest auf sein und geradeweges in die Volksversammlungen gehen, wo der Strohdorfer Pfarrerssohn, der verdorbene Student, der sich Auskultator schimpfen läßt, und der Neltitzer Kantor und der Kurschmied von Schröppdorf das große Wort führen; oder du solltest selber einen Volksverein stiften. Wenn du rechtschaffen den Mund aufthätest, wer weiß, ob dein Anhang nicht größer wäre, als ihrer, denn Recht muß doch immer Recht bleiben."

„Letrecht", antwortete der Förster, „ich warte meiner Zeit! Ob ich die Hände in den Schooß lege, oder nicht, das weiß Gott allein; aber noch sind sie mir gebunden, um selber einen Verein gründen, oder um auf dem Dache predigen zu können. Für was soll ich streiten? Um den König haben sie eine Mauer von verantwortlichen Ministern gezogen, die wollen nicht, weder was Gottes, noch was des Königes ist. Es sind selber erst Kinder der Revolution. An den König kann ich nicht heran. Will ich nun für ihn reden, so muß ichs auch für seine Minister und das steht mir nicht an. Meine alten Knochen sind nicht zu steif, um noch einmal auf meines Königs Ruf ins Feuer zu gehen, aber ich will reine Sache haben. Ist der König von Gottes Gnaden und trägt er das Schwert an Gottes Statt, so heißt das auch, daß aller Segen und alles Gedeihen von oben herab kommt, und daß wir nichts schaffen können, ohne getrosten Blick nach oben und ohne bestimmtes Ziel von oben. Drum, ehe nicht in den Luftschichten dort ein Windwechsel eingetreten ist, wird auch hier unten im Thal nimmermehr der Nebel weichen. Nicht daß es mir an Courage fehlte! Es gehört weniger Muth dazu, sich im Eifer für das Recht todtschlagen zu lassen, als den Grimm in sich zu fressen und seiner Zeit zu warten. Ein kluger Feldherr spart sein Pulver vor der Schlacht, weil er nicht wissen kann, wie nothwendig er das unnütz verpuffte hinterdrein noch brauchen wird. Und nicht daß meine Hoffnung bereits auf Sand gesetzt wäre! Ja Recht muß Recht bleiben, und ich habe wohl schon eher gelernt zu hoffen, da nichts zu hoffen war. Ihr Alle kennt die Zeit, wo es in unserem Vaterlande noch viel verzweifelt böser ausgesehen hat, als jetzt, wenn auch freilich nur ein fremdes Volk das Recht mit Füßen trat und nicht die eigenen Landeskinder. Nur ohne Buße gings auch damals nicht ab. Wenn du mich demüthigst, so machst du mich

groß, hieß es von Anno 6 bis 13. Darum sage ich, es muß erst noch recht schlecht kommen, ehe es wieder gut werden kann. Noch ist ein Bann unter uns, daß wir nicht siegen können. Noch kann ich nicht in meines Königs Angesicht den Sieg lesen. Die Hülfe aber kommt uns nur nach den ewigen Ordnungen Gottes, und der erspart auch den Königen die Buße nicht. So laßt uns immer noch ein Weilchen im Sack und in der Asche sitzen. Die Zeit wird kommen, da ein neuer Aufruf an das Volk ergeht, denn unser König ist ein rechter König von Gottes Gnaden. Er mag wohl straucheln, aber fallen läßt ihn unser Herr nicht. Und dies Ministerium trägt ihn sicher nicht zu Grabe. Bald wird der Kampf entbrennen, und dann sollt ihr mich unter den Ersten auf dem Plane finden, sei's mit der Büchse, sei's mit Wort und Rede — wie Gott will. Ich warte meiner Zeit!"

Und des Försters Zeit kam. Die drei Retter des Vaterlandes, der alte Held Wrangel, der ritterliche Graf Brandenburg und der tapfere Herr von Manteuffel sprangen auf ihres Königs Wort in die Bresche, schlugen ihr Leben in die Schanze, und Gott war mit ihnen. Der König rief sein Volk auf, und das Volk antwortete; freilich nicht so hell und freudig und einstimmig wie Anno 1813, aber es antwortete doch. Es spaltete sich eine große Kluft zwischen den Anhängern des Königs und denen der Revolution und die Treuen im Lande wußten doch wieder, für was sie stritten. Dazumal machten die Berliner Demokraten das Räthsel: „Was ist das Ende des Ministeriums BrandenburG, StrothA, ManteuffeL, LadenberG, RabE, RinteleN?" Die Antwort gaben die großgedruckten Endbuchstaben. Also Galgen! Aber der Witz wurde ihnen bitter versalzen. Sie hatten geweissagt, ohne daß sie's wußten. Wenn auch den Rädelsführern der Revolution ihr Galgenrecht noch nicht wurde, so kam doch die Revolution selber an den Schandpfahl, und wer weiß, was mit jenen landflüchtigen Hochverräthern noch geschieht?

Also der alte Förster lebte nun auch neu auf, und die Treuen im Dorfe sammelten sich um ihn und stifteten in des Försters großer Stube einen Preußenverein mit Gott für König und Vaterland, und wie der Verein wuchs, so traten die Furchtsamen bald auch mit hinzu, und die, denen nachgerade um ihr Hab und Gut bange geworden war, schlossen sich gleichfalls mit an, und weil der

Wind immer anhaltender und beständiger vom rechten Flecke wehte, und von wegen eines Aufrufs zur Steuerverweigerung eines Tages der Auskultator von Strohdorf und der Kantor von Neltitz und der Kurschmied von Schröppdorf in Untersuchungshaft gebracht wurden, so machten die Wetterfahnen, die früher die Wendung links bereits ausgeführt hatten, nun gleichfalls rechts um kehrt, gerade auf den Preußenverein los, und dieser mußte bald den großen Saal in der Schenke miethen, weil des Försters Stube nicht mehr ausreichen wollte. Der Förster aber ward fast einstimmig zum Vorstand und Leiter des Vereins erwählt. Der aber täuschte sich nicht, sondern dachte: Du hast nun zwar ein großes Volk um dich; aber wenn der Herzenskündiger mit der Worfschaufel hinabgehen, und die Spreu von dem Waizen sondern wollte, so würde wohl schwerlich des guten Kornes die Hälfte übrig bleiben. Weiter aber sprach er bei sich selbst; es steht zwar geschrieben: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich," und dies Wort fährt wie ein scharf zweischneidig Schwert durch, bis daß es scheidet Mark und Bein — aber es heißt auch zum andern: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich," und dies Wort ist wie ein lindes Tröstöl auf den Schwerthieb des ersten, und bedeutet: wir sollen keinen Menschen aufgeben, sondern müssen allezeit anhalten mit Bitten, Lehren und Ermahnen, ob wir die Seelen nicht führen mögen vom falschen Wege auf den rechten und die schwankenden Herzen fest machen können. Also that denn nun auch der getreue Förster, und führte sein Amt weislich mit Lehre und Ermahnung, und wußte meisterlich zu erzählen und auf den rechten Weg hinzuweisen, daß immer Mehrere von Herzen den Worten: „Mit Gott für König und Vaterland" zugethan wurden. Nun hatte dieser Preußenverein schon eine geraume Zeit bestanden, da wurde einst beschlossen, eine kurzgefaßte Geschichte der heillosen französischen Revolution von 1789, welche gerade derzeit vom christlichen Vereine im nördlichen Deutschland herausgegeben war, öffentlich vorzulesen, zu Nutz und Warnung des Volks vor allen ähnlichen Gelüsten. Ueber dem Lesen des Buches aber kam dem alten Förster ein sonderlicher Gedanke. Er trug ihn immer mehr bei sich herum, und als das Büchlein beschlossen war, trat er eines Abends vor dem Vereine auf und redete folgendermaßen:

„Lieben Freunde und Nachbarn! Wir Alle haben uns

entsetzt vor den Gräueln und Sünden und Schanden, von denen wir nun schon seit etlichen Wochen ein langes Register mit angehört haben, und ist uns gewesen, als erführen wir etwas ganz Neues, Unerhörtes; doch aber findet sich wohl noch hier und da Einer unter uns, der zu jener Zeit als halbwüchsiger Bursche schon die Nase in ein Zeitungsblatt stecken konnte. Aber, wie wollen wir uns wundern, daß jene Geschichten jetzt fast ganz vergessen sind im deutschen Volke, da es uns doch mit unseren eigenen, noch jüngern, kaum anders geht! Wer denkt noch eben daran, oder spricht jetzt viel von der Zeit, als mitten in unserem Deutschland der Erbfeind saß, wie der Krebs an der Brust, als er ein französisch Königreich unter uns aufgerichtet hatte, als dies Land, auf dem wir jetzt stehen, westphälingisch genannt wurde und in französische Departements und Mairien abgetheilt war? Wer denkt noch daran, sage ich, wie der große Schlächter Napoleon unser schönes Vaterland ausschlachtete, wie der Jude ein Bauergut, und die Fetzen vertheilte, an welchen er wollte — als unser hochseliger König Friedrich Wilhelm in Unglück auf Unglück gerieth, und flüchten mußte bis an die äußersten Grenzen seines Reiches, in seine letzte Stadt Memel an der russischen Grenze, und wie ihm dann in dem schmachvollen Tilsiter Frieden sein halbes Königreich genommen wurde? Wer denkt noch daran, wie damals das Volk in seine Zähne knirschte gegen seine Unterdrücker, wie die Herzen und Hände sich wieder aufhoben zu dem König aller Könige, daß er die Schmach von uns nehmen, und das deutsche Volk wieder zu Ehren bringen wolle, und wie dann erst mählig und langsam, und dann lauter und immer lauter der Odem Gottes durch die Lande brauste, und wie das Volk in der Kraft Gottes sich erhob, wie Ein Mann, sein Joch abschüttelte, und seine Ketten zerbrach, wie der Erbfeind über die Grenzen getrieben, und das neue Babel, die stolze Stadt Paris binnen Jahresfrist zweimal gedemüthigt wurde? Ach! dazumal glaubten wir, daß die Erinnerung an diese glorreiche Zeit in Jahrhunderten nicht in den Herzen des Volkes erlöschen könnte, und noch sind die Haare derer nicht alle grau geworden, die den großen Kampf mit durchgekämpft haben, und das Geschlecht dieser Zeit hat die Thaten seiner Väter vergessen! Die Lieder, die damals durch ganz Deutschland gesungen wurden und aller Herzen entflammten, sind verschollen, und die Freudenfeuer, welche zum Gedächtnisse

der Leipziger Völkerschlacht alljährlich auf allen Bergen loderten, sind, wie die Erinnerung an diese große Hülfe Gottes, verloschen. Was in allen Schulen der Jugend hätte gelehrt werden sollen, daß es die Kinder sich auf den Gassen erzähleten, das ist wie ein Mährlein geworden in den deutschen Landen, und wo dessen noch Erwähnung geschieht, da wird der Sinn verdächtigt, der damals Jung und Alt zu den Waffen rief, daß der Greis hoch aufloderte im Jugendfeuer, und der Knabe zum Manne ward in einer Nacht. Hat man doch in deutschen Kammern darthun wollen, das Volk hätte sich damals nur erhoben, wie Ein Mann, um die Ausgeburt des französischen Aberwitzes zu erringen, und unser Volksleben nach französischem Muster zuzustutzen, so doch gerade dieser Kampf gegen französische Art und Wesen gerichtet war, und deutsches Recht und deutsche Sitte wieder geltend machen und erobern wollte. Seht! das schnürt mir die Kehle zu, und ich möchte bersten vor Grimm, daß unser Volk sich selber und seine große Geschichte nicht kennt, und von Franzosenaffen geflissentlich in der Dummheit hingehalten und um seine heiligsten und höchsten Güter betrogen wird. Nun, lieben Freunde und Nachbarn, Ihr wisset, daß ich meinem Könige treu und ehrlich gedient, und jene große Zeit mit durchgemacht habe, da bin ich nun auf den Gedanken gekommen, ich wollte Euch, was ich gesehen und gehört und selbst mit erlebt habe, getreulich berichten, schlicht und einfältig, daß Jeder erkenne, wo es uns fehlt, und was uns noth thut, und daß Jeder erfahre und merke, aus welchen großen Nöthen der Herr das deutsche Volk gerissen hat mit starkem Arm, und daß Jeder einen frischen Muth und eine getroste Hoffnung fasse, in dieser Zeit der Verwirrung, welche uns jetzt betroffen hat. Ich bin freilich nicht überall dabei gewesen, denn der Soldat muß gehen, wohin er geschickt wird, aber ich will auch gar nicht von mir selber erzählen, oder von den Thaten des Regimentes, bei dem ich gestanden, damit Niemand meine, es sei mir um eitlen Ruhm zu thun. Ja, ich verspreche heute, nicht ein Wörtlein will ich von mir selber reden; aber ich habe daheim in meinem Wandschränklein sechs dicke Bände stehen, in denen ist zu lesen von Anfang bis zu Ende, was damals geschehen ist, und in diesen Büchern weiß ich wohl Bescheid. Ist's Euch nun recht, so will ich aus diesen und aus meinem eigenen Gedächtniß zusammenstellen die Thaten Eurer

Väter und will sie Euch erzählen Abend für Abend, so oft wir hier zusammenkommen, von der Zeit an, da uns Gott gedemüthigt hat, bis zu der Zeit, da er das deutsche Volk wieder zur Ruhe und zum Frieden brachte."

Alles stimmte freudig zu und der Förster that, wie er verheißen hatte. Seine Erzählungen aber wurden wohl aufgenommen und zogen immer mehr Zuhörer herbei. Weil indeß noch gar Manche sein mögen im lieben Vaterlande, die auch gerne hörten und die Herzen an dem stärkten, was der alte Förster erzählt hat, darum hat ein Anderer Alles nachgeschrieben, ohne etwas dazu noch hinweg zu thun, und wer will, kann es in diesem Buche lesen. Gott aber wolle reichen Segen auf dasselbe legen.

Zweites Kapitel.

Napoleons Erhebung.

Spr. Sal. 16, 18. „Wer zu Grunde gehen soll, wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall."

„Lieben Freunde und Nachbarn," begann der Förster am nächstfolgenden Abend vor einer sehr zahlreichen Versammlung, „nach der Schrift wird aus Abend und Morgen der Tag. Die Welt drehts um, und läßt ihn aus Morgen und Abend werden. Unser Herrgott aber bleibt bei seiner alten Weise, und führt die Seinen noch heutigen Tages durch Nacht zum Lichte. So mußte auch unser deutsches Volk erst durch eine lange Trübsalsnacht wandern, ehe ihm der junge Tag der goldnen Freiheit wieder anbrechen konnte, und wenn wir daher die Geschichte der deutschen Befreiungskriege recht verstehen und Gottes Finger in dem Gange dieser wunderbaren Begebenheiten recht begreifen wollen, so dürfen wir nicht von Anno 1813 anfangen, sondern müssen vorher auch die Zeiten von Deutschlands tiefster Schmach an unserem Geiste vorübergehen lassen. Wie aber die Finsterniß der Nacht nicht auf einmal kommt, sondern allmählig hereindämmert, so wars auch mit unserer Schmach und Schande, und weil sich da eben kein bestimmter Anfang angeben läßt, so will ich mit meiner Geschichte da anheben, wo das Büchlein, welches wir neulich gelesen haben, aufgehört hat, wenn auch von den wichtigern Begebenheiten der nächsten Jahre nur ganz kürzlich die Rede sein wird.

Der König von Preußen hatte, als das Kriegsglück

den französischen Waffen immer günstiger sich zeigte, am 5. April 1795 in der Stadt Basel Frieden mit der französischen Republik geschlossen und trat für lange Zeit vom Kriegsschauplatze ab. Da führte denn auch Oestreich den Krieg nur schwach und ehrenhalber fort, und schloß schon am 30. Dezember desselben Jahres einen Waffenstillstand mit den Franzosen. Inzwischen war aber der General Napoleon Bonaparte in Frankreich in die Höhe gekommen, besonders seit er am 12. und 13. Dezember den Pariser Convent, gegen die Partei der Gemäßigten, welche am liebsten die ganze Republik wieder abgeschafft und des hingerichteten Königs ältesten Bruder auf den Thron gesetzt hätte, siegreich vertheidigt hatte. Jene Leutchen hatten wirklich gemeint, daß die ganze Sündenfülle des französischen Volkes mit einem Gewaltstreiche wieder gut gemacht, und die bodenlose Verwirrung im Handumdrehen wieder ins Gleichgewicht gebracht werden könnte, aber Bonaparte kam ihnen mit Kartätschen auf den Kopf. So bliebs denn vorläufig in Frankreich beim Alten und Napoleon ward zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt. Da wars denn auch mit dem östreichischen Waffenstillstande aus. Oestreich hatte damals und hat, wie Ihr wißt, noch heute in Oberitalien ein großes und reiches Stück Land in Besitz. Auf das wars eben gemünzt. Etliche Schreier dort hatten längst ein Gelüst nach der französischen Narrheit, der Republik, getragen. Im Frühjahre 1796 kam Bonaparte nach Italien und suchte seine Armee, die man ihm in Paris aufs Papier gegeben hatte, fand aber nur einen kläglichen, zerlumpten und zerrissenen Menschenhaufen, der von den Oestreichern bis auf einen schmalen Strich an der Seeküste zurückgedrängt war. Auf dem Meere lag aber schon eine englische Flotte in Bereitschaft, um den Franzosen vollends den Rest zu geben. Bonaparte indeß verlor den Muth nicht. Seine bloße Erscheinung feuerte die Soldaten an und er versprach ihnen reiche Beute. Die Oestreicher standen ihm in zwei großen Heerhaufen entgegen, hatten aber ihre Truppen in einer viele Meilen langen Stellung verzettelt. Das machte sich Napoleon zu nutze und schlug die einzelnen Heertheile, noch ehe sich ihre Anführer recht besinnen konnten. Zu eigentlichen Hauptschlachten kam es gar nicht, die Oestreicher verloren Stadt auf Stadt, sie wußten selbst kaum wie. Die französischen Banden hausten zwar in den überwundenen Gegenden, wie die Räuber, und kühlten bei den Ita-

lienern schnell die Liebhaberei für das Franzosenthum ab; ja förmliche Bauernaufstände fanden statt, Napoleon aber hielt sie mit eiserner Strenge nieder. Das ganze Jahr durch blieb er entschieden im Vortheil. Man wollte es in Wien mit Gewalt zwingen, wechselte die Befehlshaber und schickte Truppen auf Truppen nach; aber Napoleons Heer sah nun auch aus andern Augen, denn er hatte gleichfalls viele Verstärkungen an sich gezogen. Kurz, er blieb Sieger, und hatte am Schlusse des Jahres das ganze östreichsche Italien inne. Damit nicht zufrieden, drang er Anfang 1797 in Tyrol vor, um den Kaiser zum Abschlusse eines Friedens zu nöthigen. Er kämpfte wieder glücklich und setzte richtig durch, daß am 17. April ein vorläufiger Frieden zu Leoben abgeschlossen wurde, dem nach langen Unterhandlungen ein halb Jahr später am 17. Oktober 1797 der wirkliche Frieden von Campoformio folgte. In der Festung Rastatt, an der deutsch-französischen Grenze, sollte dann über einen allgemeinen Frieden, das heißt, über Feststellung der Verhältnisse auch mit den andern Staaten, weiter unterhandelt werden. Vor der Hand wurde ausgemacht, daß Oestreich sich die ganzen französischen Eroberungen gefallen lassen mußte. Dagegen sollte es als Entschädigung für seine verlorenen Provinzen das Gebiet des Freistaates Venedig erhalten. Dieser Freistaat war nämlich von Napoleon gleichfalls erobert worden, nachdem er mit Oestreich fertig geworden war. Nun wußte der schlaue Patron recht gut, daß dieser Bissen den Oestreichern Bauchgrimmen machen würde; denn Venedig hatte ja mit Oestreich keinen Krieg geführt, und deshalb mußte eine solche Besitzergreifung böses Blut in dem eroberten Lande erzeugen. Aber darum wars ihm eben zu thun. Oestreich sollte seiner neuen Besitzung gar nicht froh werden. Das war so Bonapartes Art. Was er schenkte, das sollte meist immer ein Nagel zum Sarge, oder wenigstens ein Brand im Gewissen werden. In Italien selbst stiftete er, wie verheißen war, in den eroberten Ländern nach französischem Muster zwei neue Republiken, die er die cisalpinische und die ligurische nannte. Sie blieben natürlich beide fortwährend in der größten Abhängigkeit von Frankreich. Auch Holland war unter gleichen Bedingungen schon früher in eine batavische Republik umgeschaffen worden.

Durch diese Siege war nun Napoleon vollends der Abgott des Heeres und der Franzosen geworden und sein

eigener Stolz und Uebermuth kannte bald keine Grenzen mehr. Damals standen an der Spitze der französischen Republik fünf Direktoren. Diese fingen zwar bereits an, auf Bonapartes stets wachsenden Ruhm neidisch zu werden, und hätten ihn gern über die Seite geschoben, aber sie fürchteten sich vor dem Volke und konnten ihn überdies selbst nicht entbehren. Sogar aus der Geldklemme mußte er ihnen helfen, denn was diesen Punkt angeht, da wußten die Pariser Herren fast nicht mehr zu rathen. Das französische Papiergeld, die Assignaten, waren nun nachgerade bis auf ein halb Prozent ihres Werthes gesunken. Das heißt, 100 Thaler Papier waren noch 12 Sgr. Courant werth. Napoleon hatte aber Geld in Ueberfluß, und hielt in Italien ordentlich einen fürstlichen Hof. Mit Plünderungen, Brandschatzungen, Kriegsbeuten und Kontributionen hatte er in noch nicht anderthalb Jahren nicht nur seine zerlumpte Armee auf den besten Fuß gebracht, sondern konnte auch noch baare Summen nach Paris abgeben. Er handelte aber auch jetzt schon, wie wenn er allein zu befehlen hätte. Nach den Anordnungen der Herrn Direktoren fragte er den Kukuk. Er übersah sie Alle zehnmal. Was er einmal wollte, das setzte er auch durch, es mochte biegen oder brechen. Nun war ihm England fortwährend ein Dorn im Auge, und er hätte für sein Leben gern sein Müthchen an demselben gekühlt. Da kam er, wie er vor Oestreich Ruhe hatte, auf den verwegenen Plan, Englands einträglichen Handel mit dem Morgenlande, so wie die englische Herrschaft im mittelländischen Meere gänzlich zu zerstören. Gedacht, gethan!

Im Mai 1798 schiffte er sich mit einer Armee von 40000 Mann ein, und steuerte zum Erstaunen der Welt gerade auf Aegypten los. Hier wollte er eben, den Engländern zum Ruin, ein neues Reich gründen. Um die Türken für sich zu gewinnen, geberdete er sich, als wäre er selber ein Türke und kein Christ, und in Wahrheit, er war eins so wenig als das Andere. Allein die Muselmänner nahmen seine glatten Worte nicht für baare Münze. Da klopfte er wieder an seinen Degen, und schlug sich mit großem Glücke mit Türken, Mameluken und Arabern herum. Er eroberte wirklich Aegypten, doch machten ihm während dessen auf der See die Engländer fast seine ganze Flotte zu nichte. Nichts destoweniger wuchs in Frankreich sein Ruhm bis ins Unglaubliche, und er wollte nun auch

Syrien und das gelobte Land erobern. Das ging aber doch nicht so, wie er dachte, und er mußte wieder Kehrt machen. Da sah er denn ein, daß seine Armee doch nicht stark genug war, um das auszurichten, was er eigentlich wollte, und als er überdies nach anderthalbjähriger Abwesenheit erfuhr, daß in Frankreich wieder Alles drunter und drüber ginge, und daß seine Anwesenheit dort nöthiger wäre, als je; ließ er plötzlich seine ägyptischen Eroberungen, die er doch nicht hätte halten können, im Stiche, verließ das Heer, und schiffte sich mit mehreren seiner Generale in aller Stille ein. Am 9. Oktober 1799 kam er wieder in Frankreich an und zwar wie gerufen. Seine Reise nach Paris glich einem wahren Triumphzuge. In Paris selbst fand er Alles in Verwirrung und in Parteien zerklüftet. Jede Partei wollte durch einen Staatsstreich dem Lande wieder aufhelfen und jede suchte den Bonaparte für sich zu gewinnen.

Man hatte an der französischen Verfassung nun bei den verschiedensten Gelegenheiten schon so viel gedreht und geändert und wieder geändert, und immer gings so nicht und so nicht, und jetzt eben stack der Karren wieder im dicksten Drecke. Bonaparte sah sich das Ding an, und entschied sich weder für die rothen Republikaner, noch für die Königlichgesinnten, denn bei beiden Parteien hätte er seine Absicht, selbst ans Ruder zu kommen, nicht erreichen können, sondern hielt für jetzt sich zu den gemäßigten Republikanern. Den fünf Direktoren standen damals als gesetzgebende Körper der sogenannte Rath der Alten und der Rath der Fünfhundert gegenüber. Bei dieser Verfassung waren jeder Behörde durch die andere die Hände gebunden, und Napoleon einigte sich mit dem Direktor S i e y e s, der die Seele dieses Planes war, die ganze Verfassung über den Haufen zu werfen. Frankreich sollte dafür von drei K o n s u l n regiert werden. Bonaparte konnte sich auf die in Paris anwesenden Truppen verlassen, und so führte er's denn durch, wo's nicht gutwillig gehen wollte, mit Gewalt. Der Rath der Alten nahm noch am ersten Vernunft an. Der Rath der Fünfhundert wollte sich aufs hohe Pferd setzen, und den neuen Konsul in Hoffnung für vogelfrei erklären; da schickte er unter Trommelwirbel ein Grenadierbataillon in den Sitzungssaal, und ließ die Herren Deputirten statt zu den Thüren, einmal zu den Fenstern hinausspazieren, und damit war die Sache abgethan. Am 19. November 1799 kam die neue Verfassung glücklich zu Stande. Von den

neugebackenen drei Konsuln mußte aber natürlich Einer der Erste sein, und Monsieur Sieyes hatte gemeint, diese Ehre könne ihm gar nicht entgehen. Er hatte im Stillen so ein Plänchen gemacht, Einer von ihnen, und natürlich kein Anderer, als er, sollte als Großkurfürst von Frankreich an der Spitze stehen, und jährlich 600,000 Franken Gehalt beziehen — aber schon in der ersten Dreikonsulssitzung, am Morgen des 20. Nov., ward ihm der Staar gründlich gestochen. Sein Kollege ließ ihn im Stiche, und Napoleon kam obenan. Der konnte das Wort führen, und wußte in allen Stücken Bescheid. Da merkte Sieyes, daß er seinen Meister gefunden, und sagte gleich nach der Sitzung zu seinen Freunden: „Mit uns ist's aus! Der Bonaparte weiß Alles und thut Alles und kann Alles!" Aus Aerger trat er nun ganz von seinem Posten zurück. Sein Kollege folgte ihm. Das war Napoleon gerade recht. Er wählte sich nun ein Paar Holzmänner, die thun mußten, was ihm gefiel. Am 24. Dezember ward er dann feierlich als erster Konsul proklamirt und trat seine neue Gewalt an.

An den Grenzen sah es inzwischen für Frankreich schlimm aus. Während Napoleon in Afrika hauste, war die Frucht aller seiner Siege wieder verloren gegangen. Die hohen Potentaten in Europa hatten's nicht ruhig mit ansehen können, daß der Bonaparte so ganz nach seinem Belieben schaltete, und Aegypten und Syrien nun auch noch an sich reißen wollte. Rußland, England, die Türkei, Neapel und Portugal verbündeten sich gegen Frankreich, und forderten Oestreich auf, gleichfalls diesem Bündnisse beizutreten. Die Gesandten dieses Staates saßen mit vielen Andern noch immer in Rastatt, konnten aber über den Frieden nicht einig werden. Frankreich wollte von Nachgeben nichts wissen. Nun nahm Oestreich im Blick auf jenen Rückhalt einen andern Ton an, und schloß sich zuletzt den Gegnern Frankreichs entschieden an. Da erklärte Frankreich schon im März 1799 den Oestreichern aufs Neue den Krieg. Diesmal aber schiens ihm schlecht zu bekommen. Russische Heere zogen den Oestreichern zu Hülfe, die Franzosen wurden in Deutschland und Italien geschlagen und wieder geschlagen, und als Napoleon aus Aegypten zurückkehrte, fand er's, wie schon gesagt, ganz auf demselben Punkte, als da er zum ersten Mal nach Italien gezogen war. Aber, wie wenn das Glück den Bonaparte zu seinem Schooßkinde ausersehen hätte — kaum war er angekommen,

so brach zwischen dem Kaiser Paul von Rußland, der etwas eigensinniger Natur war, und dem Kaiser von Oestreich Streit aus, und schon im Januar 1800 rief Kaiser Paul seine Truppen zurück. Nun hatte Oestreich den Feind allein auf dem Halse, denn die andern Verbündeten waren theils kopfscheu geworden, theils konnten sie nicht schnell genug bei der Hand sein. Desto schneller ergänzte der erste Konsul seine Truppen und zog neue zusammen. Die Rheinarmee unter General Moreau ward auf 130,000 Mann gebracht, er selbst aber, Bonaparte, richtete sein Augenmerk auf Italien. Ende April zog er mit einer Armee von 40000 Mann nach der Schweiz, und überstieg, was Niemand in so früher Jahreszeit für möglich gehalten hatte, mit derselben die hohen Alpen. Die Kanonen und Munitionswagen ließ er auseinandernehmen, auf Schlitten und Schleifen packen und so, von Menschenhänden gezogen, über die Schneeberge transportiren. Ende Mai stieg er dann ganz unvermuthet in die Ebenen Italiens hernieder, zog die dort befindlichen Truppen an sich, und beschloß die Entscheidung über das Schicksal Italiens durch eine Hauptschlacht schnell herbeizuführen. Schon am 14. Juni fand dieselbe bei Marengo statt, in welcher die Oestreicher gänzlich aufs Haupt geschlagen wurden, so daß ihr Befehlshaber eine Kapitulation bot. Der Waffenstillstand ward geschlossen. Napoleon ordnete im Fluge die Verwaltung der in Italien wieder gewonnenen Landschaften und eilte dann nach Paris zurück. Auch in Deutschland hatte Moreau glücklich gekämpft, so daß auch hier Oestreich am 15. Juli zu einem Waffenstillstande genöthigt wurde. In Paris war Alles über Napoleons schnelle Erfolge in Erstaunen gesetzt. Seine Feinde, die ihm den ersten Konsul nicht vergeben konnten, hatten sich während seiner Abwesenheit wieder geregt, mußten sich aber natürlich nun ducken. Dennoch hätte Napoleon, um die innern Angelegenheiten Frankreichs erst in Ordnung zu bringen, jetzt gern Frieden gehabt; da er aber mit seinen Forderungen zu unerträglich hoch fuhr, zerschlugen sich die Verhandlungen, und am 9. Nov. ward der Waffenstillstand schon wieder aufgekündigt. Oestreich hatte sich mit aller Macht gerüstet, aber seine Heere traf Unglück auf Unglück. Die Franzosen drangen überall siegreich vor. Schon am 25. Dezember mußte es in Deutschland, am 26. Januar 1801 auch in Italien um einen neuen Waffenstillstand nachsuchen, und die Friedensunterhandlungen fingen wieder von vorne

an. Was dazumal den Franzosen besonders Oberwasser gab, war der Umstand, daß der russische Kaiser sich auch mit England verzwirnt hatte, und demzufolge mit Preußen, Schweden und Dänemark ein Bündniß gegen England schloß. Dadurch wurde diesem gefährlichsten Feinde Frankreichs der Daumen aufs Auge gehalten, und Oestreich mußte nun zu den französischen Forderungen um so eher Ja sagen. Bereits am 9. Februar 1801 kam der Friede von Lüneville zu Stande. Da wurde denn auch England kriegsmüde und neigte sich zum Frieden. Ein Jahr darauf, am 25. März 1802, ward er zu Amiens zwischen Großbrittanien und Frankreich geschlossen.

So waren kaum zwei Jahre verflossen, seit Napoleon von Aegypten zurückgekehrt war, und das von ganz Europa angegriffene Frankreich stand wieder als weltgebietende Macht da, größer und mächtiger als je, denn es hatte seine Grenzen nach allen Seiten erweitert. Jetzt dachte Napoleon zunächst an eine Befestigung der Zustände im Innern. Er war ein schlauer Patron. Für seine eigene Person fragte er nicht nach Gott und seinen heiligen Geboten — das aber merkte er wohl, ohne Religion konnte er seine Macht nimmermehr in den Herzen des Volkes fest gründen. Deshalb war seine erste Sorge, mit dem Pabste in gutes Vernehmen zu kommen, und das schmählich darnieder getretene Christenthum in Frankreich wieder zur Herrschaft zu bringen. Er meinte, für das Volk muß eine mächtige Kirche da sein, die den Pöbel beherrscht, aber diese Kirche wollte er dann wieder beherrschen und zu seinen Zwecken gebrauchen. Seht, auch der Teufel ist nur unseres Herrgotts Kettenhund, und muß wider Willen die heiligen Absichten Gottes erfüllen helfen. So mußte denn auch Napoleon, diese Strafgeißel Gottes, dazu dienen, die ewigen Ordnungen Gottes wieder herzustellen, und ob er wohl meinte, er thäte es um seines eigenen Vortheils willen, so waren es doch gerade diese ewigen Ordnungen Gottes, die ihn selbst hinterher von seiner Höhe herabstürzten. Man erzählt sich in deutschen Landen manches Mährchen von Kirchen, die der Teufel hat bauen helfen und dafür die Seele des Baumeisters zum Lohne erhalten hat. Nur die Kirche blieb allemal stehen, wenn auch dem Baumeister das Genick gebrochen war, und der Gemeine Gottes darin konnte der Teufel nichts anhaben. Gerade so geschah es Napoleon. Er bauete die Kirche wieder, aber nicht zu Gottes Lobe, sondern

zu seinem eigenen, denn nicht um Gottes Ehre war's ihm zu thun, sondern um seine eigene, und als er fertig war mit Bauen, da fiel er selbst von seinem hohen Gerüste herab, der ewigen Vergeltung zum Opfer. Die Kirche aber blieb stehen, und steht noch heute, und wird bleiben bis ans Ende der Tage, wie auch die Feinde schnauben. So nahm sich Napoleon auch der Schulen an, mit denen es dazumal gräulich in Frankreich aussah. Seit acht Jahren war so gut wie gar kein Unterricht im Lande gewesen. Das Volk wuchs roh und wild und ärger als die Heiden in die Höhe. Aber wiederum wars ihm nur um seinen eigenen Vortheil zu thun. In die neuen Franzosenschulen wurden die Schüler hinein und herausgetrommelt, mußten Soldatenröcke anziehen, und vor allen Dingen tüchtig exerciren, damit sie, was Napoleon am nöthigsten brauchte, Kriegszucht und Knechtsgehorsam lernten.

Der Pabst ging auf Napoleons Anträge ein, und die katholische Kirche wurde wieder zur herrschenden in Frankreich erhoben. Da der Verkauf der geistlichen Güter sich nicht wieder ungeschehen machen ließ, wurde den Geistlichen aus den Staatseinkünften ein genügendes Auskommen verbürgt, und am 15. August 1802, dem Geburtstage Napoleons, ward die neugeordnete Kirche Frankreichs durch eine besondere Feierlichkeit in der Notredamekirche zu Paris eröffnet. Schon vorher, am 2. August, hatte es Napoleon durch schlaue Benutzung des Augenblicks dahin gebracht, daß er zum lebenslänglichen ersten Konsul ernannt worden war. Und damit mags denn auch für heute genug sein.

Drittes Kapitel.

Der Reichsdeputationshauptschluß. Napoleon wird Kaiser. Neuer Krieg mit Oestreich.

Sprw. Sal. 28, 2. „Um des Landes Sünde willen geschehen viele Veränderungen der Fürstenthümer."

„Wir kommen heute zu einem Abschnitte der deutschen Geschichte", nahm der Förster am folgenden Abend das Wort, „von dem ich wollte, ich brauchte Euch nicht zu erzählen, nämlich zu dem berüchtigten Reichsdeputationshauptschlusse, der zu Deutschlands ewiger Schmach und Schande gereichen wird. Ich muß aber ein

Bischen weit ausholen, um Allen deutlich zu machen, was es mit diesem seltsamen Namen auf sich hat.

Der Kaiser von Oestreich führte diesen Titel nicht etwa, wie heutigen Tages, Oestreichs willen, denn für dies Land war er damals bloß Erzherzog von Oestreich — sondern er war des heiligen, römischen Reiches Kaiser, und so weit die deutsche Zunge reichte, hatte er ein Wort mitzureden, hatte auf Recht und Gesetz zu halten und sich Jedes anzunehmen, dem in seinen Rechten Gewalt angethan werden sollte. Freilich war dieser Reichsverband aller deutschen Fürsten und Herren unter einem Kaiser schon längst so locker und lose geworden, daß an dem Kaisermantel des heiligen, römischen Reiches keine Naht mehr halten wollte. Die Reichsstände kümmerten sich nicht mehr um ihren Kaiser und fragten wenig, oder gar nicht nach ihm. Es war eben Alles faul im lieben, deutschen Vaterlande. Nun war beim Frieden von Lüneville ausgemacht worden, daß den Franzosen alles deutsche Land jenseit des Rheines zufallen sollte. Der Rhein sollte hinfort die Grenze bilden zwischen Deutschland und Frankreich. Dadurch wurden außer Oestreich viele deutsche Fürsten in ihrem Besitzthum schwer beeinträchtigt, und kamen zum Theil ganz um Land und Leute. Kaiser Franz aber hatte diesen Frieden zugleich im Namen des Reiches geschlossen, obgleich er dazu keine Vollmacht hatte. Die Reichsstände indeß genehmigten den Friedensschluß, denn Alles war des langen Krieges satt und überdrüssig, und sehnte sich nach Frieden. Nun sollten die über dem Rhein angesessenen deutschen Fürsten im übrigen Deutschland entschädigt werden, und Napoleon hatte zugleich mit durchgesetzt, daß auch etliche italienische Fürsten, denen er ihr Land genommen hatte, in Deutschland neues Besitzthum erhalten sollten. Wo aber so viel Land hernehmen?

Schon bei den Rastatter Verhandlungen war man auf einen Ausweg gekommen, der schien auch jetzt Allen der bequemste. Es gab nämlich in Deutschland eine große Menge geistlicher Herrschaften. Nicht allein hatten viele Abteien und Bisthümer reichen Besitz an Land und Leuten, es gab auch geistliche Kurfürsten mit großem Ländergebiete. Außerdem waren eine Menge freier Reichsstädte und Reichsdörfer vorhanden. Auf diese, sonderlich auf die geistlichen Herren, war es nun abgesehen. Die sollten ihren Besitz verlieren, und mit demselben die übrigen entschädigt wer-

den. Es wurde eine Reichsdeputation aus acht deutschen Fürsten erwählt, die sollte die Entschädigungsfrage in die Hand nehmen und zum Abschlusse bringen. Aber an der Gewalt, die damit dem Rechte angethan wurde, durfte es noch nicht genug sein; Deutschland sollte noch mehr erniedrigt werden. Das Schmählichste, was das deutsche Reich je erlebt hatte, geschah. Statt die Entscheidung dieser Reichsdeputation abzuwarten, meinten die deutschen Fürsten, daß im Grunde Bonaparte doch das gewichtigste Wort zu sprechen habe, und nun drängte sich in blinder Ländergier Alles um den Hof des übermüthigen Emporkömmlings, und schmeichelte und wedelte um den ersten Konsul herum, so daß er richtig bald durch diese freiwillige Erniedrigung, in der sich die alten deutschen Fürstengeschlechter gegenseitig überboten, alle Entscheidung allein in den Händen hatte. Es lag ihm daran, Oestreichs Macht und Einfluß zu brechen, und das geschah am besten, wenn er die andern deutschen Fürsten größer machte. So verabredete er denn mit Preußen und Würtemberg Alles vorher, was werden sollte, und wußte dann den Kaiser von Rußland zu bestimmen, daß dieser gleichfalls seine Genehmigung zu dem abgekarteten Plane gab. Noch war die Reichsdeputation nicht einmal zusammen getreten, da war er schon mit Allem fertig, und als nun endlich die gewählten deutschen Fürsten an ihr Werk gehen wollten, da übergaben am 18. August 1802 die beiden unberufenen Vermittler Frankreich und Rußland, die doch die deutschen Angelegenheiten gar nichts angingen, den festgestellten Entschädigungsplan mit der Erklärung, dabei müsse es sein Bewenden haben. Binnen 2 Monaten solle sich die Reichsdeputation erklären, ob sie Ja sagen wolle, oder nicht. So weit war es in deutschen Landen gekommen! Vergebens protestirte der Kaiser gegen dies Verfahren — der eigne Vortheil vieler deutschen Fürsten kam ins Spiel — es wurde hin und hergestritten, einige Abänderungen wurden gemacht und von den Vermittlern zugestanden, und so kam am 25. Febr. 1803 der Reichsdeputationshauptschluß, üblen Andenkens, zu Stande. Am 24. März ward er vom Reichstage, und am 27. April vom Kaiser bestätigt. Viel unrecht Gut war damit an die Fürsten gekommen, und so war denn auch ein Bann unter Israel, daß es vor seinen Feinden nicht stehen konnte. Preußen hatte 45 □Meilen verloren und bekam 235 dafür wieder. Baden bekam für 8 □Meilen ihrer 60, Hessen-

darmstadt für 13 an 100 und sofort. Viele Fürsten erhielten Länderstrecken, ohne eigentlich etwas verloren zu haben. Von allen freien Reichsstädten blieben nur 6 übrig. Aber unrecht Gut gedeiht nicht und wir werden sehen, wie es von nun an in Deutschland bergab ging. Vorher aber giebts erst noch von Frankreich mancherlei zu erzählen.

England und Frankreich konnten nicht lange Frieden halten. Von beiden Seiten meinte man, es läge an gewissen Friedensbedingungen, ich meine aber, es liegt am Blute. Erst begann der Krieg mit der Feder. Nachdem die Zeitungen genug gegenseitig aufgestachelt hatten, ward schon im Mai 1803 der Krieg aufs Neue erklärt. England verließ sich auf seine Macht zu Wasser, Frankreich pochte auf seine Heere. Es ist wahr, auf dem Wasser hatte Frankreich bis jetzt noch immer den Kürzeren gezogen, und England liegt, wie Ihr wißt, mitten im Meer. Nun hatte aber der König von England in Deutschland ein schön Stück Land inne. Er war zugleich Churfürst von Hannover. Um Hannover seinem Todfeinde wegzukapern, brauchte Napoleon nicht übers Meer. Er griff rasch zu und ließ das Land militairisch besetzen. Schon am 5. Juni zogen seine Truppen in der Hauptstadt ein. Der König von England klagte bei Kaiser und Reich über diese Besetzung seiner Reichslande. Er hätte eben so gut den Kaiser von China anrufen können. Das heilige römische Reich that, als wenn ein Hund gebellt hätte, als ginge ihm die Sache gar nichts an. Was hätte man nach der schmählichen Reichsdeputationsgeschichte auch anderes erwarten sollen? England suchte nun seinem Feinde auf eigne Faust einen Herzstich zu geben. Es beförderte im Innern Frankreichs auf alle Weise die noch immer heimlich thätige bourbonische Partei. Ende 1803 und anfangs 1804 wurden Reste der französischen Emigranten heimlich an die französische Küste gebracht, und erhielten Geldunterstützungen. Sie sollten im Lande Verschwörungen anzetteln und dann von England mit Truppen unterstützt werden. Napoleon aber hatte seine Luchsaugen überall. Eine Menge Verhaftungen fanden statt, und etliche Rädelsführer wurden später guillotinirt. Es war sogar in England die Rede davon gewesen, den Bruder des hingerichteten Königs nach Frankreich zu schicken, wenn der Aufstand irgend glücklichen Fortgang versprechen würde. Napoleon hörte jedes Wort, was drüben in London noch so heimlich gesprochen wurde und

dieser Plan war gerade Wasser auf seine Mühle. Er hätte für sein Leben gern einem königlichen Prinzen den Garaus gemacht, um die eingefleischten Republikaner, die ihn fortwährend mißtrauisch anschielten, wieder mit sich auszusöhnen. Er ließ deswegen scharf an der Küste aufpassen, aber es kam kein Prinz. Da wendete er seine Augen nach einer anderen Seite, um seinen Zweck zu erreichen. In dem Städtchen Eppenheim im Großherzogthum Baden, nahe an der französischen Grenze, hielt sich ein naher Verwandter des vertriebenen königlichen Hauses auf, der Prinz Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, der früher tapfer gegen die Republik gekämpft hatte, aber jetzt ein harmloses Leben führte. Diesen beschloß Napoleon zu verderben. Er redete sich selber ein, daß der Prinz das Haupt einer gegen ihn gerichteten Verschwörung sei; denn immer mehr hatte sich in seiner Seele der Teufelsgedanke festgesetzt, es müsse zur Befestigung seiner Macht ein königliches Opfer fallen. Das Blut eines bourbonischen Prinzen sollte den Königlichgesinnten alle Hoffnung für immer abschneiden, und ihre Gegner, die Königsmörder, günstig für ihn stimmen. Mitten im Frieden und in einer neutralen Stadt, auf deutschem Grund und Boden, geschah der Frevel. Am 10. März 1804 gab Napoleon seine Befehle, und am 15. ward der Herzog durch ein Militairkommando in Eppenheim aufgehoben. Mit Handschellen gefesselt schleppte man ihn erst nach Straßburg und dann nach Paris, wo er den 20. März Nachmittags ankam. Sofort ward er vor ein Kriegsgericht gestellt, an dessen Spitze Murat, der nachmalige König von Neapel und Schwager Napoleons stand. Ohne daß sich auch nur der geringste Beweis gegen ihn vorfand, wurde er, weil es Napoleon so wollte, zum Tode verurtheilt, und schon am 21. März um 4 Uhr des Morgens im Schloßgraben zu Vincennes erschossen. Für diesen offenbaren Mord sollte Gottes offenbare Strafe nicht ausbleiben. Als nachmals der König von Neapel selbst standrechtlich erschossen wurde, mag er wohl an die blutige Gestalt des Herzogs von Enghien gedacht haben. „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein!"

Für Napoleon sollte die Leiche des Prinzen eine Stufe zum Throne werden, und sie wurde es. Gott läßt es dem Gottlosen oft gelingen, um ihn hernach zum Exempel der Welt desto tiefer zu stürzen. Die Gerüchte wur-

den immer mehr in Umlauf gesetzt, daß ganz Frankreich von Verschwörungen gegen die gegenwärtige Regierung wimmele. Es hieß, etwas Außerordentliches müsse geschehen, wenn das Land nicht vollends zu Grunde gehen sollte. Napoleon kannte seine Leute und wußte durch seine Helfershelfer den großen Haufen trefflich zu bearbeiten. Es sagt einmal Einer in einem Buche von den Franzosen: „Sie sind ein sonderlich Volk. Ob sie auch noch so großen Hunger haben, kann man sie doch ohne Brot und Fleisch lange hinfüttern mit schönen Worten und neuen Dingen." So ist's noch heute. Schon am 30. April ward in der Versammlung der Volkstribunen, so hieß jetzt eine Abtheilung der Volksvertreter, der Vorschlag gemacht, Napoleon zum erblichen Kaiser von Frankreich zu erklären, damit die Revolution endlich für immer geschlossen werde. Der Ruf: Es lebe der Kaiser! antwortete. Der Senat wollte für sich noch einige Vorbehalte machen — Napoleon aber ließ sich auf nichts ein — und so ward der Mörder des Herzogs von Enghien erblicher und unverantwortlicher Kaiser der Franzosen und bestieg den Thron des heiligen Ludwig. Am 18. Mai 1804 verkündeten 101 Kanonenschüsse der Stadt Paris die Einsetzung Kaiser Napoleons des ersten. „Mein Vater hat euch mit Ruthen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen," hieß es nun auch in Frankreich. Die Nation, die zuerst die Gleichberechtigung Aller, die den gotteslästerlichen Grundsatz der Volkssouverainetät ausgesprochen, und ihren eigenen König auf das Blutgerüst geschleppt hatte, die mußte jetzt den Nacken unter die Zuchtruthe des Mannes beugen, der keinen andern Willen kannte, als seinen eigenen. — Nun richtete sich Napoleon in dem königlichen Schlosse der Tuillerien kaiserlich ein. Seine Brüder und Schwestern erhielten den Titel kaiserliche Hoheit; Reichswürdenträger wurden ernannt, und achtzehn seiner Generale wurden zu Marschällen von Frankreich gemacht. Der republikanische Geist war dem Bonaparte mit Stumpf und Stiel ausgetrieben. Das war derselbe Mann, der sich früher Bürger Brutus Ohnehosen genannt hatte, und der für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu schwärmen schien. Nun kams an den Tag, weß Geistes Kind er eigentlich war. Wenn aber an den Seelen unserer heutigen Republikanerhäupter das Inwendige nach Außen gekehrt werden könnte, so würde auch nichts weiter als die

nackte Herrschgier zu Tage kommen. Man könnte drüber lachen, wenn man solche Seelenumkrempelung mit ansieht, nur liegt gerade in diesem Falle ein so tiefer Ernst dahinter. Wie die Kirche, so sollte Napoleon auch die Monarchie nach Gottes Rathschlusse in Frankreich wieder herstellen, und als er es gethan, als er sein Ziel erfüllt hatte, da ward er weggeworfen, wie eine verbrauchte Feder, mit der Gott seine ewigen Ordnungen den Völkern wieder vorgeschrieben hatte.

Um seinen Thron vor den Augen der ganzen Welt zu befestigen, beschloß Napoleon sich durch die eigenen Hände des Pabstes feierlich krönen zu lassen. Es wurden sofort Unterhandlungen mit Rom angeknüpft, und der Pabst zeigte sich willig. Er dachte eben nur an die äußeren Vortheile, die diese Krönung der Kirche bringen würde. Ende Oktober reiste er von Rom ab, und wurde in Frankreich überall mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen. Was hätte auch Napoleon die Krönung durch einen verachteten Pabst helfen können? Kaiser und Hofstaat übten die Krönungsfeierlichkeit förmlich wie eine Komödie ein, und am 2. Dezember 1804 ward dann das Stück öffentlich in der Notredamekirche gespielt. Vorher gabs aber noch einen ärgerlichen Auftritt. Als neugebackener General hatte Napoleon 1795 die Maitresse des damaligen Direktors Barras, Josephine, verwittwete Beauharnois, geheirathet, natürlich nur per Zivil, hatte auch späterhin kein Bedürfniß gespürt, den Segen der Kirche nachzuholen. Die katholische Kirche aber erkennt solche Ehe nicht an; Napoleon hätte also auch Josephinen, als seinem ehelichen Gemahl, die Krone nicht aufsetzen dürfen, und damit wäre ja ein Hauptakt der Komödie weggefallen. Da ward denn, um keinen öffentlichen Skandal zu geben, um Mitternacht vor der Krönung in einem kleinen Kabinette neben Napoleons Schlafzimmer die priesterliche Einsegnung nachgeholt.

Schon vor seiner Krönung hatte Napoleon den beiden von ihm eingesetzten Republiken einen Wink mit dem Zaunpfahle gegeben, daß auch sie ihre Verfassung zu ändern hätten, und Beide hatten demüthig gebeten, daß der Kaiser es sich wolle gefallen lassen, auch Italien mit seinem milden Zepter zu beglücken. Am 26. Mai setzte er sich im Dome von Mailand selbst die italienische Königskrone aufs Haupt. Das Gebiet der beiden Republiken wurde

dem Kaiserstaate einverleibt, und er ließ seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, als Vicekönig von Italien zurück.

Inzwischen thürmte sich in Morgen und Mitternacht wieder ein neues Gewitter gegen Frankreich auf. Wenn auch Deutschland sich die Verletzung des Völkerrechtes und die schändliche Ermordung des Herzogs von Enghien hatte gefallen lassen, so protestirten doch die dem Herzog verwandten Höfe von Rußland und England heftig dagegen. Napoleon antwortete grob: das ginge sie nichts an! und schon am 11. April 1805 verbündeten sich Rußland und England, später auch Schweden aufs Neue zum Kriege gegen Napoleon. Oestreich, das durch dessen Auftreten in Italien schwer verletzt war, trat am 9. August diesem Bündnisse bei. Es sollte auch diesmal wieder die Last des Krieges fast allein zu tragen haben, denn seine Länder lagen Frankreich am nächsten, und von den Andern hieß es: weit davon, ist gut vorm Schuß. Schon im August setzten sich die östreichschen Armeen in Bewegung, diesmal in drei Heerhaufen, von drei Erzherzogen geführt.

Die große Frage war nun, wie sich unser Preußenland bei dem neuen Kriege verhalten würde. Jedem Theile mußte natürlich aufs Höchste daran gelegen sein, diese Macht für sich zu gewinnen. Die verbündeten Monarchen wendeten Alles an, um den König auf ihre Seite zu ziehen. Unser seliger Herr schwankte; Napoleon hatte sich bisher immer vor allen Andern freundlich gegen ihn gehalten, und ließ es jetzt vollends an schönen Worten nicht fehlen — der König mochte sein Volk nicht in Kriegsjammer bringen, kurz, er erklärte, er wolle in diesem Kriege neutral bleiben.

Schon am 1. Oktober war Napoleon auf deutschem Grund und Boden. Der Kurfürst von Baden, dessen Gebiet bei der Wegführung des Herzogs von Enghien verletzt, und um dessentwillen doch eigentlich der Krieg angefangen war, schloß sich den Franzosen an, ebenso der Kurfürst von Baiern. Die östreichschen Truppen waren in schnellen Märschen bis Ulm an der badenschen Grenze vorgedrungen. Ihre ganze rechte Flanke war dabei freilich bloß gestellt, denn die in Hannover aufgestellten französischen Truppen konnten der so weit vorgedrungenen Armee in den Rücken gerathen; aber der östreichsche Feldherr Mack rechnete darauf, daß auf seinem rechten Flügel das Anspach-Baireuthsche Gebiet lag, welches damals dem

Könige von Preußen gehörte und welches, weil diese Macht neutral bleiben wollte, nicht verletzt werden durfte. Aber er verrechnete sich. Was fragte Napoleon nach dem Völkerrechte? Marschall Bernadotte zog auf seinen Befehl, ohne daß in Berlin bei Sr. Majestät angefragt war, durch das Anspachsche Gebiet und kam den Oestreichern in den Rücken. Zugleich griffen die Franzosen in der Fronte an. General Mack hatte auch diesmal nicht von der alten, den Oestreichern schon so oft übel bekommenen Gewohnheit lassen können, die Armee in weitläufigen Stellungen zu verzetteln. Nun kam ihm Alles zu rasch auf den Hals, und daß er die Franzosen im Rücken hatte, ließ ihn vollends den Kopf verlieren. Ein großer Theil seiner Armee ward zerstreut und gefangen genommen. Erzherzog Ferdinand wollte sich mit 25000 Mann nach Böhmen durchschlagen, brachte aber nur 2000 Reiter durch, die übrigen wurden niedergehauen oder gefangen. Mack selbst ward mit 25000 Mann in Ulm eingeschlossen, kapitulirte und streckte mit seinen Truppen am 20. Oktober das Gewehr.

Unterdessen war in Berlin die Verletzung des preußischen Gebiets durch die französischen Truppen sehr übel aufgenommen worden. Die Verbündeten versäumten nichts, um unsern König zu einem entscheidenden Schritte zu bringen. Der Kaiser Alexander kam selbst nach Berlin. Die Stimmung im Volke war allgemein gegen die Franzosen, und am 3. November ward endlich in Potsdam ein Bündniß zwischen Preußen und Rußland geschlossen. Doch setzte man sich so, daß nöthigenfalls noch Alles friedlich ausgeglichen werden konnte. Der preußische Minister von Haugwitz sollte zu Napoleon ins Hauptquartier reisen und diesem Vorschläge zum Frieden machen. Ginge Napoleon nicht darauf ein, so wollte Preußen am 15. Dezember den Krieg beginnen. Sofort aber wurden drei preußische Heere gebildet, um für alle Fälle in Bereitschaft zu sein. Leider kam Alles anders, als man dachte, und aber leider durch unsere Schuld. Für Preußen aber, das von nun an ernstlich mit ins Spiel kommt, muß ich einen frischen Abend haben, damit sich Schuld und Strafe besser übersehen läßt. Wir schließen also für heute mit den neuen Hoffnungen der Verbündeten, um das nächste Mal zu sehen, wie sie zu Schanden wurden, und dann den tiefsten Gang mit einander bergab zu thun."

Viertes Kapitel.

Der Feldzug von 1806.

Jer. 3, 25. „Darauf wir uns verließen, das ist uns jetzt eitel Schande, und deß wir uns trösteten, deß müssen wir uns jetzt schämen."

„Wollte mir voriges Mal schon das Erzählen schwer fallen, so gehts mir heute noch viel saurer ein," meinte der Förster. „Von den Sünden seines Geburtsortes spricht Einer allenfalls ohne sonderliche Beschwer; von der Schande jedoch des eigenen Hauses schwiege wohl Jeder lieber ganz. Ich aber muß berichten, wie der Versucher an unser Preußen herantrat und wie dieses nicht sprach: Hebe dich hinweg Satan! sondern wie es in den verbotenen Apfel biß, und wie übel ihm das Essen bekommen ist.

Wir waren bei den Siegen der Franzosen vor und in Ulm stehen geblieben. Die Oestreicher gingen unter steten Verlusten zurück, um sich mit den nachrückenden Russen tiefer im eigenen Lande zu vereinigen. Die Franzosen stürmten nach, und zogen bereits am 15. November in der Kaiserstadt Wien ein, während drüben auf dem linken Ufer der Donau, im Mährenlande, die russischen und östreichschen Truppen sich sammelten. Kaiser Alexander kam selber zur Armee. Napoleon hatte im kaiserlichen Schlosse zu Wien Residenz genommen, und unterhandelte von hier um den Frieden. Seine Lage war, wenn Preußen sich gegen ihn erklärte, und Russen und Oestreicher ihre Streitkräfte zusammenzogen, gefährlich genug. Da die Unterhandlungen nicht so gingen, wie er wollte, brach er kurz ab; denn Alles kam ihm darauf an, die Verbündeten anzugreifen, ehe Erzherzog Karl mit seiner Armee aus Italien zu Hülfe ziehen konnte. Er setzte also über den Donaufluß und drängte zu einer Entscheidungsschlacht. Um diese Zeit traf der preußische Minister in seinem Hauptquartiere ein. Mit einem Blicke durchschaute Napoleon den Mann, und meinte, es würde sich nach einer gewonnenen Schlacht ganz anders mit ihm reden lassen. Drum schickte er ihn vorläufig nach Wien. Der schlaue Menschenkenner hatte sich nicht verrechnet.

Die Verbündeten hätten nun unter so bewandten Umständen unter keiner Bedingung eine Schlacht annehmen sollen. Jeder Tag längeren Verzuges brachte ihnen neue

Verstärkungen. Erzherzog Karl zog mit der italienischen Armee immer näher heran, und Preußens Hülfe stand in nächster Aussicht. Aber sie wagtens doch. Am 2. Dezember, dem Jahrestage von Napoleons Kaiserkrönung, kam es zu der mörderischen Schlacht bei Austerlitz, in welcher trotz der tapfersten Gegenwehr die Verbündeten aufs Haupt geschlagen wurden. Sie verloren 20000 Todte, 20000 Gefangene, 40 Fahnen und 200 Kanonen. Dennoch stand auch nach der verlorenen Schlacht ihre Sache noch keineswegs verzweifelt. Der Verlust auf französischer Seite war fast eben so stark; Erzherzog Karl nahte mit frischen Kräften, in Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand gleichfalls 20000 Mann zusammengebracht und ein russischer General war mit neuer bedeutender Verstärkung bereits unterwegs. Aber Napoleons Glück hatte Alles in Bestürzung gesetzt. Kaiser Franz kam selber ins französische Lager und bat um Waffenstillstand, den die Franzosen fast noch nöthiger brauchten, als die Verbündeten. Napoleon diktirte einen vorläufigen Frieden und der russische Kaiser, als er sah, wie die Sachen standen, reiste verstimmt nach Petersburg zurück.

Nun hielts Napoleon an der Zeit, mit dem preußischen Minister zu sprechen. Am 15. Dezember, demselben Tage, an welchem Preußen die Feindseligkeiten beginnen wollte, falls Napoleon auf die ihm vordiktirten Friedensbedingungen nicht eingehen würde, ließ er ihn vor. Die Schlacht hatte besser gewirkt, als ein niederschlagendes Pulver. Unser Herr Minister war so kleinlaut geworden, daß er bei dieser Audienz auch nicht einmal ein Wort von jenen Bedingungen fallen ließ, sondern, um nur etwas zu thun, sich bloß bitter über die preußische Gebietsverletzung beklagte. Der Sieger von Austerlitz hatte seinen Plan bald gefaßt. Er mußte Preußen bei Gutem zu erhalten suchen, denn noch immer hätte ihn ein entschiedenes Auftreten dieser Macht in die gefährlichste Lage bringen können. Er entschuldigte sich also mit schönen Worten, wollte aber, wie er sagte, möglichst schnell ins Reine kommen und verlangte drum unumwundene Antwort, ob Krieg oder Frieden? Für den letzteren Fall stellte er goldene Berge in Aussicht. Preußen hatte nach Abzug der französischen Truppen das dem befreundeten Könige von England zugehörige Hannover besetzt. Dies selbe Land Hannover sollte es als Eroberung behalten, wenn

es Frieden mit Frankreich hielte. Haugwitz ging auf den saubern Plan ein und reiste nach Berlin zurück. Nun war Oestreich die letzte Hoffnung genommen, und es sah sich zum bestimmten Friedensschlusse genöthigt, der denn auch am 26. Dezember 1805 in Preßburg zu Stande kam. Oestreich mußte das Gebiet von Venedig an Frankreich, die treue Provinz Tyrol an Baiern, an Würtemberg und Baden aber Vorderöstreich und das Breisgau abtreten. Außerdem erhielten die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg zum Dank dafür, daß sie Napoleon gegen ihren rechtmäßigen Kaiser beigestanden hatten, den Königstitel.

Als der Minister von Haugwitz in Berlin seinen Vortrag machte, war anfangs Alles höchlich entrüstet über ihn. Auf solche Weise von einem Lande Besitz zu nehmen, ging denn doch wider alle Treue und Glauben. Freilich, beim Reichsdeputationshauptschlusse wars auch nicht besser hergegangen, und Hannover paßte so schön, um das preußische Gebiet abzurunden. Ein Staatsrath wurde zusammenberufen und endlich beschlossen, Hannover nur vorläufig besetzt zu halten, um dann bei einem künftigen allgemeinen Friedensschlusse bessere Ansprüche in Händen zu haben, und die Sachen vortheilhafter drehen und wenden zu können. Man gab also dem Teufel eine Hand. Schon am 14. Januar reiste Haugwitz nach Paris, um dem Kaiser das Eingehen Preußens auf seinen Vertrag anzuzeigen. Nun hatte es Napoleon mit dieser Macht dahin, wohin er es mit ihr haben wollte. Wie der Versucher war er um uns herumgeschlichen, und mit teuflischer Freude sah er, daß wir Schritt vor Schritt in seine Falle gingen. Nun hatte er Preußen mit den übrigen Mächten entzweit, und unseren guten Namen vor ihnen stinkend gemacht — nun nahm er auch die Maske von seinem Angesichte. Schon nach wenigen Wochen zeigte sich, wie ers mit Preußen meinte. Er brauchte nun keine Rücksichten mehr zu nehmen, denn wir standen allein. Darum änderte er denn auch bald die Sprache. In dem Wiener Vertrage war zugleich festgesetzt worden, daß Preußen das Anspachsche Gebiet an Baiern abtreten, und dafür von diesem Reiche ein anderes Stück Land als Entschädigung erhalten sollte. Jetzt verlangte Napoleon, Preußen sollte Anspach ohne Entschädigung abtreten. Was sollte unser König thun? Die Hände waren ihm gebunden, er hätte

nun nach dem Rücktritte aller Verbündeten den Krieg allein wieder anfangen müssen. Preußen räumte das Anspachsche und trat das Fürstenthum Neuenburg ab. Dafür nahm es denn nun am 1. April wirklichen Besitz von Hannover. So weit war das ursprüngliche Rechtsgefühl unterdrückt. Wer dem Teufel die Hand giebt, den hat er bald ganz. Napoleon aber zeigte seine Verachtung Preußens nun immer unverholener. Um seinen eigenen Thron zu befestigen, machte er seine Brüder und Verwandten gleichfalls zu Kronenträgern. Er wollte an der Spitze einer ganzen Königsfamilie stehen. So ernannte er seine Brüder Joseph und Louis zu Königen von Neapel und Holland, und sein Schwager Joachim Murat erhielt am 15. März das deutsche Großherzogthum Berg. Da lag nun in dessen Gebiete ein Stück preußisches Land eingeschlossen, von dem nahm der neue Großherzog ohne Weiteres Besitz. Preußen mußte es sich ruhig gefallen lassen. Dann im Sommer 1806 stiftete Napoleon, der immer den Plan im Auge hatte, Oestreich zu schwächen, den sogenannten Rheinbund. Die Könige von Baiern und Würtemberg und 14 andere deutsche Fürsten sagten sich vom Reiche los, und stellten sich unter Napoleons Oberherrlichkeit. Preußen erfuhr, als neue Demüthigung, nichts eher davon, als bis Alles abgeschlossen war. Da sagte sich am 6. August 1806 Franz der zweite von der römischen Kaiserwürde los und erklärte das Reich für aufgelöst. Er selbst hatte schon vorher den Titel eines Kaisers von Oestreich angenommen.

In Berlin knirschte man mit den Zähnen über das treulose Verfahren Napoleons. Eine große Partei wollte den Krieg mit Frankreich, doch gabs freilich auch unter uns noch Leute genug, die es mit den Franzosen gern fortgehalten hätten. Selbst im Ministerium standen sich die beiden Parteien gegenüber, Hardenberg auf der einen, Haugwitz auf der andern Seite. Der König wollte das Land gern schonen und war darum gegen den Krieg, unsere hochselige, unvergeßliche Königin Louise aber hatte schon damals das Herz auf dem rechten Flecke. Da nahmen die Dinge plötzlich eine unerwartete Wendung. England hatte den Krieg gegen Frankreich hartnäckig fortgesetzt und wie Frankreich zu Lande, so war England zu Wasser fortwährend glücklich. Zuletzt hatte der englische Admiral Nelson über die vereinigte französische und

spanische Flotte bei Trafalgar seinen berühmten Sieg erfochten, den er mit seinem Leben bezahlte. Da hätte Napoleon gern Frieden mit dem gefährlichen Nachbar geschlossen, und auch England zeigte sich dazu unter Bedingungen bereit. Der Wiederbesitz Hannovers stand natürlich obenan. Napoleon sagte es, ohne in Berlin nur einmal anzufragen, ohne Weiteres zu, trotzdem daß er den Besitz dieses Landes Preußen verbürgt hatte. Nun sah man, wie es gemeint war. Nun mußten auch dem Blindesten die Augen aufgehen. Allgemeine Entrüstung sprach sich im Lande aus und in Berlin wurde der französische Gesandte öffentlich beschimpft. Nun war auch der Krieg nicht länger zu vermeiden. Schon im September wurden drei große Heerhaufen in Bewegung gesetzt.

Unsere Armee aber hatte den alten Fritzen im Kopfe, und träumte mit großer Sicherheit vom Siege. Aber in Wahrheit sah es ganz anders aus, als zu des alten Fritzen Zeiten. Das preußische Heer hatte seit 12 Jahren keinen Krieg gehabt, während Napoleons Truppen nicht aus der Uebung gekommen, und sieggewohnt waren. Auch hielten die preußischen Heerführer und Offiziere mit den französischen keinen Vergleich aus. Die Letzteren waren nur durch Muth und Kriegstüchtigkeit in die Höhe gekommen, und fast Alle in den besten Mannsjahren. Auf unserer Seite hatte prinzliche Geburt oder hohes Alter für die höchsten Stellen den Ausschlag gegeben. Die beiden Hauptbefehlshaber, General von Möllendorf und der Herzog von Braunschweig waren 82 und 71 Jahre alt, und der bonapartischen Manier nicht gewachsen. Das Offizierkorps bestand zum Theil aus geschniegelten und gebiegelten jungen, adlichen Muttersöhnchen, die eine entsetzliche Masse Gepäck mit sich schleppten, noch kein Blut gesehen hatten, aber dabei hoffärtig genug meinten, der Feind werde davon laufen, sobald er sie nur zu sehen bekäme. Auch der deutsche Adel mußte erst die Bluttaufe wieder bekommen. Beim gemeinen Mann herrschte dagegen Zopfwesen, und Schmalhans war Küchenmeister. Um recht viel Truppen halten zu können, wurden ihnen die Bissen so knapp als möglich zugeschnitten. Darin bestand damals die Kriegskunst. Zwar war noch ein tapferer Kern vorhanden, der den preußischen Kriegsruhm in frischem Andenken trug; dieser wurde aber durch die Miethlingsseelen und Halbfranzosen aufgewogen, die sich leider auch im

Heere fanden. Die gemeine Nothdurft der Armee wurde von schurkischen Lieferanten so schlecht besorgt, daß die Mannschaft, während die Offiziere herrlich und in Freuden lebten, nicht mehr als an Allem Mangel litt; ja daß die Pferde vor Mattigkeit kaum das Geschütz fortbringen konnten, weil jene Spitzbuben den Hafer verkauften. Was mir aber mehr als Alles gilt: Preußen hatte kein reines Gewissen, keine gerechte Sache. Es hatte im Jahre vorher die Verbündeten im Stiche gelassen, es hatte seine Hand nach unrechtem Gute ausgestreckt, und in der Hand unrecht Gut, im Herzen Halbheit und Uebermuth, da brauchte Einer kein Prophet zu sein, um den Ausgang vorher zu sagen. Ein alter Schacherjude merkte, wo das hinaus mußte. Kam nämlich dazumal ein Husarenregiment durch ein Städtlein nicht weit von hier, und ein Offizier, ein blutjunges, milchbärtiges Bürschchen sprengt einem alten Juden mit den Worten an: „Mauschel, wo geht der Weg nach Paris?" „Weiß nit, gnädiger Herr," antwortete der, „aber dort hinaus gehts nach Berlin!" und damit zeigte er nach demselben Wege zurück, auf welchem das Regiment eben hergekommen war.

Unser König, der sich mit dem Kurfürsten von Sachsen verbündet hatte, hatte mit diesem zusammen etwa 120,000 Mann auf den Beinen. Napoleon setzte den Preußen 175,000 Mann, gleichfalls in drei Heerhaufen entgegen, die rasch heranziehen mußten. Schon am 28. September war er selbst in Mainz, und übernahm das Kommando in Person. Der Rheinbund hatte ihm seine Truppen gehorsam zur Verfügung gestellt. An der Saale sollte es zur Entscheidung kommen. Im preußischen Lager war keine Einheit, kein Zusammenwirken. Der Herzog von Braunschweig hatte den Oberbefehl, aber der alte, eigensinnige Mann setzte seinen Kopf auf, ließ sich nichts einreden und wußte doch eigentlich selber nicht recht, was er wollte. Mit einem ordentlichen Kriegsplan war er noch gar nicht fertig, und von dem, was er vorhatte, sagte er den übrigen Generalen nichts, so daß Keiner recht wußte, wer Koch oder Kellner war. Bald aber sollten wir's erfahren. Schon am 10. Oktober ward Prinz Ludwig, der den Vortrab führte, bei Saalfeld angegriffen, in die Flucht geschlagen und fand auf dem Rückzuge den Tod. Der Fürst von Hohenlohe führte den Oberbefehl über das eine Armeekorps und hatte sich bis Jena zurückgezogen.

Seine Truppen waren aber über die vorangegangenen Gefechte bereits entmuthigt. Er sollte bei Jena stehen bleiben, bis das Hauptkorps unter dem Herzog von Braunschweig sich bei Kösen über die Saale zurückgezogen hätte. Am 14. Oktober griff Napoleon beide Heertheile zugleich an, und schlug in dieser Doppelschlacht die Preußen gänzlich aufs Haupt; er selbst den Fürsten von Hohenlohe bei Jena, der Marschall Davoust den Herzog von Braunschweig bei Auerstedt. Der letzteren Schlacht wohnte der König in Person bei. Der Herzog bekam einen Schuß übers linke Auge und mußte vom Schlachtfelde getragen werden. Nun kannte Niemand den Plan, den er zur Weiterführung der Schlacht gemacht hatte. Auch über die Rückzugslinie war vorher nichts bestimmt worden. Der gemeine Mann hatte sich tapfer geschlagen, das bewiesen die Verluste der Franzosen, aber nun war auch bei ihm alles Vertrauen zu seinen Anführern gewichen. In wilder Flucht und aufs Höchste entmuthigt, fuhr Alles auseinander. Bei Magdeburg sollten sich die Truppenreste unter dem Oberbefehl des Fürsten von Hohenlohe wieder sammeln. Aber der Rückzug durch das tiefgründige Land ohne Chausseen hatte furchtbare Schwierigkeiten. Geschütz und Gepäck sperrte überall die Wege. Da kamen die Herren Offiziere mit ganz andern Gesichtern wieder, als sie wenige Tage zuvor ausgezogen waren. Ein Theil der geschlagenen Armee war nach Erfurt geflohen, konnte sich aber hier nicht halten. Schon am 16. Oktober kapitulirte die Festung. 8000 Mann streckten das Gewehr und wurden kriegsgefangen. Napoleon, schlau wie immer, hatte gleich nach der Schlacht den gefangenen sächsischen Offizieren erklärt, wie leid es ihm thue, daß ihr Fürst Preußens Partie ergriffen habe, und auf die Versicherung der Offiziere, nicht ferner gegen ihn fechten zu wollen, hatte er die ganzen sächsischen Gefangenen entlassen. Sofort trat der Kurfürst von Sachsen mit Napoleon in Unterhandlung, und schon am 23. Oktober sagte er sich von dem Bündnisse mit Preußen los. Nun stand dies ganz allein unter den Waffen. Napoleon aber richtete seine Blicke scharf auf Berlin. Wie im vergangnen Jahre in der Kaiserburg zu Wien, so wollte er nun auch einmal sehen, wie es sich im königlichen Schlosse zu Berlin wohne. Ueber Leipzig und Wittenberg gings vorwärts, und schon am 24. Oktober zog der Marschall Davoust in Berlin ein.

Am 27. kam der Kaiser nach und hielt seinen Einzug. An Demüthigungen aller Art fehlte es nicht. Der große Siegeswagen auf dem Brandenburger Thor ward eingepackt und nach Paris geschickt, desgleichen der Degen des alten Fritzen, und manches Andere, was den Franzosen in der Nase stack.

Das Sammeln unserer geschlagenen Armee bei Magdeburg ging schlecht von Statten. Viele Soldaten liefen geradewegs nach Hause. Da nun überdies die sächsischen Truppen abzogen, so sah der Fürst von Hohenlohe ein, daß er sich nicht halten könnte, ging über die Elbe nach Havelberg und kam bis Prenzlau. Da wurde er von Murat angegriffen, sein Vortrab zurückgeschlagen und nun verloren die Offiziere den Kopf. Schrecken und Muthlosigkeit hatten ohnehin alle Herzen erfüllt, und fliehen oder sich ergeben, war die allgemeine Losung. Auf der Franzosen Versicherung, daß das Heer von allen Seiten umgangen sei, drangen die Offiziere in Hohenlohe, der sich durchschlagen wollte, zu kapituliren, und unsere Truppen streckten bei der Naht das Gewehr. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen zu Kriegsgefangenen gemacht. Selbst der tapfere General Blücher, der sich bis Lübeck durchgeschlagen hatte, ward durch die französische Uebermacht genöthigt, am 7. November zu kapituliren. Er wäre lieber mit dem Degen in der Faust einen ehrlichen Reitertod gestorben, aber er sollte erhalten werden. Gott hatte ihn ausersehen, daß durch ihn noch viele große Thaten geschehen sollten. Nun war's, wie wenn die preußischen Soldaten kein anderes Exercitium gelernt hätten, als: „streckts Gewehr!" wie wenn das Königreich Preußen schon von der Landkarte wegradirt wäre, wie wenn der König bereits ein todter Mann sei, dem man keinen Eid mehr zu halten brauchte. Die schönen preußischen Festungen fielen in Feindeshand, wie Kartenhäuser, wider die ein Knabe bläst. Sobald nur ein Franzose ans Thor pochte, war man gleich mit der Kapitulation fertig. Gott weiß es, ob es Feigheit, oder Unverstand, oder Treulosigkeit, oder Verrath derer war, denen der König die Festungen anvertraut hatte. Sie haben ihren Lohn dahin. Ihr Name werde vergessen und verlösche für immer. Stettin ergab sich, als es nur erst von ferne ein paar Husarenpatrouillen gesehen hatte. Die Uebergabe von Küstrin war noch schmählicher. In Mag-

deburg lagen 24,000 Mann Besatzung, hatten Kanonen, Pulver und Blei genug und Proviant auf mehrere Monate. Der Marschall Ney rückte am 25. Oktober mit 10,000 Mann vor die Stadt, und dem altersschwachen Kommandanten, als er von der Uebergabe der andern Festungen hörte, fiel das Herz in die Hosen; er kapitulirte. Am 11. November zogen die Franzosen ein. Spandau, Hameln, Nienburg, Plassenburg ergaben sich in gleicher Weise.

Unser hochseliger Herr hatte seine Residenz nach Königsberg verlegt. Friedensunterhandlungen zerschlugen sich wieder — Napoleon stellte zu harte Bedingungen. Der König, der mit Rußland immer in gutem Vernehmen geblieben war, hatte vom Kaiser Alexander inzwischen kräftige Unterstützung erlangt. Es war Rußlands eigener Vortheil, daß es seine Vormauer gegen Frankreich, das Preußenland, nicht zu Grunde gehen ließ, und man muß es dem Kaiser Alexander nachrühmen, er bot Alles auf, was er irgend konnte. Aber man hatte es mit einem schlimmen Gegner zu thun. Wenn Napoleon einmal auf der Fährte war, so ließ er nicht eher nach, als bis er sein Wild zu Tode gehetzt hatte. Vorerst hieß er seine Armee in dem eroberten Lande sich bene thun, und that desgleichen. Nun brach das Kriegselend in Strömen über uns herein. Mangel und Noth nahmen täglich mehr überhand, denn Hab und Gut der Unterthanen wurde durch die fremde Einquartierung, die das Land hin und her durchzog, aufgezehrt und durchgebracht. Alle Vorräthe des Landes, alle Kassen, Zeughäuser, Tuchlager, Marställe ließ Napoleon zur bessern Ausrüstung seiner Armee ausräumen. Sogar das verbündete Sachsen wurde mit 8 Millionen Kriegssteuer gebrandschatzt. Dann warf er seine Augen auf unsere Provinz Posen. Den Polen hatte er längst etwas von der Wiederherstellung ihres Königreiches vorgeflunkert. Nun ließ er das ganze Land vorher aufwiegeln. Die preußischen Kassen wurden in Beschlag genommen, preußische Soldaten entwaffnet, eine polnische Regierung eingesetzt und ein polnischer Heerhaufen gebildet. So hatten seine Generale leichtes Spiel. Am 28. November verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Posen. Die Russen hatten noch nicht hinlänglich Truppen beisammen und schon am 30. November rückten die Franzosen in Warschau ein. Am 19.

Dezember folgte trotz des fürchterlichen Weges und Wetters der Kaiser. Zwar gabs noch einen harten Strauß mit den Russen, aber der alte achtzigjährige, russische Oberbefehlshaber Kamensky war durch die vielen Strapazen förmlich von Sinnen gekommen, und gab ganz zur unrechten Zeit den Befehl zum Rückzuge. Nach kurzer Waffenruhe ging Ende Januar der Schwertertanz von Neuem los. Die Russen hatten nun 78000 Mann beisammen, die Preußen etwa 25000 Mann. Bei preußisch Eilau fand am 7. und 8. Februar eine mörderische Schlacht statt, bei der, trotz aller Tapferkeit von russischer und preußischer Seite, die Truppen der Verbündeten, wenn auch nicht besiegt wurden, sich doch nach Königsberg zurückziehen mußten. 25000 Mann Preußen und Russen waren todt oder verwundet. Inzwischen war auch Napoleon nicht in bester Lage, und machte Preußen plötzlich günstige Anträge, wenn es sich von Rußland lossagen wolle. Er fing seine alten Verrätherkniffe wieder an. Aber unser König wußte nun, was er von dem schlauen Fuchse sich zu versehen hatte. Er wollte lieber mit Ehren zu Grunde gehen, als mit Unehren sich bereichern. Am 28. Januar hatte er zu Memel auch mit den Engländern sich wieder ausgesöhnt und ein Bündniß geschlossen. Da bezogen denn nach der Schlacht bei Eilau beide Heere vorläufig ihr Winterquartier. In der Provinz Schlesien hatte der Graf Pückler inzwischen versucht, ob er nichts gegen die Franzosen ausrichten könne. Aber er wurde in seinen Bemühungen so wenig unterstützt, daß er sich aus Verzweiflung am 11. November selbst das Leben nahm. Die Franzosen und Rheinbundstruppen unter Vandamme und Hieronymus Bonaparte nahmen auch hier fast das ganze Land in Besitz. Nur einige Festungen in Oberschlesien hielten sich noch.

Auf dem Hauptkriegsschauplatze hatten sich bis zum Mai die feindlichen Heere ruhig gegenübergelegen, und hatten sich gegenseitig zu verstärken gesucht. Der Kaiser Alexander war nach Memel gekommen, der letzten preußischen Stadt an der russischen Grenze, wohin schon im Januar der König, die Königin und die ganze königliche Familie gegangen waren. Der Krieg begann von Neuem und nach etlichen kleinen Gefechten kam es am 14. Juni zur Schlacht bei Friedland, die wiederum, trotz der furchtbarsten Anstrengungen von unserer Seite, unglücklich ablief. Es war gleichfalls eine mörderische Schlacht.

Schon am 16. zogen die Franzosen in Königsberg ein. Am 19. verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Tilsit. Nun war unserm Könige bloß noch Memel übrig. Verlor er auch dies, so hatte er nicht mehr, da er sein Haupt hinlegen konnte. Jetzt war das edle Wild matt gehetzt. Ein Waffenstillestand wurde geschlossen, und die Friedensunterhandlungen begannen. Am 25. Juni kamen die beiden Kaiser Napoleon und Alexander auf dem Flusse Memel, der die feindlichen Heere trennte, zusammen. Am folgenden Tage nahm auch der König von Preußen an der Unterhandlung Theil. In Tilsit wurde dann weiter über den Frieden verhandelt. Am 5. Juli kam auch die heldenmüthige Preußenkönigin Luise nach dieser Stadt und hatte großen Einfluß auf das Friedensgeschäft. Am 9. Juli endlich wurde der Frieden zu Tilsit abgeschlossen. In diesem Frieden trat unser König an Napoleon zu freier Verfügung sein ganzes Land auf dem linken Elbufer ab, außerdem an Sachsen den Kottbuser Kreis, und zur Bildung eines Großherzogthums Warschau, ebenfalls für Sachsen, alle seit 1792 erlangten polnischen Provinzen. Rußland und Preußen mußten Napoleons Brüder, Joseph und Louis, als Könige von Neapel und Holland, und den Hieronymus als König eines neu zu errichtenden Königreichs Westphalen, sowie endlich den ganzen Rheinbund anerkennen. Der Kurfürst von Sachsen war demselben gleichfalls beigetreten und hatte am 20. Dezember den königlichen Titel angenommen. Endlich sollte Preußen 112 Millionen Franken Kriegskontributionen bezahlen. Bis zum 1. October wollten dann die Franzosen alle besetzt gehaltenen preußischen Provinzen räumen, aber nur, wenn bis dahin die Kontribution bezahlt sei. Diese aber in so kurzer Zeit zu beschaffen, war ein Ding der Unmöglichkeit, trotz dem daß König und Volk goldene und silberne Geräthe und das Beste, was sie hatten, zusammen brachten. Die Franzosen aber steigerten diese Summe später bis auf 140 Millionen und zugleich wurde in einem neuen Vertrage bestimmt, daß Preußen künftig nur 42000 Mann Truppen halten dürfte. Und als im Jahre 1808 bereits 120 Millionen bezahlt waren, hielten unsere Dränger und Blutsauger dennoch die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau besetzt, und das Land mußte die fremden Truppen ernähren.

Das ist die Geschichte des unglücklichen Feldzuges

von 1806, in welchem uns der Herr tief gedemüthigt und unsern Ruhm vor den Feinden stinkend gemacht hat. Aber ich kann hier noch nicht schließen, wenn auch die Uhr mich längst dazu gemahnt hat. So traurig und niederschlagend nämlich dieser Feldzug ist, bietet er doch auch hier und da einen Lichtpunkt, ja er bietet einen recht sonderlichen, und der soll uns heute Abend die Herzen noch warm machen, wenns auch ein bischen spät wird. Ich meine die Vertheidigung der pommerschen Festung Kolberg. Sie war schwach besetzt und im höchst vernachlässigten Zustande. Der Kommandant, ein alter schwacher Mann, der Herr von Loukadou, hätte wie seine Herren Kollegen gewiß auch sofort kapitulirt, als er im November zur Uebergabe aufgefordert wurde, wenn nicht ein Mann unter der Bürgerschaft Kolbergs gewesen wäre, der den Glauben an Preußens Ehre und Bestehen noch nicht verloren hatte. Das war der alte Bürger Nettelbeck, und der wußte seinen Geist der ganzen Bürgerschaft mitzutheilen. Er ließ für sein Geld Befestigungsarbeiten unternehmen, und vermochte die Bürgerschaft zu freiwilliger Schanzarbeit. Dem Herrn Kommandanten aber, der sich über dies Treiben lustig machen wollte, sagte ers geradezu: „Kolberg kann und muß dem Könige erhalten werden, es koste, was es wolle. Wir Bürger sind Alle für einen Mann entschlossen die Festung nicht übergehen zu lassen und wenn alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden sollten. Und hörte ich irgend Jemand, er sei Bürger oder Militär, je von Uebergabe sprechen, bei Mannes Wort, ich rennte ihm diesen meinen Degen durch den Leib." — An dem Lieutenant von Schill, der schwer verwundet nach Kolberg gebracht war, fand Nettelbeck einen Gleichgesinnten. Auf Schills Rath befestigte er einen für den Platz wichtigen Außenpunkt, die Maikuhle. Dann ward ein Gesandter an den König abgeschickt, der die Vollmacht zurückbrachte, die Festung gehörig verproviantiren, und zugleich für Schill die Erlaubniß ein Freikorps errichten zu dürfen. Mitte Februar hatte derselbe bereits 600 Mann beisammen, machte kühne Streifzüge in der Umgegend und hielt zuletzt mit seinen Leuten die Maikuhle besetzt. Von der Seeseite her, denn Kolberg liegt an der Ostsee, ward dann die Besatzung noch verstärkt. Alles dies war just vor Thorschluß gekommen, denn Mitte Februar fingen auch die Franzosen an Ernst zu machen. Kolberg sollte und mußte genommen

3*

werden, aber drinnen in der Festung war man anderen Sinnes. Freilich mit dem alten Kommandanten hatte man seine liebe Noth, doch auch von diesem Hemmschuh sollten die treuen Bürger noch erlöst werden. Durch die Maikuhle war die Verbindung mit der Seeseite offen gehalten, und Ende April landete ein neuer Kommandant und brachte schweres Geschütz mit. Das war der tapfere Major von Gneisenau. Nun kam neues Leben in die Vertheidigung, und als Gneisenau die Bürgerschaft kräftig anredete, und sie merkten, wen sie vor sich hätten, da weinten die alten Knasterbärte, wie die Kinder, und der alte Nettelbeck fiel vor Rührung auf die Knieen und dankte seinem Gott, und obwohl alle Welt dachte, die Festung könne sich nicht halten und es ginge nicht, so ging es doch, und die Festung hielt sich trotz aller Anstrengungen der Franzosen den ganzen Mai und Juni durch. Endlich am ersten und zweiten Juli fand ein so furchtbares Bombardement statt, daß die drinnen selber glaubten, es wäre nun ihr Letztes und sie hätten nur noch eine Galgenfrist. Da aber, am 2. Juli, Nachmittags 3 Uhr, kam wie vom Himmel herab der Bote an, der den Waffenstillstand verkündigte. Ueber 20,000 Bomben und Granaten hatten die Franzosen in die Stadt geschossen, und sie sah einem Schutthaufen ähnlicher als einem bewohnten Orte, aber des alten Nettelbecks Wort war doch wahr geblieben: Kolberg muß dem Könige erhalten werden! So flammte mitten in Preußens schwärzester Unglücksnacht die Treue der braven Kolberger wie ein heller Hoffnungsstern einer bessern Zeit, wie ein Weissagungswort dessen, was im Schooße der Zeiten sich vorbereitete, und was aus Preußen und Deutschland werden sollte, wenn der Geist, der in dem alten Nettelbeck und in dem tapfern Gneisenau lebte, Aller Herzen erfüllt haben würde. Von Kolberg aber ist nachmals ein eigenes schönes Lied gemacht, welches hinterdrein, als das Volk sein Joch abschüttelte, von aller Welt gesungen wurde, was aber leider mit so vielen andern jetzt fast ganz vergessen ist. Es war ein langes Lied und wird wohl zu viel, wenn ich's euch ganz hersagen wollte, aber ein Paar Verse könnt Ihr zum Schluß mit auf den Weg nehmen:

Bei Kolberg auf der grünen Au',
Juchheididi, juchheididi!
Geht's mit dem Leben nicht genau,
Juchhei, juchhei, juchhei!

Da donnerts von Kanonen,
Da sä't man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben —
Bei Kolberg auf der Au'.

Bei Kolberg auf der grünen Au',
Da tanzt der tapfre Gneisenau.
Er tanzt so flink und freudig,
Er tanzt so scharf und schneidig,
Viel Tausend außer Athem —
Auf Kolbergs grüner Au'.

Still macht der Friede Kolbergs Au',
Das dünchte schlecht dem Gneisenau.
Er haßte die Franzosen,
Die argen Ohnehosen,
Nach England thut er reisen —
Von Kolbergs grüner Au'.

Komm nun zurück aus Engeland,
Das Glück hat sich herumgewandt!
Komm, laß dein Spiel erklingen,
Komm, laß die Franschen springen,
Wie du sie springen ließest —
Auf Kolbergs grüner Au'.

Fünftes Kapitel.

Preußen nach dem Tilsiter Frieden. Oestreichs Feldzug von 1809.

Ps. 119, 67 ꝛc. „Ehe ich gedemüthigt ward, irrete ich. Herr, ich weiß, daß deine Gerichte recht sind, und hast mich treulich gedemüthigt. Deine Gnade müsse mein Trost sein."

„Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; danach aber wirket sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind" — spricht die Schrift, und so wars auch in unserm lieben Preußenlande. Wohl war das Unglück groß, welches uns betroffen, wohl waren wir tief gedemüthigt — unserm Könige und Herrn war die Hälfte seines Königreiches genommen, und das Uebrige, was man ihm gelassen hatte, war ein verwüstet und vom Kriege ausgemergeltes Land, welches noch obenein eine starke Besatzung von französischen Blutsaugern zu ernähren hatte; aber doch ist mir der Frieden von Tilsit tausend Mal lieber als der schmähliche Reichsdeputationshauptschluß, oder die hinterrückische Uebereinkunft von wegen Hannovers. Preußen hatte durch den Tilsiter Frieden doch

gewonnen, nämlich vor allen Dingen wieder ein reines Gewissen. Alle jene ungerechten Erwerbungen waren wieder verloren gegangen, und dazu als Buß- und Thränengeld noch ein gut Stück des alten angestammten Landes. Nun konnte kein deutscher Fürst mehr mit Neid auf unsern König sehen, nun war er mit Allen, die sich früher übervortheilt geglaubt hatten, wieder ausgesöhnt, und die Zeit war nahe vor der Thür, wo ihm Jedermann von Herzen wünschte, was ihm früher Keiner gönnte, wo Deutschland zu der Einsicht kam, daß ein starkes, mächtiges Preußen sein sicherster Schutz und Trutz vor Feindesübermuth ist. Unser hochseliger König hat später Alles, was er verloren, und mehr noch wiedergewonnen, aber ich meine, in ganz anderer Weise. Kein Fluch ungerechter Erwerbung klebte mehr daran; es war der ehrliche Siegeslohn eines Heldenkampfes auf Leben und Tod, und in den Herzen der Bewohner der neuerlangten Länderstriche kochte kein still verhaltener Grimm mehr über die Trennung von ihren rechtmäßigen Landesherren, sondern fröhlich und jauchzend, daß sie der Knechtschaft übermüthiger Fremdlinge entronnen waren, ließen sie sich von den Flügeln des preußischen Adlers bedecken. Was mir aber noch viel mehr gilt als dieser Frieden mit den Menschen, das ist der Frieden mit Gott. Wie in unserem eigenen Leben, so ists im Leben der Völker und ganzer Länder. David sagt von der ungebüßten Sünde: sie ist wie ein Mord in meinen Gebeinen — und in solcher Zeit, wenns Einem auch äußerlich wohl geht, hat man doch nirgends Ruhe, und unser Saft, das ist der rechte Glaube, vertrocknet, wie im Sommer, wenns dürre wird. Seht, so wars auch in Preußen und darum konnte es vor seinen Feinden nicht stehen. Wenn nun aber der Herr uns in seine Zucht nimmt, und Kreuz und Jammer und Noth über uns hereinbrechen läßt, dann, ob wir auch äußerlich seufzen und unser Brot mit Thränen essen, wird uns doch heimlich wieder leichter ums Herz, und wir fühlen inmitten der Angst und Trübsal, daß wir einen gnädigen Gott über uns haben, und richten unsere Blicke zu ihm auf. Und seht, so wars wiederum bei uns in Preußen, und was das Allertröstlichste ist, so wars zuerst und vornehmlich bei unserm lieben hochseligen König und Herrn. Die königliche Familie verlor den Glauben an Preußens Wiedererhebung nicht, und mitten im Schmerze und Unglück

richteten sich ihre Herzen und Hände zu dem Herrn auf, dessen rechte Hand Alles ändern kann. So stand sie als Vorbild und Muster dem ganzen Lande da, und unser ganzes Land bedurfte auch damals einer Wiedergeburt, eines neuen Geistes, der durch die todten Gebeine fuhr, denn es sah weit hinein böse bei uns aus, in geistlichen und in weltlichen Dingen. Das Volk hatte den Glauben an sich selbst und an seinen Gott verloren. Die höchsten irdischen Güter, deutsches Recht und der Väter fromme Sitte, die ganze Volksehre war ein leerer Schall geworden, und um die himmlischen Güter bekümmerte man sich vollends nicht. Ein Volk aber, das sich selbst aufgiebt, dem hilft auch Gott nicht. Dazu war in Regierung und Verwaltung Alles im todten Buchstabendienste verholzt und verknöchert. Gott aber stellte dem Könige zunächst treue Männer an die Seite, die ihm getreulich halfen, daß aus den Trümmern ein neues frisches Leben erblühen konnte.

Vor Allen Zwei muß ich mit Namen nennen, denn unser Volk darf sie nicht vergessen, so lange es noch ein Gedächtniß hat für seine große Vergangenheit. Es waren die Minister Freiherr von Stein und David Scharnhorst. Beide pflügten ein Neues und säeten nicht unter die Hecken. Was jener in der Verwaltung des Landes schaffte, das that dieser in der Umgestaltung des Heeres. Beide Männer waren von glühendem Franzosenhasse beseelt und arbeiteten rastlos nach dem Einen Ziele, das Land stark zu machen, damit es, wenn die Stunde geschlagen habe, sein Joch abschütteln könnte. Herr von Stein erkannte, daß in dem ausgesogenen Lande die Hauptsache sei, den Ackerbau empor zu bringen und Handel und Gewerbe zu heben. Die Leibeigenschaft und andere Dienstbarkeiten wurden aufgehoben, Benutzung des Grund und Bodens so bequem als möglich gemacht, eine neue Städte- und eine neue Regierungsordnung wurden eingeführt, und so blühte das Land allmählig wieder in die Höhe. Leider blieb Herr von Stein in dieser Nothzeit nicht lange am Staatsruder. Er war ein feuriger Mann, offen, gerade und derb. Dieser seiner Natur nach war er schon mehrfach unvorsichtig in Aeußerungen seines Franzosenhasses gewesen, da fingen die Allerweltsspione einmal einen Brief von ihm auf, in dem er das Kind beim rechten Namen genannt hatte. Von der spanischen

Hauptstadt aus, wo er gerade war, ließ ihn Napoleon für vogelfrei erklären. Da nahm er am 26. November 1808 seinen Abschied und floh nach Oestreich. Aber nun wurde er erst recht der Mann aller wahren Patrioten und der Mittelpunkt aller gegen Napoleon gerichteten Bestrebungen.

Der Generalmajor David Scharnhorst, ein westphälischer Bauerssohn und nunmehriger Kriegsminister, war ein Mann eiserner Beharrlichkeit und voll felsenfesten Vertrauens auf den endlichen Sieg des Rechtes und der guten Sache. Der letzte Krieg hatte die Mängel des preußischen Heerwesens vor Aller Augen bloßgelegt. Der Hungerleiderei und den Prügelstrafen ward ein Ende gemacht. Aber der unglückliche Feldzug hatte auch noch einen andern Vortheil gebracht. Preußen war seine untüchtigen Offiziere los geworden. Der alte Herzog von Braunschweig war an der Wunde, die er in der Schlacht von Auerstedt erhalten hatte, gestorben. Der Fürst von Hohenlohe war auf seine Güter in Schlesien gegangen. Mit ihm waren, wie Ihr wißt, eine ganze Menge Offiziere leider nur zu freigebig mit ihrem Ehrenworte gewesen, nicht wieder gegen die Franzosen zu fechten. So hatte sich, was nicht im Felde geblieben war, von selbst verkrümelt. Nun wurde für ein tüchtigeres Offizierkorps gesorgt, und Kenntnisse und Tapferkeit durften fortan nur noch vorwärts bringen, nicht aber Alter und Geburt. Freilich war dem Preußenlande ein gewaltiger Hemmschuh durch die Vertragsbestimmung angelegt, daß es nur 42000 Mann Soldaten halten durfte. Aber Scharnhorst wußte auch hier Rath. Er setzte dafür die Dienstzeit auf kürzere Frist herab. Sobald die Rekruten eingexercirt waren, wurden sie entlassen und neue ausgehoben. Auf diese Weise suchte er einen großen Theil des Volkes waffentüchtig zu machen, und ohne daß ein einziger Mann über die festgestellte Zahl gehalten wurde, brachte er es doch in 3 Jahren dahin, daß nahe an 150,000 Mann exercirte Leute im Volke waren. In aller Stille wurden dann auch die nöthigen Gewehrankäufe gemacht, daß, wenns einmal galt, die ganze Macht unter die Waffen treten konnte. Aus diesen Bestrebungen ging dann Schritt für Schritt die Einrichtung der preußischen Landwehr hervor, ohne daß die Franzosen eine Ahnung davon hatten, welche furchtbare Macht sich gleichsam unterirdisch gegen sie bildete.

David Scharnhorst und kein Anderer ist der Schöpfer des noch heute und mit Recht bewunderten preußischen Heerwesens. Ehre seinem Namen!

Deutschland hatte inzwischen ein ganz verändertes Aussehen bekommen. Wenn man das Land mit einem vielgegliederten Körper vergleicht und dann die Landkarte vor sich nimmt — gerade wo das Herz sitzt, an der linken Brust, hatte sich ein großer Holzbock festgefressen. Das war der Hieronymus Bonaparte, dem sein Herr Bruder in dem neugebackenen Königreiche Westphalen ein warmes Nest gemacht hatte. Es bestand aus den hannöverschen, braunschweigischen, hessenkasselschen und aus den preußischen Ländertheilen auf dem linken Elbufer. In Kassel saß das fremde Gewächs und regierte das Land, das heißt, er ließ es tanzen, wie Napoleon vorpfiff. Wir selber können ein Wörtlein davon reden, denn auch unser Ort ist damals westphälingsch gewesen. Das neue Königreich und alle Fürstenthümer drum und dran, die dem Rheinbunde noch nicht beigetreten waren, thaten es nun auch. Napoleons Wille galt überall.

Nur der englische Löwe lag zähnefletschend auf seiner Insel und spie aus seinen Schiffskanonen Tod und Verderben gegen Frankreich. Da kam Napoleon auf den Gedanken, ob er ihn nicht vielleicht aushungern könnte. Der Ränkeschmied brachte einen neuen Plan zu Stande, der war so vertrackt, wie der Name, den er ihm gab: das Kontinentalsystem. Die Sache war aber so zu verstehen. Der Kontinent heißt das Festland von Europa. England nun hat reiche Besitzungen in allen Welttheilen und lebt von seinem Handel. Zucker, Kaffee, Taback, und wie alle die ausländischen Dinge heißen, an die wir uns nun einmal so gewöhnt haben, daß wir nicht wieder davon lassen mögen, werden nach Europa meist durch England hergeführt. Unser ganzes Festland, also Spanien, Frankreich, der Rheinbund, Preußen, Oestreich, Rußland, Dänemark, Italien, kurz Alles, was überhaupt mit Napoleon verbündet war, sollte nun mit einem Schlage keine englischen Waaren mehr kaufen. Kein englisches Schiff sollte in allen diesen Ländern mehr zugelassen werden; kein Kaufmann durfte bei schwerer Strafe mehr mit englischen Waaren handeln. Napoleon setzte es auch richtig durch, doch nicht sowohl zum Schaden der Engländer, als zu unserem eigenen, denn Handel und Wandel lagen bald bei uns

ganz danieder. Ihr könnt Euch denken, wie nun in den großen Städten der Küchenzettel verändert werden mußte, zumal es noch keine Zuckerrüben und keinen Rübenzucker bei uns gab. Nun, Zucker und Kaffee hätten wir Landleute allenfalls noch entbehren können, und wer ein Liebhaber von einer guten Pfeife Taback war, dem schmeckte unser ehrlicher Pfälzer zuletzt auch, wenn er sich daran gewöhnt hatte; aber viele Jahre lang war nicht einmal ein frischer Hering zu einem Gerichte Kartoffeln zu kaufen, und wer einen guten Bleistift hatte, mußte ihn in Ehren halten, weil so leicht kein anderer zu bekommen war. Nun ists doch aber eine wahre Weltschande, wenn ein Fremder unseren Fürsten und uns verbieten will, für unser gut preusch Kourant zu kaufen, was uns gefällt. „Für Geld kann ich Zucker kaufen," sagt ein deutsches Sprichwort. Napoleon aber sprach damals: Mit nichten! Der Engländer aber beugte sich bei alledem doch nicht vor ihm. Er war ja Herr zur See, und verbot nun seinerseits jedem fremden Schiffe das Einlaufen in einen französischen Hafen. Zugleich versperrte er die sämmtlichen Häfen, von denen die englische Flagge ausgeschlossen war, mit seinen Kriegsschiffen und nahm jedes Schiff ohne Weiteres weg, was nicht vorher an England eine hohe Abgabe entrichtet hatte. So kam der Engländer seinem Schaden bei, und lachte sich zu Napoleons blinder Wuth ins Fäustchen.

In der nächsten Zeit nach dem Tilsiter Frieden ging der Kriegslärm hauptsächlich in dem Lande Spanien los. Napoleon war mit der spanischen Königsfamilie schändlich umgesprungen. Ich kann Euch natürlich nicht ausführlich davon erzählen, denn sonst wäre gar kein Fertigwerden. Genug, er hatte nach mancherlei Chikanen den rechtmäßigen König abgesetzt, nebst der ganzen Königsfamilie aus dem Lande vertrieben, und am 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, zum Könige von Spanien gemacht. Joachim Murat, sein Schwager, der als Großherzog von Berg an uns Deutschen das Regieren gelernt hatte, wurde König von Neapel, und das Großherzogthum Berg schnappte Frankreich für sich. Die Spanier sagten aber nicht Ja zu diesem Kehraus, vielmehr trat das ganze Land gegen den übermüthigen Korsen unter die Waffen. England leistete treulich Hülfe und schickte Truppen auf Truppen nach

Portugal und Spanien. Da verdoppelte Napoleon seine Anstrengungen. Er merkte wohl, wo er nicht dabei war, da gings auch nicht, und so zog er selbst auf den Kriegsschauplatz und mit ihm Heer auf Heer. Auch der Rheinbund mußte seine Truppen stellen, und manches deutsche Mutterkind liegt in spanischer Erde begraben. Auch aus unserem Orte haben, wie Ihr wißt, etliche in dem fremden Lande ins Gras beißen müssen. Unser alter Nachtwächter könnte Euch ein Lied davon singen, wies dort herging, denn er ist dabei gewesen; aber er ist nicht von vielem Reden. Ich selbst war nicht mit dort, doch wie ich mir habe sagen lassen, überall wo Napoleon selbst hinkam, da wurden auch die Spanier geschlagen. Sie verstanden sich noch gar nicht auf ordentliche Kriegführung. Dennoch richtete Napoleon mit keinem Siege etwas Rechtes aus. Das konnte ihn schier unsinnig machen. Die Spanier sind ein heißblütiges Volk, und jedes Herz kochte vor Rache. Ordentliche Straßen giebts wenig im Lande und die Ortschaften liegen sehr weit auseinander, drum mußte sich das französische Heer zerstreuen. Ueberall aber hatten sich die Einwohner zusammengerottet und wehe denen, die in ihre Hände fielen. Niemals hat Napoleon das ganze Land unterjochen können. Wenn er mit einer Provinz fertig zu sein meinte, und nach der andern zog, so brachs flugs wieder in seinem Rücken los. Später aber, als neuausgebrochene Kriege Napoleon nach andern Ländern riefen, und als von England aus der tapfre Herzog von Wellington den Spaniern zu Hülfe geschickt ward, als diese selbst das Kriegführen immer besser lernten, da wendete sich das Blatt, die Franzosen verloren das Spiel und wurden zum Tempel hinausgejagt. Von jenen anderen Kriegen aber, die uns näher liegen und näher angehen, will ich nun eben berichten.

Das Beispiel der heldenmüthigen Spanier hatte auch auf Deutschland gewirkt. Der Topf, in dem der Franzosenhaß kochte, stand damals wieder in Oestreich auf dem Feuer, welches Land sich von dem letzten Kriege am ersten erholt hatte. Sonderlich Böhmen war so recht der Feuerheerd, denn hier lebte der vertriebene Kurfürst von Hessen-Kassel und der Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des alten, preußischen Feldherrn, und manche Botschaft ward von hier aus heimlich nach ihren Erblanden hin und hergetragen. Auch unser

Minister, Herr von Stein, war nach Böhmen geflohen, und der war ein rechter Feuerstein, aus dem die Liebe für sein deutsches Volk in hellen Funken schlug. Oestreich konnte sein treues Tyrol nicht verschmerzen, und am Wiener Hofe saß der tapfere Graf Stadion, und schürte den Grimm und Haß gegen die Franzosen im Volke immer heftiger an. Oestreich rüstete also von Neuem. Es wollte noch einmal versuchen, die Ehre des deutschen Namens gegen den fremden Eindringling zu retten. Der Krieg in Spanien gab ihm Zeit, seine Rüstungen zu betreiben. Aber, als nun das Ungewitter immer drohender gegen Frankreich aufzog, eilte Napoleon Anfangs 1809 von Spanien nach Paris zurück, und forderte heftig vom östreichschen Gesandten in Paris Erklärungen. Das Ende vom Liede war, neuer Krieg. Aber Napoleons Stunde hatte noch nicht geschlagen. Oestreich war zu früh losgebrochen. Es rechnete auf die Erhebung und Unterstützung von ganz Deutschland; doch Deutschland war noch nicht reif, das Volk noch nicht mürbe genug. Es mußte erst noch schlechter kommen, ehe es wieder gut werden konnte. Preußen blutete auch noch aus zu frischen Wunden, als daß es jetzt schon sein Alles auf Einen Wurf hätte setzen können. Auch wollte Gott an Napoleon ein ganz sonderlich Exempel statuiren. Der Erfolg wird uns zeigen, wie heilsam die siebenjährige Nothzeit dem deutschen Volke gewesen ist.

Nach seinem Sturze hat Napoleon selbst diesen Feldzug von 1809 für sein Meisterstück erklärt. Er berechnete wieder aufs Klüglichste alle militairischen Vortheile. Oestreich hatte seine ganze Macht aufgeboten, und nahezu an 300,000 Mann ins Feld gestellt. Die Erzherzöge Karl und Johann, welche durch kriegerische Einsicht sich auszeichneten, traten selbst an die Spitze der beiden Hauptarmeen, der Erste in Deutschland, der Andere in Italien. Aber wenn die tapfern Erzherzöge nur schneller zugegriffen, und den Napoleon auch einmal überrumpelt hätten, ehe er mit seinen Rüstungen fertig war. Allein es ging wieder Nummer Sicher, immer langsam voran, von Böhmen aus ins Baiersche hinein. Desto schärfer fuhr Napoleon zu, in 4 Tagen von Paris bis zur Donau. Hier hatten seine Generale in der Mitte April etwa 150,000 Mann Franzosen und Rheinbundstruppen zusammengebracht, und er übernahm nun das Kommando dem östreichschen Heere

unter Erzherzog Karl gegenüber selber. Leider verfiel dieser wieder in den vertrackten, östreichschen Erbfehler, die Truppen nicht zusammen zu halten, sondern hatte sie weit im Baierschen umher zerstückelt. Napoleon war bald mit sich einig, was hier zu machen sei. Wie ein gewaltiger Eisenkeil brach er durch, spaltete die große feindliche Armee in zwei Hälften, und drang dann unaufhaltsam nach Wien vor. Sein Plan gelang; die Oestreicher mußten weichen, und am 10. Mai stand Napoleon bereits vor Wien. Abermals zog er in die alte Kaiserstadt ein; aber diesmal war freilich mit diesem Einzuge noch wenig gewonnen. Drüben über der Donau stand ihm der eigentliche Kampf erst noch bevor, und Erzherzog Karl war nun durch Schaden klug geworden. Das französische Heer mußte also über die Donau, wenns zur Entscheidung kommen sollte. In diesem Flusse liegen in der Nähe von Wien viele Inseln, und die eine derselben, die dicht mit Wald bewachsen ist, und drüben nur von einem schmalen Donauarme umflossen wird, die große Insel Lobau, sollte den Franzosen hierbei zu statten kommen. Sie gingen erst auf die Insel Lobau, und dann über den schmalen Arm jenseits aufs andere Ufer. Erzherzog Karl durchschaute wohl die Absicht des Feindes, aber er wollte Napoleon mit Fleiß herüberlassen, um ihm auf dem berühmten Marchfelde, der Hauptstadt gegenüber, eine Schlacht zu liefern. Am 21. Mai kam es denn auch bei Aspern zum Treffen. Die Oestreicher zogen mit lautem Jubel in den Kampf, der Nachmittags um 4 Uhr begann und bis spät in die Nacht fortgesetzt wurde. Von beiden Seiten ward tapfer gestritten, aber die Franzosen konnten für heute nichts schaffen. Mit einbrechender Dunkelheit war noch nichts entschieden. Napoleon beschloß zum folgenden Tage einen Gewaltsstoß. Er hatte während der Nacht seine ganze Armee über das Wasser herübergebracht, und war nun an der Zahl den Oestreichern überlegen. Mit Tagesanbruch erneuerte er den Angriff, aber der Erzherzog parirte seinen entscheidenden Schlag tapfer ab, und stieß dafür selber tüchtig aus. Das Blatt wendete sich, die Oestreicher konnten selbst zum Angriff übergehen, und was die Welt noch nie gesehen hatte, Napoleon mußte zum Rückzuge blasen lassen. Ueber die Brücken hinweg gings zurück nach der Insel Lobau. Das war doch auch einmal ein Sieg der deutschen Waffen über die französischen!

— doch leider nein, so dürfen wir nicht sagen. In diesem Kriege standen zum großen Theile Deutsche gegen Deutsche, die Rheinbundstruppen gegen ihren ehemaligen Kaiser. Aber ein Sieg der deutschen Sache über die französische Zwingherrschaft wars. Freilich hatten die Oestreicher diesen Sieg theuer erkauft. 20000 Todte deckten das Schlachtfeld. Aber nun hättet Ihr einmal sehen sollen, wie geschäftig die französische Polizei war, die Kunde dieses Sieges zu unterdrücken, während sonst jeder Erfolg der französischen Waffen an die große Glocke geschlagen wurde.

Napoleon blieb inzwischen auf der Lauer liegen, zog von allen Seiten Verstärkungen an sich heran, sandte ein Armeekorps nach Ungarn, ob sich dies Land gegen seinen rechtmäßigen Herrn aufwiegeln ließe, und hatte bis zum 5. Juli sein Heer bereits auf 180,000 Mann gebracht. Der Erzherzog Karl auf dem Marchfelde hatte ihm nur 137,000 Mann entgegenzusetzen. Erzherzog Johann, der ihm aus Italien zu Hülfe ziehen sollte, hatte bei Raab in Ungarn den Franzosen eine unglückliche Schlacht geliefert, sich dadurch aufgehalten und seinen Heertheil sehr geschwächt. Er bekam Befehl, scharf zu zu marschiren. Mit grauendem Morgen des 5. Juli zog Napoleon trotz fürchterlichen Unwetters von Neuem über die Donau. Ganz in der Nähe von Aspern, bei Wagram, kam es zur zweiten Schlacht. Wiederum begann dieselbe erst am Nachmittag und wiederum kam es am ersten Tage zu keiner Entscheidung. Die Oestreicher standen mauerfest und fochten wie die Löwen. Aber Napoleon hatte diesmal mehr Nachdruck, und Erzherzog Johann war noch immer nicht heran. Man hoffte am folgenden Tage stündlich auf ihn, und so kam einiges Zaudern in die östreichschen Angriffspläne. Napoleon drängte immer heftiger und brachte die Oestreicher zum Weichen. Als Erzherzog Johann endlich Nachmittags herankam, machte er Gefangene im Rücken des siegenden Feindes — doch der Tag war bereits entschieden. Es war ein tapferer, aber doch siegloser Kampf gewesen. Aber der Muth der östreichschen Truppen war ungebrochen. Auf dem Rückzuge fand bei Znaym ein hartnäckiger Kampf statt, doch mitten in demselben ward das Aufhören der Feindseligkeiten verkündigt. Der Fürst Lichtenstein hatte mit Napoleon bereits unter schweren Bedingungen einen Waffenstillstand

unterhandelt. Oestreich hatte auf den Beistand der andern Fürsten gerechnet, und gab nach, als es sich allein gelassen sah. Der tapfere Erzherzog Karl sträubte sich heftig gegen dies Verfahren. Er hätte gern noch fortgekämpft. Als er nicht durchdrang, legte er den Oberbefehl nieder, den Fürst Lichtenstein übernahm. Am 14. Oktober ward der neue Friedensabschluß unterzeichnet. Oestreich mußte schwere Opfer bringen. Es mußte an Frankreich, Baiern, Sachsen und Rußland schöne Länderstriche abtreten, und mußte Alles gutheißen, was Napoleon über die Länder und Völker bisher verfügt hatte.

Das war der Feldzug von 1809, der letzte auf deutschem Boden vor den endlichen Befreiungskriegen. Doch ein Hauptstück von diesem Feldzuge habe ich mit Fleiß bisher ganz bei Seite liegen lassen; ich meine den Heldenkampf der braven Tyroler, der wie die Morgenröthe dem schönen Tage der neuen Freiheit vorangehen sollte. Dieser Kampf aber muß einen besondern Abend haben. Er ist es werth! Für heute möchte es zu spät werden.

Sechstes Kapitel.

Der Heldenkampf in Tyrol.

2 Cor. 6, 9. „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben."

„Heute Abend erfährt man doch einmal gewissen Bescheid über den Sandwirth!" sagte ein stämmiger Bursche. „Voriges Jahr habe ich ihn in einer Marktbude als Wachsfigur gesehen, wie er eben niederkniet und erschossen werden soll; aber ich habe immer noch nicht herausbringen können, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm hat."

„Schlimm genug, daß es so ist!" erwiederte der Förster, „daß eine elende Wachsfigur längere Dauer hat, als das Gedächtniß des Volkes an seine Helden. Solche Sandwirthe könnten wir gerade jetzt wieder brauchen. Zwar auf Sand wird genug gebaut in unserer Zeit, doch des Sandwirthes Muth und Glauben und Treue ist desto rarer geworden bei uns. Nun, rückt nur zusammen — Ihr sollt bald erfahren, was der Andreas Hofer für ein Kernmann gewesen ist.

Das Land Tyrol liegt zwischen Italien, der Schweiz,

Baiern und einem Theil der östreichischen Erblande, und ist selber, seinen himmelhohen Bergen nach, so eine Art Schweiz. Auf drei Seiten wars also damals von Frankreich, oder mit Frankreich verbündeten Reichen umgeben. Es ist übrigens eine uralte Besitzung der Krone Oestreich, war aber nun, wie wir gehört haben, im Preßburger Frieden an Baiern gekommen. Doch die Tyroler konnten ihren alten Kaiser nicht vergessen. Es ist, wie wenn die Bewohner der hohen Gebirgsländer mit den tiefen, fruchtbaren Thälern, auch in ihren Herzen einen tiefern Eindruck behielten von dem, was Landes Recht und Sitte ist, und von der Väter frommen Glauben, als die Einwohnerschaft flacher Sandstriche, obschon Einem die heutige Schweiz in solcher Meinung fast irre machen könnte. Indeß, dem sei wie ihm wolle, die Tyroler wenigstens lebten vor allen deutschen Stämmen in Sitteneinfalt, Treue und Frömmigkeit, und daß sie noch heute ein kräftiger Menschenschlag sind, hat wohl jeder von Euch schon selber an den schmucken Burschen mit den strammen Waden gesehen, die mit allerhand kurzen Waaren im Lande herum hausiren gehen. Zugleich hatte aber auch Vertrauen auf Gott, an den sie noch kindlich glaubten, ihren Herzen eine feste Zuversicht gegeben. Durch ordentlichen Kriegsvertrag, durch Beschluß ihres rechtmäßigen Kaisers waren sie zwar an einen andern Herrn gekommen, und hätten sich fügen müssen, aber der Baier verlangte nicht bloß, was bisher des Kaisers war, sondern tastete auch ihre Landesverfassung, ihr altes, feierlich verbrieftes Recht an, und das konnten sie nicht ertragen. Die Tyroler waren drum keine Rebellen, sondern sie stritten für ihre heiligsten Güter. Sie wollten sich frei machen von der Gewaltherrschaft der Fremdlinge, die ihnen von Tage zu Tage unerträglicher wurde. Sie sahen den Kaiser allein für ihren rechtmäßigen Herrn an, und bewahrten ihm in allem Mißgeschick unerschütterlich ihre Treue. Aber auch Oestreich konnte sein treues Tyrol nicht aus dem Sinne verlieren, und als es den neuen Krieg gegen Frankreich anfing, rechnete es bestimmt auf den Aufstand der Tyroler, sandte ihnen auch den General Chasteler mit 10,000 Mann zu Hülfe. Und es verrechnete sich nicht! Wie die mächtigen Schneelawinen von den Tyroler Gletschern, so brach das Volk los, und die hellen Haufen der kühnen Alpenjäger und sicheren Schützen wuchsen von Schritt zu Schritt, von Thal zu Thal. Noch

ehe es zwischen beiden feindlichen Heeren zum Kampfe gekommen war, ja noch ehe ihnen der östreichsche General hatte zu Hülfe ziehen können, hatten sie bereits ihr Land von den Baiern gesäubert, und die fremden Truppen über ihre Grenzen zurückgeworfen. Der französische General Bisson, der von Italien aus durch das südliche Tyrol heraufzog, mußte mit seinen Colonnen durch die engen Gebirgsthäler förmlich Spießruthen laufen, nur daß es nicht Hiebe, sondern wohlgezielte Kugeln aus den Tyroler Büchsen setzte. Alle Höhen waren mit Schützen besetzt und Schuß auf Schuß traf. Der Feind marschirte Tag und Nacht, um nur nach der Hauptstadt Innspruck im Innthale zu kommen; doch als Bisson nach schweren Opfern mit seinen auf den Tod matten Leuten endlich das Ziel erreichte, da war auch Innspruck bereits in den Händen der braven Tyroler, und er mußte, von allen Seiten umdrängt, das Gewehr strecken lassen. Die tapfern Bauern hatten über 6000 Gefangene gemacht.

Als darauf der General Chasteler sich mit den Tyrolern vereinigt hatte, ward das Land ordentlich in Vertheidigungszustand gesetzt und der Landsturm überall aufgeboten. Aber wie die Baiern sahen, daß es Ernst werden sollte mit dem Verluste ihres neuen Landes, fingen sie auch an Ernst zu machen. Der Kronprinz von Baiern führte selbst einen neuen Heerhaufen an die Tyroler Grenzen, und Napoleon stellte den Marschall Lefebre an die Spitze der Truppen. Zugleich ließ er ein neues Heer in den Süden des Landes hereinbrechen. Bis gegen die Mitte des Mai hatten die Tyroler noch glücklich gekämpft, aber leider war der General Chasteler nicht der Mann danach, wie ihn das Land brauchte. Zwischen ihm und den kühnen Bauern brachen bald Zerwürfnisse aus. Er zog seine Truppen zurück; die Tyroler mußten weichen und dem Feinde Innspruck wieder preisgeben. In den eroberten Thälern hausten die Baiern wie die Heiden und Türken, und ließen ihre Rache an den wehrlosen Zurückgebliebenen durch Morden, Sengen und Brennen aus. Dadurch beruhigten sie freilich das Land nicht. Marschall Lefebre hielt inzwischen die Sache für abgemacht. Er sorgte dafür, daß die Niederlagen der großen östreichschen Armeen im Baierschen gehörig ruchbar wurden, und meinte, die östreichschen Truppen würden sich nun von selbst aus Tyrol zurückziehen. So blieb er ruhig in Innspruck liegen.

Aber er kannte die **Tyroler** nicht; wenn auch leider Gottes seine Rechnung, was den General Chasteler angeht, vollkommen richtig war. Die Tyroler hatten ganz recht, daß sie ihm nicht trauten und fuchswild auf ihn waren. Sein Kaiser hatte ihm befohlen, ganz Tyrol wie eine Festung zu betrachten, und sich in derselben zu halten, so lange er könnte, und nur im äußersten Nothfalle sich mit den Truppen nach den kaiserlichen Erblanden durchzuschlagen. Als der Miethling aber erfuhr, daß ihn Napoleon habe ächten lassen, daß Befehl gegeben sei, ihn in den nächsten 24 Stunden zu erschießen, sobald man seiner habhaft werden könnte, und als man im baierschen Hauptquartiere nicht weiter mit ihm unterhandeln wollte, weil er geächtet sei, dachte er bloß daran, seine Haut zu salviren, meinte, der äußerste Nothfall sei gekommen und zog mit seinen Truppen ab. So ließ er die braven Tyroler im Stich, gerade als sie seine Hülfe am nöthigsten brauchten. Aber er hatte nicht das ganze Heer mitnehmen können. Zwei Abtheilungen unter den Generalen **Buol** und Graf **Leiningen** waren im Lande geblieben, weil die Tyroler Chastelers Befehl zum Abmarsch gar nicht an diese Truppentheile hatten gelangen lassen. Während aber dies Alles geschah, war von den kühnen Männern bereits wieder eine Heldenthat gethan. Von dem baierschen Heere waren nämlich einzelne Abtheilungen zur französischen Hauptarmee beordert, und der Marschall Lefebre war selbst nach Wien gerufen worden. Da schlugen die Tyroler wie das Wetter wieder drein. Im Juli waren 13000 Mann Landsturm und Schützen auf den Beinen, und durch Buols Truppen verstärkt gings auf **Innspruck** los. Es wurde tapfer gekämpft und das Ende war, die Baiern mußten zum zweiten Male räumen. Sie verloren in den Tagen vom 25. bis 31. Mai 3000 Mann durch Tod und Gefangenschaft, und am 1. Juni war Tyrol von Neuem frei. Kaiserlich östreichsche Behörden bildeten sich wieder im ganzen Lande. Streifzüge nach Baiern und Schwaben hinein, und später von der andern Seite auch nach Italien hinunter, wurden gemacht, um Geld, Proviant, Pulver und Blei zusammenzubringen. Es würde uns zu lange aufhalten, wenn ich Euch alle die schlichten, einfachen, aber löwenmuthigen und braven Männer, welche in diesen Kämpfen sich besonders auszeichneten, mit Namen nennen wollte. Ich wills bei dem Einen sein Bewenden

lassen, an dessen Namen sich der ganze Tyroler Heldenkampf knüpft, bei dem Sandwirth Andreas Hofer aus dem Thale der wilden Passeier. Den habt Ihr Euch also bei allen diesen Kämpfen immer vorn an zu denken.

In den allgemeinen Siegesjubel fiel plötzlich, wie ein Donnerschlag, die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Wagram und von dem Waffenstillstande zu Znaym. Napoleon benutzte die freie Hand, die ihm die Einstellung der Feindseligkeiten ließ, zu dem Versuche einer gewaltsamen Niederdrückung des Tyroler Aufstandes. Von allen Seiten sollten seine Truppen in das Land dringen und Lefebre übernahm auf der Nordseite wiederum den Oberbefehl. Er rückte mit gewaltigen Streitkräften herbei und die Tyroler setzten seiner Uebermacht keinen Widerstand entgegen. Am 30. Juli zog er aufs Neue in Innspruck ein. Aber in den Herzen der Bauern kochte es innerlich immer gewaltiger, je mehr ihnen äußerlich alle Hoffnung auf Gelingen genommen schien. Der General Buol war nämlich in der mißlichsten Lage. Zwar hatte er erklärt, als ihm von den Franzosen die erste Anzeige des Waffenstillstandes gemacht wurde: auf solche Nachricht hin könne er Tyrol nicht aufgeben; aber nun ließ sich doch die Thatsache nicht mehr leugnen, und er entschloß sich endlich zur Räumung des Landes. In der ersten Woche des August zogen seine Truppen ab. Viele östreichische Soldaten blieben indeß bei den Tyrolern zurück, als sie erfuhren, welchen heldenmüthigen Entschluß diese gefaßt hatten, und hielten sich bis zum Losbruch heimlich versteckt.

Mit diesem Losbruche aber hatte es folgenden Hergang. Als die Feinde die ganzen nördlichen Landstriche überschwemmt hatten, und der Marschall Lefebre eine starke Heerabtheilung den aus Italien heraufziehenden Truppen entgegenschickte, als die Tyroler Städte, des langen Kampfes müde, nichts mehr von der Fortsetzung desselben wissen wollten — da beschlossen viele Anführer der braven Bauern, sich mit den abziehenden Oestreichern in Sicherheit zu bringen. Auch der Sandwirth war dazu beredet worden. Als er aber an die Grenze kam, ließ es ihn nicht fort. Der Geist seiner Väter kam über ihn, er kehrte wieder um. Zur selbigen Zeit, wo das Land so rathlos und ohne Wehr den Fremdlingen preisgegeben dalag, kamen drei schlichte Männer in der Stadt Brixen zusammen, und beriethen sich, was werden sollte. Da stürmte

ein Vierter in die Stube und verkündigte ihnen: „der Hofer sei wieder da; die Schützen sollten auf sein!“ Da gelobten sich die Vier, daß sie den Kampf erneuern wollten auf Leben und Tod, es komme nun, wie es wolle. Und von jetzt beginnt der eigentliche Heldenkampf, den das Tyroler Landvolk, ganz allein auf sich gestellt, ohne Hülfe durch geregelte Truppen, gegen einen übermächtigen Feind bestanden hat.

Zunächst wollte man sich den vorerwähnten Truppen entgegensetzen, die von Norden her dem aus Italien heraufdringenden Feinde entgegen ziehen sollten. Im engen Eisacksthale kams zum Kampfe. Der französische General wurde zurückgetrieben, und mußte drei Bataillone Rheinbundstruppen im Stiche lassen, die die Tyroler von ihm abgeschnitten hatten. Ein Theil des Landvolkes gab dem abziehenden Generale das Geleite mit blauen Bohnen, der andere hielt jene drei Bataillone eng eingeschlossen. Bald ging diesen die Munition aus; seit zwei Tagen hatte kein Mann einen Bissen Brot genossen, nicht einmal einen Schluck Wasser aus dem nahen Flusse holen können. Sie mußten sich ergeben. Nun rückte der Herr Marschall Lefebre selber nach, und ließ zugleich Truppenabtheilungen von allen Seiten in die übrigen Thäler stürmen. Aber nun klangen auch wieder die Sturmglocken von Dorf zu Dorf, und von allen Bergen strömten die rüstigen Schützen zusammen. Bald hatte Hofer 18000 entschlossene Männer dem Marschall gegenüber. Der sah ein, daß er sich in den engen Pässen nicht halten konnte, und wollte nach Innspruck zurück. Aber nun wars, wie wenn alle Höhen lebendig geworden wären! Vor ihm, neben ihm, hinter ihm, nichts als Tyroler Schützen, und was die aufs Korn nahmen, das mußte fallen. Wo die Thäler am engsten waren, da rollten sie große Felsstücke von den Bergen hinab, mitten in die französischen Reihen hinein. Die Franzosen konnten mit ihren Flinten nichts ausrichten. Wie in einer großen Hetzjagd wurden sie über das Gebirge getrieben. Keine Minute ließen ihnen die Tyroler Ruhe. So gings 18 Stunden in einem Treiben fort, und als endlich Lefebre mit seinem Corps an den Ufern des Inn wieder ankam, da fehlte ihm ein volles Drittheil seiner Mannschaft und die Uebrigen hattens satt, und waren schier gefechtsunfähig. Den anderen Truppen, die er zur Bezwingung des Landes ausgeschickt

hatte, war es nicht besser ergangen. Die Sturmglocken heulten durchs ganze Land, und überall wurden die Franzosen mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Jeder Uebergang über die Gebirgswasser, jede enge Thalschlucht, die sie zu passiren hatten, kostete ihnen schwere Opfer. Nun hatte Lefebre die Ueberreste seiner gesammten Macht um Innspruck beisammen, aber die Leute waren matt und abgehetzt. Hofer aber dachte, man muß das Eisen schmieden, wenns warm ist, und griff am 13. August Morgens den Feind an. Den ganzen 13. und 14. wurde mit großer Erbitterung gestritten. Zog sich der Kampf nach den Bergen, so waren die Tyroler Sieger, drangen die Bauern in der Ebene vor, so schlugen sie die Franzosen wieder zurück. Am Abend des 14. aber hatte der französische General genug. Mit einbrechender Dunkelheit marschirte er ab. Zum drittenmale hatten die Landleute, und diesmal sie ganz allein, Tyrol wieder frei gemacht, und Hofer ward zum Oberkommandanten des Landes erwählt. Er trat an die Spitze der Verwaltung, und richtete Alles nach altem Rechte und gut östreichisch ein. Bei seiner hohen Würde aber blieb er immer derselbe schlichte, einfache Mann, der er in seinem einsamen Gasthause an der rauschenden Passeier gewesen war. Er aß, wie ers sonst gewohnt war, nach wie vor für 30 Kreuzer zu Mittag und jodelte sein Liedchen so harmlos, wie jeder andere Tyroler auch. Wie mit seinen Kindern daheim, so hielt er nun mit den Schildwachen, die vor seinem Palaste standen, täglich seine Hausandacht. Wer mit ihm aß, der mußte mit ihm beten. „Habts mit gegessen, könnt's mit beten!" pflegte er zu sagen. In Hofer war ein kernfester Glaube, und nie hat er, wie andere Volksführer, durch falsche Hoffnungen die Seinen zu vertrösten gesucht. Er wies sie allein auf die göttliche Hülfe, mit welcher Recht doch Recht bleiben müsse. „Vertraut auf Gott und wehrt euch tapfer!" das war sein Wahlspruch. Und so kannibalisch die Feinde in dem unglücklichen Lande gegen die wehrlosen Zurückgebliebenen gehaust hatten — nie vergalt er Gleiches mit Gleichem. So weit sein Einfluß reichte, wurde keinem Gefangenen ein Haar gekrümmt.

Sechs Wochen lang fanden nun keine eigentlichen Gefechte statt, mit Ausnahme kleiner Scharmützel an den Grenzen. Immer hofften die Tyroler in ihrem ungebro-

chenen Muthe, ihr Kaiser würde den Krieg von Neuem beginnen. Da wurde am 14. Oktober der Frieden abgeschlossen, unter welchen Bedingungen, haben wir bereits gehört. Das treue Tyrol war nicht wieder an seinen Kaiser gekommen. Der Baier sollte und mußte es behalten. Dagegen wollte Napoleon Alles vergessen und vergeben haben, wenn Tyrol sich dem Friedensschlusse willig fügen würde. Um aber das Volk willig zu machen, mußten sofort 50,000 Mann anmarschiren. Am 29. Oktober schrieb der Erzherzog Johann im Namen des Kaisers an die treuen Tyroler, und bat sie, sich ruhig zu unterwerfen. Zugleich erließ Napoleons Stiefsohn, der Vicekönig von Italien, eine Proklamation, in welcher er das Land zur Unterwerfung aufforderte. Hofer glaubte, er müsse sich fügen; ließ beide Aktenstücke drucken, schickte eine Deputation an den Vicekönig, und als diese zurückkehrte, gebot er in einem Aufrufe seinen Tyrolern, sie sollten die Waffen niederlegen. Die Franzosen rückten ins Land.

Aber die Unteranführer murrten wider den Sandwirth, und ihm selbst ließ seine Proklamation bald keine Ruhe mehr. Wenn sich jetzt das Volk gutwillig fügte, so erkannte es damit seine Unterwerfung an, so wurde der gegenwärtige Zustand zu einer rechtmäßigen Herrschaft, und dem Volke blieb kein Vorwand, in einer spätern günstigern Zeit noch einmal sein Joch abzuschütteln. Gerade jetzt mußte es sich wehren bis aufs Blut, noch einmal, wenn auch ohne Aussicht auf Erfolg, kämpfen, damit es nicht freiwillig das Geschehene gut heiße, sondern nur der Gewalt unterläge. Nur dann konnte das wiederkehrende baiersche Regiment nicht als Recht, sondern als Gewaltszustand erscheinen. Schon am 15. November nahm Hofer seine Proklamation zurück, und rief das Volk aufs Neue unter die Waffen. Aber die Städte waren kriegsmüde, und die von drei Seiten schon zu tief ins Land gedrungenen Franzosen hielten jeden Aufschwung des Volkes nieder. Trotzdem aber war in dem Herzen Tyrols in einer großen Anzahl Männer noch Tapferkeit der Seele genug, um den letzten Verzweiflungskampf zu bestehen. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Bis in die erste Hälfte des Dezember hielten sich die Tyroler; hatten an einzelnen Puncten heldenmüthig gestritten, aber ein Thal nach dem andern mußte sich der Uebermacht unterwerfen. Hofer selbst hätte sich noch retten können. Der

französische General bot sogar die Hand, ihn nach Oestreich durchzulassen — aber, es ließ ihn nicht fort. Er fühlte, daß er, der der Erste seines Volkes gewesen war, nun auch der Letzte sein müsse, der die Waffen aus der Hand legte. Als das letzte Thal unterworfen war, verschwand er. In einer einsamen Alpenhütte hielt er sich mit Frau und Sohn und Schreiber versteckt. Und was in dem ganzen Kriege nicht ein einziges Mal vorgekommen war, was in Tyrol unerhört ist, das sollte zuletzt noch an Hofer geschehen. Er wurde verrathen. Ein Priester ward an ihm zum Judas. Am 20. Januar 1810 umzingelten die Franzosen seine Hütte, holten ihn heraus und schleppten ihn nach Botzen. Mit wahrhaft kannibalischer Rohheit banden sie den Gefangenen, rissen dem Gebundenen den Bart aus, daß das herunterlaufende Blut in der Kälte gefror. Auch Frau, Kind und Schreiber wurden gebunden und unter brutalem Fluchen mit nackten, blutgeschundenen Füßen über das Eis und die scharfen Steine nach Botzen getrieben. „Bete, sei standhaft und leide mit Geduld!“ tröstete Hofer seine Frau, als sie über die Qualen ihres Mannes zu jammern anfing. In Botzen erst machte der französische General der Unmenschlichkeit ein Ende. Hier allein waren sechs französische Offiziere, denen Hofer in seiner Menschlichkeit während des Feldzuges das Leben gerettet hatte. Diese nahmen sich seiner an, lösten seine Bande und bekleideten ihn und die Seinigen mit ihren warmen Mänteln. Dann wurde er nach dem welschen Lande in die Festung Mantua geschleppt, und hier am 20. Februar standrechtlich erschossen. Mit frommer Ruhe ging er zum Tode. Alles was ihm Uebles geschah, hielt er für eine Strafe seiner persönlichen Sünden, nahm es mit willigem Herzen aus der Hand seines Gottes an, und getröstete sich eines seligen Endes. Da kniete er nun, die hohe, kräftige Gestalt, mit dem freundlich ernsten Gesichte und dem langen, schönen, schwarzen Barte, und bot die Heldenbrust den feindlichen Kugeln dar. Sein Tod machte auf die Italiener einen solchen Eindruck, daß ihn Viele wie den Tod eines Heiligen betrachteten.

Und so war nun der Kampf zu Ende, der Heldenkampf, in dem sich die Tyroler volle acht Monate, und über die Hälfte dieser Zeit ohne alle Hülfe von Truppen, gegen einen oft weit überlegenen Feind gehalten hatten.

Dreimal hatten sie ihr Land von den Feinden gesäubert, und auch zuletzt waren sie nur der Uebermacht unterlegen, und konnten mit Recht auch ferner den Zustand ihres Landes als reine Unterdrückung, als einen rechtlosen Zustand ansehen. Aber war dies traurige Recht Alles, was sie erstritten hatten? War so viel Heldenblut umsonst geflossen? Nein, nein! In einem schönen Liede heißt es von den Tyroler Freiheitskämpfern:

Sie sind nicht gestorben,
Als sie den Tod erlitten;
Die Freiheit ist doch erworben,
Für die sie damals gestritten.

Und so war's auch. Weit, weit über das Tyroler Land hinaus, durch das ganze Vaterland hin zog die Kunde ihres Heldenkampfes. Auf allen Jahrmärkten, in allen Bilderbuden war des Sandwirths Bild zu sehen, und ward vom Volke umstanden. Hofer war zu einem Gemeingute geworden. Sein Gedächtniß ging von Mund zu Mund. Es war in jener Zeit der schmachvollsten Erniedrigung Deutschlands, wie wenn die Geister der gefallenen Tyroler von ihrem unterjochten Lande sich weggewendet hätten, und nun durch ganz Deutschland zögen, und alle deutschen Herzen mit der Mahnung umlagerten, ihr Blut zu rächen und das fremde Joch abzuschütteln. Was schier erstorben schien, und was im äußersten Norden unseres Vaterlandes in der Festung Kolberg noch wie ein einsames Lichtlein geleuchtet hatte, Vertrauen auf der Väter Gott und Treue bis zum Tode dem angestammten Herrscherhause, das war nun auf der entgegengesetzten Seite im äußersten Süden in einem ganzen Volksstamme lebendig geworden, hatte ein ganzes Land durchflammt und durchfluthet, und wie die rauschenden Gebirgswasser von den hohen Alpen hernieder weit hin in das deutsche Land strömen, so drang die Kunde von diesen Thaten, von dieser Treue durch alle deutschen Gauen. Nein! die Tyroler waren nicht gestorben, als sie den Tod erlitten: aus dieser Thränensaat ist die Freudenernte erwachsen, welche das befreite Vaterland wenige Jahre darauf gebracht hat.

Siebentes Kapitel.

Die Zeit der Noth.

Pf. 6, 8. „Ach! du Herr, wie so lange!"

„Von einer Zeit großer Noth habe ich Euch zwar zu erzählen, lieben Freunde und Nachbarn," leitete der getreue Eckardt seinen heutigen Vortrag ein, „ich will aber damit beginnen, die einzelnen Hoffnungssterne, welche in Deutschlands schwärzester Unglücksnacht hier und dort aufflimmerten, vorher mit Namen zu nennen; denn Ihr müßt wissen, so ganz einsam stand das Beispiel der braven Tyroler in unserm Vaterlande doch nicht da. Auch in Norddeutschland fing es an sich zu regen, und die ersten Schwalben, die dem neuen Völkerfrühling vorangehen sollten, strichen durch das Land. In Sinn und Gedanken unseres Volkes war allgemach ein großer Umschwung eingetreten. Der Deutsche hat einen Erbfehler, das ist der Franzosensparren! der hat ihn schon oft genug von Leib und Leben herunter gebracht; er wächst aber wie ein Krebsschaden immer von Neuem, so oft er auch ausgeschnitten wird. Derzeit aber schiens, als ob wir mal gründlich auskurirt werden sollten. Es konnte auch kaum anders sein, denn die Wahrheit wurde uns zu derb eingerieben. Als Anno 1789 von Paris herüber die Lockstimmen: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erklangen, und von einem allgemeinen Völkerglücke gefaselt ward, gleich als sollte das verlorene Paradies in Frankreich vom Himmel herabsteigen, da ließen sich auch Manche der Bessern in Deutschland vom falschen Scheine bethören. Freilich sorgten die Revolutionsmänner bald genug dafür, daß Jedem, der sehen wollte, die Augen darüber aufgehen konnten, wie's eigentlich gemeint war; aber so klar ließen sich doch damals die Dinge nicht erkennen, wie jetzt, und Ihr könnt denken, daß die demokratischen Zeitungen damals schon eben so unverschämt logen, wie heut zu Tage. Es kommt aber viel darauf an, wie eine Sache vorgestellt wird. Genug, es gab ihrer eine große Zahl unter uns, die sahen auf die Stadt Paris, als sollte dort ein neuer Völkerheiland geboren werden. Nun habt Ihr auch bereits aus unserer Geschichte merken können, wie schlau selbst der Napoleon anfangs auftrat. Er spielte den Uneigennützigen. Er eroberte die Länder nicht sein selbst,

sondern bloß um der Sache der Freiheit willen. In Holland, in Italien, überall, wo die Franzosen hinkamen, wurden Republiken errichtet. Könnt Euch also nicht wundern, daß eine große Partei in Deutschland lüstern geworden war nach einem Besuche der Franzosen, sonderlich da wir die republikanischen Herrlichkeiten bisher nur vom Hörensagen, und nicht aus eigener Anschauung kannten. Als wir nun aber die saubern Gäste wirklich ins Land bekamen, da mußte bald jedes halbwegs ehrliche, deutsche Blut erkennen, daß wir den Tod im Topfe hatten. Wie war nun auch bereits Alles so ganz anders geworden! Durch die Republiken hatte Napoleon selber einen dicken Strich gemacht, und wie die Franzosen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verstanden — daß sich Gott erbarm! davon wußten die ein Lied zu singen, denen französische Einquartierung über dem Halse gelegen hatte. So waren wir denn nachgerade mit der Nase draufgedrückt worden, was es mit der französischen Glückseligkeit für eine Bewandtniß habe, und nur das Geschmeiß der Zwitterseelen, der Feigen und Feilen, der Lauen und Halben, der Judenchristen und Christenjuden, der Vagabunden und Stellenjäger leckte und schleckte um die fremden Eindringlinge herum, und betete den stolzen Unterdrücker an, wie das Volk Israel das goldene Kalb und sprach: Du bist der Gott, der uns aus Aegyptenland geführt hat!

Schon im Beginn des östreichschen Feldzuges wurden Versuche gemacht, ob sich das Volk im übrigen Deutschland nicht auch erheben würde, und wenns auch eben nur Versuche blieben, so war doch damit ein Ton angeschlagen, der in dem Herzen des Volkes fortklang, war ein Brand unter die Kohlen geworfen, der diese heimlich fortglühen ließ. Durch ganz Norddeutschland hatten die Patrioten Verbindungen geknüpft, aber die Masse des Volkes stand diesen Verbindungen noch zu fern und schlug nicht so ein, wie man gehofft hatte; zumal sich bald zeigte, daß das Kriegsglück nicht auf Seiten der Oestreicher war. Zuerst faßte der ehemalige preußische Hauptmann von Katt den tollkühnen Plan, mit einem Reiterhaufen in die Altmark einzufallen. Er brach viel zu früh los und schadete damit der guten Sache nur, denn die Feinde wurden wachsamer gemacht. Er mußte nach Böhmen fliehen, und schloß sich dem Herzoge von Braunschweig-Oels an, der eben sein Korps zusammenwarb. Am 21. April brach

dann ein Aufstand im Hessen-Kasselschen aus. Die Verschworenen wollten den fremden Mann, den König Hieronymus, in seiner Hauptstadt Kassel gefangen nehmen und ihren rechtmäßigen Landesherrn wiedereinsetzen. Sie bauten darauf, daß sich die Stimmung im ganzen Volke günstig für ihr Unternehmen aussprach, und hofften, das Militär würde zu ihnen übergehen. Aber die Truppen gingen nicht über, und der Oberst von Dörenberg, der mit einem Bauerhaufen doch gegen Kassel ziehen wollte, wurde geschlagen. Dies erste Unglück brach dem ganzen Unternehmen den Hals.

Dörenberg flüchtete gleichfalls zum Herzoge von Braunschweig. Dieser hatte ein Husarenkorps von etwa 1000 Mann angeworben, schloß sich den Oestreichern an, besetzte mit ihnen Dresden und drang dann weiter nach dem Baierschen vor. Er stand gerade in der Gegend bei Jena, als die Nachricht von dem Waffenstillstande die östreichschen Truppen nach Böhmen zurückrief. Da erklärte der Herzog trotzig, ihn ginge der Waffenstillstand nichts an, und beschloß, sich allein nach der Nordküste durchzuschlagen. Er stellte seinen Leuten frei, wer nach Oestreich zurückgehen, oder wer sein Schicksal theilen wollte. Etliche 20 Offiziere und ein Theil Mannschaft trennte sich auch wirklich von ihm, die Lücke aber ward reichlich durch neue Rekruten und übergelaufene Westphälinger ersetzt. Sein Korps belief sich auf etwa 700 Reiter und 1200 Mann zu Fuß. Die Reiter aber waren die schwarzen Husaren mit den Todtenköpfen vor der Stirn, deren sich wohl Mancher von Euch noch erinnern wird. Zuerst zogs den kühnen Helden, den grollenden Fürstensohn, nach Braunschweig, dem Erbe seiner Väter. Ueber Altenburg, Halle, Hettstädt, Quedlinburg und Halberstadt ging der Marsch. Bei Halberstadt gabs ein hitziges Gefecht. Der Braunschweiger Löwe wies den Westphälingern grimmig die Zähne. 300 Mann aus den feindlichen Reihen gingen zu dem Herzoge über, der am 31. Juli in Braunschweig ankam. Halten konnte er sich hier nicht, das sah er ein; aber seinem Volke zeigen wollte er sich, wollte zeigen, daß er noch da wäre, und seiner Zeit harre. Am 2. August setzte er seinen Marsch weiter fort, und schlug sich glücklich bis zum Meere durch, wo er sich am 7. August mit seinen Getreuen nach der englischen Insel Helgoland einschiffte. Wie ein Feuerzeichen war er mit seinen schwar-

zen Gesellen durch Deutschland gezogen. Das Volk konnte die blinkenden Todtenköpfe nicht vergessen, und in Vieler Herzen hatte er einen Feuerbrand zurück gelassen.

Indeß noch ein anderer Mann zog damals die Augen alles Volkes auf sich. Das war der kühne Parteigänger aus dem letzten preußischen Kriege, der Major von Schill, den wir schon in Kolberg kennen gelernt haben. Er stand jetzt in Berlin und kommandirte ein Husarenregiment, das ihm blind ergeben war. Schill war in die geheimen Verbindungen eingeweiht. Kurz vorher, ehe der hessische Aufstand ausbrach, ließ er eine Proklamation drucken, welche die preußischen, an Hieronymus abgetretenen Landestheile auf dem linken Elbufer, zum Aufstande aufforderte. Der Ueberbringer dieser Proklamation fiel aber den Franzosen in die Hände. Schill erhielt zeitig genug Wind davon, wußte, daß er in Berlin seines Lebens nicht mehr sicher war, und faßte schnell einen kühnen Entschluß. Freilich ahnte er noch nicht, welch klägliches Ende der hessische Aufstand genommen hatte. Als am Nachmittage des 28. April sein Regiment wie gewöhnlich zum Manövriren ausgerückt und eine Stunde von Berlin entfernt war, eröffnete Schill seinen Leuten, der Augenblick sei da, wo es aufs Neue gegen den verhaßten Feind losgehen sollte. Alle seine Leute folgten ihm. Bei Wittenberg gings über die Elbe und dann durch Dessau weiter. In Bernburg erfuhr Schill das gänzliche Fehlschlagen des hessischen Aufstandes, und die ersten Nachrichten von den Niederlagen der östreichischen Armee in Süddeutschland. Da sah er ein, daß seines Bleibens im westlichen Deutschland nicht sein konnte, und er beschloß, sich gleichfalls der Nordküste zuzuwenden. Diesseits Magdeburg, bei Dodendorf, stieß er auf eine starke, feindliche Abtheilung, aus zwei Compagnien Franzosen und vier Compagnien Westphälingern bestehend, die ein Paar Kanonen mit sich führten. Schill griff sie an, eroberte ihre Kanonen, einige Fahnen und machte 170 Gefangene. Von allen Seiten zogen ihm jetzt Verstärkungen zu, aber Schill wußte nun eigentlich selbst nicht recht, was er wollte. Seine Stellung war auch eine ganz andere, als die der Tyroler, die für ihren Kaiser und ihr altes Recht stritten, oder die der Hessen, die für ihren vertriebenen Kurfürsten das Schwert gezogen hatten, oder als die des Herzogs von Braunschweig, der das Erbe seiner Väter wiederfordern wollte. Er hatte sich auf eigene Faust

seinem Könige und Herrn entzogen, und so trieb er sich nun planlos umher. Zuletzt beschloß er, sich in die kleine meklenburgische Festung Dömitz zu werfen, aber als er diese überrumpelt hatte, merkte er bald, daß er sich hier doch nicht würde halten können und kam auf den Gedanken, Stralsund zu überfallen, und sich von hier nach England einzuschiffen. Auf dem Wege nach dieser Festung zwang er eine Abtheilung französischer Truppen von 700 Mann, die ihm in den Weg trat, die Waffen zu strecken. Stralsund wurde nur von einer schwachen französischen Besatzung vertheidigt und bald eingenommen. Schill ließ nun in aller Eile die Festungswerke wiederherstellen. Sein Freikorps hatte sich auf 700 Reiter und 1300 Mann zu Fuß verstärkt. Aber kein englisches Schiff ließ sich blicken, wohl aber erschien Ende Mai der französische General Gratien mit 6000 Mann vor der Stadt. Irgend ein Verrath mußte ihm Kunde von der schwachen Seite der Festung gegeben haben. Die Franzosen drangen mit Macht ein und in den Straßen begann bald ein erbitterter Kampf. Schill sah ein, daß Alles verloren war und suchte den Tod. Er hieb noch einen französischen General vom Pferde, und sank dann von mehreren Kugeln durchbohrt nieder. 16 Offiziere und 170 Reiter schlugen sich nach der preußischen Grenze durch; alles Uebrige, was nicht auf dem Platze geblieben war, wurde gefangen. General Gratien nahm Schills Kopf in Weingeist mit nach Braunschweig, und ließ hier am 9. Juni 14 der Gefangenen erschießen. In Wesel ließ er an einem zweiten Häuflein die Execution wiederholen, und die übrigen Gefangenen wurden auf französische Galeeren geschickt. Schill aber ward im Tode der Mann des Volkes. Ueberall sah man sein Portrait neben dem Hofers, und das Blut der in Braunschweig und Wesel erschossenen Seinen schrie das Volk um Rache an. Ein Lied von Schill und seinen Thaten ging nachmals von Mund zu Mund.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Der führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt,
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut,
Das fette Land mit französischem Blut.
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die Uebrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus.
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Und so gehts nun fort, sechzehn Verse durch bis zu Schills Ende im traurigen Stralsund und schließt dann:

Doch zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzosen euch rächen will.

Damit hatte es nun freilich vorerst noch gute Wege, und gings vielmehr immer tiefer in die Drangsalshitze hinein. Ich habe immer gemeint, es wäre nicht möglich, daß man dem jetzigen Geschlechte die Noth und den Jammer der damaligen Zeit recht lebhaft vor die Seele malen könnte — aber, wir haben ja leider Gottes neuerdings Aehnliches erfahren müssen, haben erleben müssen, daß Recht und Sitte und Gottes heilige Ordnungen von Buben und Lumpen mit Füßen getreten sind, daß die Obrigkeiten und die Fürsten von Gottes Gnaden schwach wurden und sich bogen, wie das Rohr im Winde, und der ehrliche Mann und der rechte Vaterlandsfreund hat zu alle dem schweigen und seinen Mund zuhalten müssen. Nun, wem solcher Jammer zu Herzen gegangen ist, der wird auch verstehen können, wie es dazumal in unserem lieben Vaterlande war. Jeder Ehrenmann mußte den Grimm hinunter schlucken, wie Wasser, mußte mit Zähneknirschen sehen, wie die elendesten, verworfensten Burschen obenauf schwammen, gegen unsere Unterdrücker hündisch wedelten und schmeichelten, und dann zu Amt und Ehrenstellen erhoben, sich bläheten und brüsteten, wie ein fetter Wanst, zu Spionen sich hergaben und die verriethen, deren Schuhriemen zu lösen sie nicht werth waren. Ein französisches Spionirsystem war über ganz Deutschland

verbreitet und es gab leider Gottes Gesindel genug, das zu solcher Judasrolle sich hergab. So war zum Exempel schon 1806 ein kleines Schriftchen erschienen, betitelt: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Ueber dies Buch waren die Franzosen Gift und Galle. Napoleon aber konnte trotz aller Spione dem Verfasser nicht auf die Spur kommen. Nur soviel brachte er heraus, daß der Buchhändler Palm in Erfurt, ein deutscher Ehrenmann, einige Exemplare davon verkauft habe. Der sollte nun gestehen, von wem das Buch herstamme, und als ers nicht that, ich weiß nicht, ob ers selber gewußt hat, da ließ er ihn ohne Weiteres erschießen. Aber helfen that dem Napoleon solch tyrannisch Wüthen nichts. Einen schaffte er aus dem Wege, und in tausend andern Herzen glühte und kochte der Grimm nur desto wilder. Der Franzosenhaß fraß sich immer tiefer in jede Faser unseres Volkes ein. O es war eine furchtbare Zeit! Immer unerträglicher wurde der Gedanke, mit Leib und Leben den fremden Eindringlingen verkauft zu sein. Warens doch nicht mehr bloß leibliche Güter, die die Franzosen in Lieferungen und Kontributionen uns abpreßten — nicht einmal die Kinder durfte der Vater noch sein nennen, er hatte sie doch für Niemand anders groß gezogen, als für den Menschenschlächter. Es war ein solcher Jammer, daß schon einzelne Seelen aus Verzweiflung darüber wahnsinnig wurden. Unser Volksleben glich einem verborgenen Feuer in einem verschlossenen Raum, das nur eines Luftzuges, nur einer geöffneten Thür bedarf, um in hellen, himmelhohen Flammen emporzulodern. Und die Thür sollte aufgethan werden, der Odem Gottes sollte wehen, die Flammen sollten sprühen. Mit Macht rückte die heißersehnte Stunde heran.

Solche Nothzeiten aber, solch allgemeiner Jammer, solch ein Herzwurm, der Tag und Nacht immer tiefer sich einbohrt, sind, wie im Leben des Einzelnen, so im Leben ganzer Völker von großer, unberechenbarer Wichtigkeit. Gott züchtigt auch hier, weil er lieb hat, weil er aus dem Alten, Verrotteten, Erstorbenen ein neues Leben schaffen will; und er kommt nicht eher mit seiner Hülfe, bis die Noth die Herzen mürbe gemacht und der Stimme seiner fast vergessenen Wahrheit wieder geöffnet hat. Wir Menschen leben gemeiniglich so in den Tag hinein, immer im alten Schlendrian fort, murren und räsonniren über

alles Mögliche, was uns nach unsrer Meinung abgeht, und das, was wir an wirklichen Gütern haben, achten wir nicht, ja merken kaum, daß wir es haben. Wir wissen gar nicht, wie reich wir sind, bis uns einmal die Güter genommen werden, die wir bisher für gar keine gehalten hatten. Gerade so wars damals. Wohl Mancher war lange vor der Franzosenherrschaft mit den herrschenden Zuständen unzufrieden gewesen; die Bande zwischen Fürsten und Unterthanen waren locker geworden; vor dem herrschenden Unglauben vertrocknete, wie bei einem dürren, hagern Winde, alles frische, fröhliche Volksleben; die Nützlichkeit ging über das Recht, und das Gefühl für Volksehre und Vaterlandsliebe war in den meisten Herzen erstorben. Da ließ es nun der im Himmel zu, daß uns einmal Alles weggenommen wurde, was uns bisher zu einem Volke gemacht hatte, und gab uns unter die Zuchtruthe hochmüthiger Fremdlinge, die alles deutsche Wesen hohnlachend mit Füßen traten. Da mußte Jeder mit bittern Schmerzen erkennen, wie reich wir bisher noch immer gewesen waren, und das ganze Volk fühlte sich so leer, so arm, so tief erniedrigt, daß in ihm ein förmlicher Heißhunger nach dem oft verkannten und oft geschmähten hausbackenen Brote alter Art und alter Sitte erwachte. Je riesenmäßiger aber die Gewalt des Fremdlings uns gegenüber stand, je dunkler und trüber und trostloser die Zukunft vor uns lag, desto mehr richteten sich unsere Blicke zu dem empor, der allein helfen kann, zu dem gleichfalls fast vergessenen Gotte unserer Väter, und wie die Liebe zu dem Hergebrachten, Angeborenen in uns erstarkte, und der Jammer über unsere Schmach allen falschen Firniß abwusch, den das Buhlen mit fremden Völkern über unsere Sitten gepinselt hatte, also daß die rechte, ächte Vaterlandsliebe aufs Neue unter heißen Wehen in uns hineingeboren ward, so kehrte auch mit dieser unvermerkt die Liebe und das Vertrauen zu Gott zurück, und mit dem Heldenmuthe ward auch der Heldenglaube unserer Väter in uns wieder lebendig. Seht, das ist der große Segen dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes, ein Segen, um dessentwillen ich jene Zeit nimmermehr ausgelöscht wissen möchte im Buche unserer Geschichte, und gerade darin, daß das deutsche Volk also hart heimgesucht wurde, erkennen wir, daß es Gott noch nicht aufgegeben hatte, denn wie ich schon vorhin gesagt habe:

„Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er;“ oder, wie es in unserm schönen Kirchenliede heißt:

> Ich weiß, wen du willst herrlich zieren,
> Und über Sonn' und Sterne führen,
> Den führest du zuvor hinab.

Und so verstehe ich es auch, wenn ich in unserer Zeit immer gesagt habe: „Es muß erst noch recht schlecht kommen, ehe es wieder gut wird.“ Das Volk muß erst erkennen, was ihm genommen werden soll, welche Güter auf dem Spiele stehen, ehe es sich zum Kampfe für dieselben erheben kann.

Doch, es ist noch nicht gar spät und wir dürfen heute noch nicht schließen. Ich muß Euch erst noch ein Stück weiter führen in unserer Geschichte. Während nun so die letzten Flammen des Kriegsbrandes, die den Thron des fränkischen Tyrannen verzehren sollten, mit dem Ende des Jahres 1809 erloschen waren, und dieser Thron fester zu stehen schien, als je, fühlte sich Napoleon doch einsam und unbehaglich auf seiner Höhe. Er wußte, daß sein Recht nur auf seiner Degenspitze ruhete, und daß die Kaiserwürde nur an seine Person geknüpft war, trotzdem das französische Staatsgrundgesetz sie seinen Erben feierlich verbriefte. Aber was hatten die französischen Staatsgrundgesetze seit 1789 nicht Alles feierlich verbrieft! Napoleons Ehe mit Josephinen war kinderlos; er sah vorher, daß nach seinem Tode Alles auseinanderfahren würde. Er aber hätte gern sein Kaiserthum mit Ketten an die französische Erde gefesselt. Um die innere Leere durch äußern Glanz zu übertünchen, ließ er zum fünften Jahrestage seiner Krönung, den 2. Dezember 1809, die Könige von Holland, Westphalen, Sachsen, Würtemberg und Neapel, den Vicekönig von Italien und den Fürsten Primas nach Paris kommen, und gab hier die prunkhaftesten Feste. Da hatte nun der stolze Kaiser seine Vasallen um sich her und hielt die prahlerischesten Reden, schlug wie der Pfau ein schimmerndes Rad nach dem andern und spiegelte sich in seinem eigenen Glanze. Aber das, was ihm fehlte, wurde darum doch um kein Haar anders. Und wenn er alle Könige in der Welt um sich versammelte, so hatte er darum doch immer noch keinen Leibeserben. Fast eben so lebendig fühlte er, daß ihm auf seinem Throne außer der Nachkommenschaft noch ein Zweites fehlte, was die von ihm gedemüthigten Fürsten Alle vor ihm voraus hatten,

und was er ihnen nicht nehmen konnte, und wenn er sie vom Throne gestoßen hätte, nämlich die fürstliche Geburt. „Es ist mein Unglück," soll er selber einmal gesagt haben, „daß ich nicht mein Enkel bin." Er war und blieb, mochte er es anfangen, wie er wollte, doch immer nur ein Emporkömmling des Glückes. Beiden Mängeln beschloß er durch eine neue Heirath abzuhelfen, durch welche er mit den alten, europäischen Herrscherfamilien in nahe Verwandtschaft treten, und ihr Interesse an das seinige fesseln wollte. Josephine mußte sich fügen. Sogar die Kirche thats, obgleich die katholische sonst nichts von Scheidung wissen will. Aber Napoleon zu lieb, stöberte man bei seiner damaligen, über Hals und Kopf geschehenen Kopulation einen Formfehler aus, und nun gings. Die Scheidung wurde ausgesprochen. Nun richtete Napoleon seine Augen zuerst auf das mächtige Rußland; doch man gab ihm in Petersburg zu verstehen, daß man sich für eine russische Prinzeß solche Ehre verbitte. Der Kaiser auf Freiersfüßen verschluckte den Aerger, schrieb den Russen den Korb aufs Kerbholz, und wendete sich nun an das zweite Kaiserhaus in Europa, nach Wien. Es war ein trauriges Gefühl, was damals alle Vaterlandsfreunde erfüllte, als es plötzlich hieß, der alte Kaiser Franz wolle seine Tochter Marie Luise mit Napoleon vermählen. Tief im Herzen wurzelte bei den Besten im Volke der Glaube, daß es so nicht bleiben könne, so lange noch Der im Himmel im Regimente säße. Nun aber hielt der alte deutsche Kaiser selbst Napoleons Macht und Stuhl für so fest gegründet, daß er seine eigene Tochter ihm anvertraute. Na, der alte Franz hat gewiß auch mit schwerem Herzen Ja gesagt, aber es ließ sich damals schlecht dem Napoleon einen Korb geben. Der Russe konnte das schon eher probiren, denn dem saß der gefährliche Freier nicht so auf den Hacken. Also am 11. März 1810 ward die junge, neunzehnjährige Kaiserstochter dem Erzherzoge Karl, als Napoleons Stellvertreter, angetraut, dann im Triumphe nach Paris geführt, wo am 2. April unter unerhörtem Prunke die wirkliche Vermählung stattfand. Und als ob dem gewaltthätigen Manne Alles hätte zu Willen sein müssen, auch Der im Himmel oben, richtig! im Märze des folgenden Jahres 1811 war auch ein kleiner Kronprinz da, der gleich bei seiner Geburt den Titel König von Rom erhielt. Nun hätte Einer das Schwenzeln und Scher-

wenzeln um die Wochenstube herum sehen sollen. Die Zeitungen brachten als neueste Nachrichten von Paris die Meldung, wie oft der König von Rom die Windeln voll gemacht habe. Es war zum aus der Haut fahren! So nahms immer mehr den Anschein, als ob Napoleon für immer in die Reihe der europäischen Herrscherfamilien getreten sei. Nun konnte man nicht einmal mehr auf seinen Tod eine Hoffnung bauen. Er hatte ja einen Erben und der stammte aus uraltem, fürstlichen Blute. Aber so machts unser Herrgott immer. Erst wenn vor Menschenaugen alle Hülfe und jeder Ausweg verborgen ist, dann fängt er mit seiner Errettung an und zeigt, daß alle Menschenmacht vor ihm nichts weiter als Spreu vor dem Winde ist. Wenn rings um uns nur lauter Nein zu sehen ist, dann fängt er erst an, seine Verheißungen Ja und Amen werden zu lassen. Und so sollte es denn auch mit Napoleon, gerade als er den Gipfel seiner Macht erstiegen zu haben schien, mit schnellen Schritten bergab gehen.

Ehe wir nun für heute auseinander gehen, muß ich erst noch berichten, daß der große Länderzertheiler, in Folge der jüngsten Ereignisse, die Landkarte von Deutschland schon wieder veränderte. Er ging mit Land und Leuten um, wie der Buchbinder mit einem Bogen Pappe, daraus er Figuren schneidet, wie's ihm eben in den Kopf kommt, und wie er die Linien mit der Bleifeder vorgezogen hat. Zuerst mußte Napoleon sich mit seinem Stiefsohne Eugen, den bisherigen Vicekönige von Italien, auseinandersetzen. Nach der Scheidung von Josephinen konnte er deren Sohn das Königreich Italien nicht mehr hinterlassen, denn das gehörte ja zu Frankreich. Da machte denn nun der vorsorgliche Stiefvater schon im März 1810 in Deutschland ein Großherzogthum Frankfurt zurecht, und der Vicekönig wurde zum Nachfolger des gegenwärtig dort regierenden Fürsten Primas ernannt. Um dieselbe Zeit war zwischen Napoleon und seinem Bruder Louis, dem Könige von Holland, Streit ausgebrochen. Napoleon machte seine Brüder wohl zu Königen, aber einen königlichen Willen durfte Keiner haben, sondern mußte in allen Stücken blindlings thun, was der gestrenge Herr Bruder vorschrieb. König Louis aber war der ewigen Hudeleien und Plackereien müde, und entsagte am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes der holländischen Krone. Das war Napoleon eben

recht; nur Holland sollte sein junger Vetter nicht behalten. Er vereinigte Holland Ende 1810 mit dem Kaiserthum Frankreich, und gab dem Kronprinzen von Holland dafür das Großherzogthum Berg, welches, wie wir wissen, früher sein Schwager Murat gehabt hatte, und das dann gleichfalls Frankreich anheim gefallen war. Dann aber nahm er Landkarte und Lineal, und machte vom Rheine bis nach der Elbe einen dicken Strich durch das Königreich Westphalen. Alles was nordwärts von diesem Striche dem Meere zu lag, sollte von nun an zu Frankreich gehören. Ein Paar deutsche Herzöge, die von Oldenburg und Aremberg und ein Paar kleinere Fürsten, so wie die freien Hansestädte kamen damit freilich um Land und Leute, aber was frug Napoleon danach, die durften nicht mucksen. Er sagte, es müsse so sein! Wegen seines Krieges mit England wär's ihm gelegener, daß er alle Nordseehäfen in eigenem Besitz habe.

Na, es war damals vielleicht noch nicht Grimm genug gegen ihn im Herzen der Deutschen. Er mußte die Glut immer noch ein bischen höher anblasen. Freilich verachtete er die ohnmächtige Wuth des unterjochten Deutschland, aber es sollte ihm das zu seiner Zeit auf den Kopf vergolten werden. Danken wir Gott, daß Napoleon seiner Gewaltthätigkeiten so gar kein Hehl mehr hatte, wer weiß, ob sich sonst das ganze Volk so wie Ein Mann gegen ihn erhoben hätte.

Achtes Kapitel.

Der Feldzug gegen Rußland.

Hiob 38, 11. „Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen."

Zwischen Rußland und Frankreich gab's das ganze Jahr 1811 hindurch Stänkereien. Den Russen war das Continentalsystem, die strenge Absperrung gegen England längst nicht mehr recht. Napoleon aber bestand eigensinnig auf seinem Kopfe, und wollte scharf auf die Nähte gehen. Darüber ward manch spitzes Wort hin- und hergeschrieben. Zu einem noch größern Zankapfel wurde die Angelegenheit des Herzogs von Oldenburg. Der war dem russischen Kaiserhause nahe verwandt, und der großmächtige Herr Oheim in Petersburg wollte schlechterdings nicht Ja dazu sagen, daß seinem kleinen Vetter in Deutsch-

land auf so unverschämte Weise Gewalt angethan werden sollte; denn Kaiser Alexander hielt auf Ordnung und Recht. Es ist doch immer gut, solch einen Onkel in Petersburg wohnen zu haben. Unseres Herrgottes gewaltigste Thaten aber nehmen oft den unscheinbarsten Anfang. Wer hätte gedacht, daß der Streit um ein Paar Quadratmeilen Land den großen Napoleon zuletzt noch von Thron und Land und Leuten herunterbringen sollte? Der aber hatte, wie Ihr wißt, einen alten Tück auf Rußland von wegen des Bescheides, da er auf Freiersfüßen ging. Genug man konnte bald merken, daß es ohne Krieg nicht abgehen würde. Um die nämliche Zeit hatte auch Schweden mit Frankreich gebrochen. Im Schwedenlande, muß ich beiläufig erwähnen, hatte das Volk schon 1809 den König Gustav den Vierten gezwungen, abzudanken, und hatte dessen alten kinderlosen Oheim zum Könige, und einen andern Prinzen zum Thronfolger gewählt. Als aber wenige Jahre danach den neuen Kronprinzen der Schlag rührte, war man auf den Gedanken gerathen, den französischen Marschall Bernadotte zum Kronprinzen zu machen. Man meinte, durch diese Wahl in recht freundliche Verhältnisse zu Napoleon zu kommen, aber mit dem war nur leider kein langer Vertrag möglich, und außerdem war Bernadotte von jeher heimlich nicht gut auf Napoleon zu sprechen gewesen. Zuletzt wars gar zum offenen Bruche gekommen. Rußland und Schweden machten also einen Bund mit einander, und England, was allemal dabei war, wenn etwas gegen Napoleon gemünzt wurde, schloß sich ihnen an. Der russische Kaiser fing aber flugs an, Truppen an der polnischen Grenze zusammenzuziehen.

Als Napoleon sah, wo es hinauswollte, setzte er sich wieder aufs hohe Pferd. Von seinem Throne herab erklärte er stolz: „ein unvermeidliches Schicksal führe Rußland seinem Untergange entgegen; die Barbaren sollten von ihm nach den Wüsteneien Asiens, wohin sie gehörten, zurückgeschleudert werden.“ Im Februar und März 1812 schloß er dann ein Bündniß mit Preußen und Oestreich, nach welchem ihm unser König zum Kriege gegen Rußland 20,000 Mann, der Kaiser von Oestreich 30,000 Mann zu stellen versprechen mußten. Außerdem sollten ihm die preußischen Provinzen, mit Ausnahme Schlesiens, zum freien Durchmarsch nach Rußland offen stehen. Er hatte damals gut Bündniß schließen. Bei uns war der

Knüppel an den Hund gebunden. Hätten wir nicht getanzt, wie er vorgeigte, so hätten wir wieder die ganze Zeche allein bezahlen müssen. Dennoch verrechnete sich Napoleon gar sehr in der Hülfe, die er von Preußen und Oestreich erwartete, wie wir später sehen werden. Für die nächste Zeit aber machte dies Bündniß der beiden deutschen Großmächte mit dem Erbfeinde gegen Rußland, das so oft für unsere Sache das Schwert gezogen hatte, in Preußen und Oestreich den niederschlagendsten Eindruck. Viele der besten preußischen Offiziere, unter ihnen der tapfere Gneisenau, nahmen ihren Abschied, um in russische Dienste zu treten. Aber auch dies diente dazu, den Haß gegen Napoleon zu nähren, und die Augen aller Bessergesinnten nach Rußland zu kehren. Ende Mai reiste auch der Herr von Stein von Prag ab, um einem Rufe nach Rußland Folge zu leisten. Er nahm die Hoffnungen Deutschlands mit nach Rußland. Und nun war's, wie wenn Gott noch einmal die tiefste Erniedrigung und die drückendste Last über unser Vaterland hereinbrechen lassen wollte, um alle noch stumpfen und gleichgültigen Herzen aus ihrem Schlafe aufzurütteln, um den Brand des Hasses gegen den stolzen Unterdrücker zu einer allgemeinen Glut anzufachen, um den Geist des Gebetes immer himmelstürmender in die gepreßten Herzen auszugießen. Preußen hatte vor Allen zu leiden. Von Westen her wälzte sich durch seine Provinzen die Riesenarmee des fränkischen Tyrannen, welche den russischen Kaiserthron zerschmettern sollte. Die ungeheuren Lieferungen, welche dieser Armee gemacht werden mußten, waren für den gemeinen Mann eine so drückende Last, daß er seinen Grimm nicht immer mit den Zähnen verbeißen konnte, sondern ihm jetzt schon mitunter in derben Worten Luft machte, wenns ihm auch hinterdrein nur desto übler erging. Napoleon war im Mai von Paris nach Dresden gekommen. Die deutschen Fürsten wurden hier an seinen Hof berufen, wie's schien, bloß um Napoleon das grausame Vergnügen zu machen, sie in den Staub treten zu können. Da standen sie mit gekrümmten Rücken in den Vorzimmern des stolzen Emporkömmlings unter französischen Hofleuten, die sich nicht um sie kümmerten, oder sie geringschätzig über die Achseln ansahen. Ein Augenzeuge erzählt, daß eines Tages der dienstthuende Kammerherr die beiden Könige von Baiern und Würtemberg anmeldete, und Napoleon

rief ungeduldig, so laut daß sie es hören konnten: „Laß sie warten!“ Aber auch das mußte so sein! Auch diese Rheinbundfürsten mußten erkennen, was sie gethan, als sie dem fremden Manne sich blind in die Arme warfen.

Von Dresden eilte Napoleon über Königsberg nach der litthauischen Grenze, wohin ihm seine Truppenmassen vorangegangen waren. Aus allen Weltgegenden seines weiten Reiches und der mit ihm verbündeten und von ihm abhängigen Länder hatte er den Kern der Völker aufgeboten. Die verschiedensten Sprachen und Zungen waren um ihn versammelt. 450,000 Mann standen seines Winks gewärtig unter den Waffen. Und hinter diesem ungeheuren Heere her zog eine zahllose Menge Männer, Weiber und Kinder, Künstler, Handwerker, Spekulanten und Glücksritter, die schleppten in langen Wagenzügen eine Masse des verschiedensten Geräthes mit, als gälte es eine neue Welt zu bevölkern, und diesen wieder folgten große Heerden von Schlachtvieh aller Art mit ihren Treibern. Alle Straßen waren mit diesen Zügen bedeckt; es sah aus in der Welt, als wollte kein Mensch mehr zu Hause bleiben. Und viele Deutsche, aus den Ländern des Rheinbundes, obgleich sie unsere Brüder waren, plagten uns damals noch härter, als die Franzosen, von denen sie es erst gelernt hatten, so daß die Jünger über den Meister gekommen waren. Alle Welt hielt ja den Napoleon für allmächtig, und die Russen für verloren; und das im Franzosenthum versunkene und verdorbene, deutsche Geschmeiß schwamm damals noch lustig obenauf. Am 22. Juni verkündete Napoleon aus seinem Lager den Ausbruch des Krieges. Den linken Flügel unter Marschall Macdonald bildeten die Preußen und 10000 Mann Franzosen. Dieser sollte die russischen Ostseeprovinzen zu erobern suchen. Auf dem rechten Flügel standen die Oestreicher nebst 20000 Mann größtentheils sächsischer Truppen. Sie hatten ihre Richtung nach den südlichen Provinzen des weiten Reiches. Napoleon selbst drang mit der 375,000 Mann starken Hauptarmee gerade nach dem Herzen Rußlands vor.

Kaiser Alexander hatte auf dem Papiere seinen Gegnern fast eine noch größere Macht entgegen zu setzen. Nur in der Wirklichkeit sah es anders aus. Da hatte er bis jetzt nur 180,000 Mann beisammen. Rußland ist ein so weites Reich, daß man das ganze übrige Europa hineinsetzen könnte, und voll großer, unwirthbarer Strecken;

da lassen sich die Armeen nicht so Knall und Fall zusammen trommeln. So beschloß man denn russischer Seits für jetzt keine Schlacht anzunehmen, sondern sich tiefer in das Innere zurückzuziehen. Das wars auch, was die klügsten Köpfe der damaligen Zeit dem russischen Kaiser gerathen hatten. Es ging wunderlich zu. Wir Preußen zogen gegen Rußland, und gaben doch unserem Feinde den besten Rath, den wir wußten, und erflehten für ihn den Sieg. Scharnhorst hatte in Berlin gegen den russischen Gesandten ausgesprochen, Napoleon müsse an den weiten Ausdehnungen des russischen Reiches zu Grunde gehen, wenn man sich nicht zu voreilig auf eine Schlacht einließe. Je weiter Napoleon vordrang, je mehr mußte er sein Heer durch die zurückzulassenden Besatzungen schwächen, während dagegen die Russen sich im Innern ihres Landes immer besser verstärken konnten. Der große Schlachtenlenker im Himmel aber wollte an diesem großen Heere sich noch ganz sonderlich erweisen, und es schlagen ohne Roß und Leute.

Vom 23. bis zum 25. Juni überschritt Napoleon den Grenzfluß des russischen Reiches, den Niemen. Am 25. brach ein heftiges Gewitter los, und die drückende Hitze verwandelte sich in empfindliche Kälte. Pferde und Mannschaften holten sich hier schon den Keim zu verheerenden Krankheiten. So zeigte Gott gleich am ersten Tage, an dem die Franzosen den Fuß auf russischen Boden setzten, mit welchen Waffen er den stolzen Feind schlagen wollte, nämlich mit den Elementen des Himmels. Napoleon fand auf seinem Wege keinen Widerstand und rückte, so schnell als die ungeheure Menschenmasse sich fortbewegen ließ, auf Wilna los. Alle russischen Beamten waren vor seiner Armee geflohen; es fehlte bald an Fourage; die ungünstige Witterung kam dazu — die Pferde fielen zu Tausenden. Napoleon aber drängte immer ungeduldiger vorwärts, um die Russen zu einem Kampfe zu zwingen. Sie ließens aber zu keiner entscheidenden Schlacht kommen, höchstens zu kleinen Gefechten. Dagegen machten sie selbst alles Land, durch welches die französische Armee ziehen mußte, zur Wüste, verbrannten ihre eigenen Städte und Dörfer, so daß die Franzosen überall leere Nester fanden. Am 18. August war Napoleon bereits bis Smolensk gekommen, welche Stadt ihm der russische Oberbefehlsha-

der als einen brennenden Trümmerhaufen hinterlassen hatte. Er stürmte den zurückweichenden Russen weiter nach.

Das russische Volk konnte das Verfahren seiner Generale nicht begreifen. Es hielt für Feigheit, was doch im Grunde nur Klugheit war. Die Stimmung im Volke und Heere sprach sich immer heftiger gegen ein ferneres Zurückweichen aus. Die Russen konnten den Gedanken nicht ertragen, dem verhaßten Feinde die alte Hauptstadt Moskau ohne Schwertstreich zu überlassen. Man mußte dieser Volksstimmung nachgeben, und am 7. September kam es bei Borodino zu einer Hauptschlacht. Der Tod hielt reiche Ernte. Ueber 50000 Leichen oder Schwerblessirte bedeckten das Schlachtfeld. In der folgenden Nacht zog sich der russische Oberbefehlshaber, Kutusow, in der Richtung nach Moskau zurück, später durch Moskau hindurch dem Feinde in die rechte Flanke. Die mächtige Stadt selbst beschloß man den Franzosen preis zu geben. Aber froh werden sollten sie dieses Besitzes nicht, das war auch vorher schon abgemacht. Am 14. September rückte Murat mit dem Vortrabe, am 15. Napoleon mit der Hauptarmee, die durch Todte, Kranke und Besatzungsmannschaften, die zurückgelassen werden mußten, bis auf etwa 100,000 Mann geschmolzen war, in Moskau ein. Alle Strapatzen hatte das Heer im Blick auf die bald zu erreichende Weltstadt freudig ertragen. Hier sollte die Armee ihr Winterquartier beziehen; hier hoffte man Proviant und reiche Beute im Ueberflusse zu finden. Aber, wie hatte man sich verrechnet! Die weite Stadt war wie ausgestorben. Alle Häuser waren verschlossen. Nicht ein Sechzehntheil der Einwohner war zurückgeblieben, und die nicht geflohen waren, das waren lauter Fremde, oder gemeine Leute, mit denen die Franzosen nichts ausrichten konnten. Es fing an ihnen unheimlich zu werden in den langen, menschenleeren Straßen. Napoleon nahm seine Residenz im Kreml, der alten Burg der russischen Czaaren. Der Kreml allein ist so groß, wie eine mäßige Stadt. Plötzlich brach schon am 15. an mehreren Orten der Stadt Feuer aus. Man achtete aber noch wenig darauf, und meinte, es käme von den französischen Wachtfeuern her, wo diese etwa in schmalen Straßen den hölzernen Häusern zu nahe gekommen waren. Aber am folgenden Tage stiegen wieder an den verschiedensten Orten Feuersäulen auf. Man ertappte etliche

Brandstifter. Napoleon ließ sie ohne Weiteres erschießen. Es half Alles nichts. Am 17. und 18. immer neue Brandstätten, und immer weiter und weiter griff das verheerende Element um sich. Der Kreml selber ging in Flammen auf, und Napoleon konnte sich nur unter großer Gefahr retten. Ueberall, wohin er blickte, lag jetzt vor ihm ein Feuermeer. Erst am 20. machten Regengüsse der weitern Verbreitung des Brandes ein Ende, aber neun Zehntheile der Riesenstadt lagen in Schutt und Asche. Da stand nun der Weltbezwinger auf der ungeheuren Brandstätte, 150 Meilen von dem nächsten, befreundeten Lande entfernt, und starrte mit finsterm Blicke in die rauchenden Trümmern. Seine Armee lagerte im weiten Kreise um das brennende Moskau. Täglich strömten die Soldaten aus dem Lager nach der Stadt, um zu plündern, und viele tausend Andere zerstreuten sich in der Umgegend und suchten nach Brot und Fourage. Doch in den Wäldern und Sümpfen der Umgegend lauerten ihnen bewaffnete Bauerschaaren und Kosackenschwärme auf, und erschlugen ihrer Viele.

Halten konnte sich Napoleon über Winters nicht in der ausgebrannten Stadt, wo es seiner Armee an Allem fehlte — das sah er ein. Da ließ er den Russen einen Waffenstillstand anbieten; erbot sich sogar Moskau wieder zu räumen. Die Russen zögerten mit der Antwort. Sie dachten: laßt nur erst den Winter kommen, dann sollt ihr Franzosen bald noch zahmer werden. Endlich am fünften Oktober gaben sie gar den Bescheid: „Sie müßten sich wundern, daß Napoleon jetzt schon von Frieden und Waffenstillestand spräche. Nach ihrer Meinung sollte der Krieg nun erst recht angehen!“ Das hatte Napoleon nicht erwartet, sonst wäre er wohl nicht so lange in Moskau geblieben. Er ließ nun Anstalten zum Rückzuge machen, aber erst am 17. Oktober konnte sich sein Heer in Bewegung setzen. Trotz der nachgekommenen Verstärkungen bestands doch nur aus 100,000 Mann, so viel waren in und um Moskau zum Ausruhen für immer gekommen. Eine ungeheure Menge ungeordneten Volkes lief hinter dem Heere her, und Volk und Militair schleppte sich mit unermeßlichen Schätzen von Silber und Gold, die es aus den Kirchen und den Palästen der Großen des russischen Reiches zusammengeraubt hatte. Brot wäre ihnen nöthiger gewesen, das liebe Brot, welches die Franzosen bei

uns in Deutschland so oft lästerlich verachtet und verunehrt hatten. Bald hätte Jeder gern für ein Stücklein davon, drei Pfennige am Werthe, einen ganzen Beutel voll Gold hingegeben.

Auf dem völlig ausgemergelten und verwüsteten Herwege mochte Napoleon nicht zurück, und wollte darum einen andern, weiter südlich, einschlagen. Doch nun waren ihm die Russen, wie das böse Gewissen, auf den Hacken. Zwar warf er sie am 24. Oktober noch einmal, doch auf dem angetretenen Wege ließen sie ihn nicht weiter fort, er mußte nach der alten, wüsten Straße zurück. Die Russen folgten ihm Schritt vor Schritt. Zahllose Kosackenhaufen umschwärmten sein Heer, und wehe denen, die etwa seitwärts streifen wollten, oder gar zurückblieben. Von allen Seiten, aus Norden und Süden, zogen die russischen Heere heran, und Gott selbst legte sich nun ins Mittel und stellte sich den Franzosen wie ein geharnischter Mann in den Weg. Der Winter brach ungewöhnlich früh herein. Die Kälte stieg seit dem 6. November fürchterlich, bald bis zu 28 Grad, so daß nirgends mehr Schutz gegen sie zu finden war. Wie viel sich Abends niederlegten, konnte man allenfalls wissen, aber nicht, wie viel Morgens wieder aufstanden. Haufenweise lagen die Erfrornen umher, wenn zum Weitermarsche geblasen wurde, und haufenweise blieben auch am Tage die Ermatteten liegen, denn es gebrach dem Heere an allem zum Leben Nöthigen. Die ganze Armee lebte zuletzt beinahe von nichts weiter, als von Pferdefleisch. Der Kavallerie mußten die Pferde genommen werden, um die Artillerie zu bespannen; aber die armen Thiere waren so entkräftet, daß sie auf der glatten Straße kaum noch einen Strang straff ziehen konnten. Zwölf bis vierzehn schleppten an einer Kanone und blieben doch beim kleinsten Hügel halten. Die Soldaten warfen haufenweise die Gewehre weg. Mit unterschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Offiziere und Gemeine in dumpfer Betäubung neben einander her: Jeder hatte das Erste, Beste genommen, was er gefunden, Fetzen alter Strohmatten, frisch abgezogene Häute, und es um sich gehängt. Viele hatten weder Stiefeln noch Schuhe, sondern Decken, Tornister und alte Hüte um die Füße gebunden. So wie Einer aus Ermattung niederstürzte, fielen die Andern über ihn her, und zogen ihn, ehe er noch todt war, ganz nackend aus, um sich mit seinen Lumpen

zu behängen. Alle Häuser und Scheunen, die man unterwegs traf, wurden verbrannt, und auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Todten. Die Unglücklichen, die, um sich zu wärmen, herbeigewankt waren, hatten aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr entfliehen können. Unter ihren todten Kameraden schlichen elende, von Rauch und Schmutz ganz schwarz gefärbte Jammergestalten, wie Gespenster auf den Brandstätten umher, bis sie hinfielen und starben. Andere hinkten mit bloßen Füßen, in denen der Brand schon war, bewußtlos weiter. Manche hatten die Sprache verloren, oder waren vor Hunger und Kälte in eine Art Betäubung gerathen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten, oder sich selbst Arme und Beine benagten. Viele waren so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten. Sie saßen dicht gedrängt auf ihren todten Gefährten, um irgend ein kleines Feuer herum, das sie gefunden, und starben, so wie dieses erlosch. Manche sah man im Zustande der Bewußtlosigkeit freiwillig ins Feuer hineinkriechen und wimmernd verbrennen, in der Meinung, sich zu wärmen, und Andere krochen ihnen nach, um denselben Tod zu finden. Und nun hinter diesen zerlumpten, verhungerten, waffenlosen Massen die bleiche Furcht! Alle Gegenwehr hatte aufgehört. Mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Kosacken zu Gefangenen gemacht, ja es geschah, daß ein russisch Bauerweib einen Haufen solcher Elenden vor sich hertrieb, wie man Schafe treibt. Und doch muß man sagen, wenn irgend je, so haben die Franzosen auf diesem Rückzuge Muth und Ausdauer bewiesen, besonders im Anfange der Noth, aber es war ein Stärkerer über sie gekommen.

Als nach einem Marsche von über 80 deutsche Meilen Napoleon am 14. November die Stadt Smolensk wieder erreichte, war seine große Armee bis auf 25000 Mann zusammengeschmolzen. 30000 Mann Beiläufer zogen neben her, und trotz alles Jammers schleppte sich die Habgier doch noch mit so viel Kriegsbeute, als sich nur irgend fortbringen ließ. Ueber 40000 Mann Gefangene, an 500 Kanonen, so wie der größte Theil der aus Moskau geraubten Kostbarkeiten, waren bis hierher schon in die Hände der Russen gefallen. Am 17. und 18. November griffen sie die französischen Heertrümmer an. Napoleon erlitt eine furchtbare Niederlage. In der nächsten größeren Stadt, Orcha, hatte er nur noch 12000 streit-

fähige Männer und hatte fast die sämmtlichen übrigen Kanonen im Stiche lassen müssen. Die Kriegskasse wurde, um sie nicht den Russen in die Hände zu liefern, unter die Soldaten vertheilt. Seit vier Tagen hatte man den Marschall Ney, welcher den Nachtrab führte, ganz verloren. Man glaubte, er sei in die Hände der Russen gefallen. Da kam die Nachricht, er sei doch gerettet und ziehe heran. Trotz der großen Ermattung der Truppen, die eben ihr Nachtquartier bezogen hatten, brachte der Vicekönig von Italien 4000 Mann zusammen, und zog Ney entgegen in die finstere Nacht hinein. Nach zwei Wegstunden trafen sich die beiden Waffengefährten, aber in welchem Zustande? Ney war aus Smolensk am 17. November mit 12 Kanonen, 6000 Mann zu Fuß und 300 Reitern abmarschirt. 7000 Mann ungeordnetes Volk hatte sich ihm angeschlossen. 5000 Kranke hatte er der Gnade des Feindes überlassen müssen. Ney hatte allen Schwierigkeiten getrotzt. Er selbst war immer der Letzte. Zu Fuß, mit der Flinte in der Hand, marschirte er gleich einem gemeinen Soldaten. Aber Hunger und Kälte rieben seine Leute auf, und die Kosacken waren ihnen immer auf den Fersen. Mit 600 Mann kam er in Orcha an.

Endlich trat wieder Thauwetter ein, und die Marschälle Viktor und Oudinot stießen mit 20000 Mann frischen Truppen zum Kaiser. Sie entsetzten sich, als sie den kläglichen Zustand des so furchtbar zusammengeschmolzenen Heeres sahen. Aber das milde Wetter, was ihnen sonst so höchst erwünscht gewesen wäre, sollte den Franzosen nun vollends zum Verderben gereichen. Vor ihrem Wege, 26 Meilen diesseits Smolensk, floß die Beresina. Die sichere Eisbrücke, welche noch vor wenigen Tagen ihren ganzen Lauf deckte, war geschwunden. Durch den geschmolzenen Schnee war der Fluß hoch aufgeschwollen und mit treibenden Eisschollen bedeckt. Ueber diese wilden Fluthen mußten die Franzosen hinüber, und hinter sich, neben sich und jenseits des Flusses, sahen sie nichts als Russen, die auf sie eindrängten. Hätten diese den jammervollen Zustand der großen Armee gekannt, es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, sie bis auf den letzten Mann aufzureiben. Der Uebergang über die Beresina ist das Furchtbarste und Gräßlichste, was in unserer ganzen Kriegsgeschichte vorgekommen ist. Marschall Viktor mit 15,000 Mann deckte den Rücken des Heeres, Oudinot mit 5000

Mann bildete den Vortrab, der Kaiser mit seinen 12000 Mann und der unübersehbaren Masse Beiläufer zog in der Mitte. Am 25. und 26. November wurde unter großen Beschwerlichkeiten eine Brücke für die Infanterie über den Fluß geschlagen, und dann sogleich eine zweite Brücke für die Artillerie und die Wagen in Angriff genommen. Drüben über dem Flusse stand der russische General Tschitschakow, aber er hatte keine Ahnung von der Schwäche und dem jämmerlichen Zustande der französischen Armee. Er wagte nicht anzugreifen, und ließ Napoleon Zeit am 26. und 27. November mit etwa 13000 Mann den Fluß zu überschreiten, und sich drüben zur Sicherung des Ueberganges aufzustellen. Hüben hielt Marschall Viktor die Höhen besetzt, um die andringenden Russen abzuwehren. An den beiden ersten Tagen war noch Alles gut gegangen. Es hätten übrigens schon viel mehr über dem Flusse sein können, aber in der Nacht zum 27. war die Brücke zweimal gebrochen, was natürlich große Zögerung verursachte. Nun lagerte aber am Ufer noch eine solche Masse ungeordneten Volks, das sich durch die aus Reih' und Glied getretenen, waffenlosen Soldaten immer aufs Neue vermehrte, so viel auch Hunger und Frost unter ihnen aufräumten, und welches sich noch immer, um seine Beute nicht loszulassen, mit einer Masse Wagen und Gepäck schleppte, daß der Brückenbaumeister meldete, sechs Tage würden kaum hinreichen, um Alles über die Brücken zu bringen. Ney verlangte, man sollte all das Zeug verbrennen, und nur die Menschen retten; Napoleon aber meinte, es würde doch noch möglich sein, Alles herüber zu bringen. Aber es war, wie wenn dieser wirre, wilde Menschenhaufen durch die erlittenen Strapatzen ganz von Sinnen und Verstand gekommen wäre. Das Volk hatte in der Nacht vom 27. zum 28. drüben ein nahes Dorf abgebrochen, große Wachtfeuer angezündet, und lagerte nun in stumpfer Verzweiflung um dieselben. Kein Mensch war auf die Brücken zu bringen. Als jedoch mit anbrechendem Morgen die Russen von beiden Seiten, hüben und drüben anzugreifen begannen, und die russischen Kanonen ihnen in die Ohren dröhnten, ja etliche Kugeln in die dicksten Haufen schlugen, da überfiel die unbewaffnete Masse, obgleich der tapfere Viktor jetzt noch den Rücken deckte, ein haltloser Schrecken, und Alles drängte im Tumulte nach den Brücken. Jeder suchte vor dem Andern hinüberzukommen. Eine fürchter-

liche Verwirrung entstand. Alle Leidenschaften wurden entfesselt, eine allgemeine Verzweiflung herrschte in dem dicht zusammengedrängten Menschenknäuel. Ein Theil, wüthend und entschlossen, machte sich mit dem Säbel durch die Andern Bahn, Andere trieben Pferde und Wagen mitten durch den Haufen der Fußgänger, und fuhren über, was ihnen vorkam. Viele von denen, die sich mit Gewalt Bahn gebrochen hatten, verfehlten den Eingang zur Brücke, suchten ihn nun von der Seite zu gewinnen, und wurden entweder selbst in den Fluß gestoßen, oder stießen hinein, was ihnen im Wege stand, Weiber mit Kindern im Arm, Männer, Wagen, Gepäck, Alles durcheinander. Plötzlich brach die für die Wagen bestimmte Brücke abermals. Die darauf Befindlichen wollten zurückdrängen, aber daran war nicht zu denken. Auf der Brücke selbst war ein Menschenstrom entstanden, der mit furchtbarer Gewalt Alles vorwärts schob. Die Hinterleute drängten die Vordern immer in das offene Wassergrab hinein. Endlich merkte man am Ufer, was geschehen sei, und der Eingang zu der zerbrochenen Brücke wurde wieder frei. Nun aber stürzte und stürmte mit doppelter Wuth Alles auf die einzige, übriggebliebene Brücke. Ein wahrhaft teuflischer Kampf um den Uebergang fand statt, und gräßlich! die Habgier konnte auch jetzt noch nicht von ihrer Beute lassen. Schwere Bagagewagen sollten hinübergeschafft werden, schlugen in dem furchtbaren Gedränge um, und stopften nun den Zug. Menschen wurden zerquetscht; die Nachdringenden fielen, verwickelten sich in den im Wege liegenden Massen und ganze Haufen wurden wieder ins Wasser gestoßen. Aber unter Schmerzens- und Wuthgeschrei gings immer vorwärts über die Leichname und die noch zappelnden Menschen hinweg, die sich mit den Nägeln einkrallten, oder mit den Zähnen einbissen. Dazu raste ein fürchterlicher Sturm, die Kanonen donnerten unaufhörlich und die Kugeln pfiffen unter die unglückliche Menge. So kam die Nacht auf den 29. heran. Sie war schneehell, so daß die Russen die Haufen an und auf der Brücke erkennen konnten. Sie beschossen sie fortwährend. Um 9 Uhr Abends mußte auch Viktor, der mit seinem Häuflein bis dahin heldenmäßig gegen die Russen gekämpft hatte, seinen Rückzug über die Brücke antreten. Es ging nicht anders, seine Truppen mußten sich mit Gewalt Bahn brechen durch das verzweifelnde Volk, wel-

ches sie bis dahin beschützt hatten. Als Viktor hinüber war, ging die Stumpfheit der Zurückbleibenden so weit, daß sie nicht einmal den Rest der Nacht zum Uebergang benutzten. Doch mit Tagesanbruche begann das Gedränge von Neuem. Es war zu spät. Die Brücke mußte, um das Hauptheer zu schützen, um 8 Uhr abgebrannt werden. Was nicht bei den letzten verzweifelten Anstrengungen seinen Tod noch im Wasser fand, das fiel den Russen in die Hände.

Als Napoleon am 29. die Ufer der Beresina verließ, da war Alles, was er noch von Leuten gerettet hatte, in wilder Unordnung. Keiner gehorchte, Niemand folgte einem Führer. Alle Waffengattungen und Nationen zogen durcheinander. Und noch war der entsetzliche Jammer dieses beispiellosen Rückzuges nicht überstanden, ja die letzte Periode war fast die schrecklichste von allen. Ein neuer heftiger Frost gab den unglücklichen Trümmern der großen Armee vollends den Rest. Der ganze fernere Marsch war eine grauenvolle Treibjagd. Im kläglichsten Zustande und in der fürchterlichsten Unordnung zogen die Truppenreste durch Wilna, alle Straßen mit Leichen füllend. Endlich, in der ersten Hälfte des Decembers, erreichte man die polnische Grenze. Und damit hatte auch die furchtbare Noth ein Ende. Das Wetter wurde besser und Lebensmittel waren wieder vorhanden. Kourire aus Paris, die lange Zeit ausgeblieben waren, trafen wieder beim Kaiser ein, und dieser faßte den Entschluß, seine Armee zu verlassen, und allein vorauszueilen. Er übergab Murat und dem Vicekönige den Oberbefehl und kam am 10. December auf einem Bauernschlitten in Warschau an. Von den 600,000 Menschen, welche im Juni den Niemen überschritten hatten, kehrten kaum 25,000 über diesen Fluß zurück. Und in welchem Zustande kehrten sie zurück! Kaum 1000 Mann noch vollständig Bewaffneter fanden sich unter ihnen. Herr, deine rechte Hand thut große Wunder!

Das ist der Feldzug von 1812, in welchem Gottes Finger an die Mauern der uralten Kaiserburg in Moskau, allem Volk lesbar, die Worte geschrieben hatte: „Bis hierher und nicht weiter!" Was aber in Deutschland diese Kunde für einen Eindruck hervorrief, davon soll das nächste Mal die Rede sein. Für heute, meine ich, haben wir satt und genug.

Neuntes Kapitel.

Die Erhebung des preußischen Volkes.

Joel 3, 15. „Machet aus euren Pflugschaaren Schwerter und aus euren Sicheln Spieße; der Schwache spreche: ich bin stark."

„Mit welchem Herzen unser Volk die große Armee über die russische Grenze ziehen sah, habe ich Euch das vorige Mal erzählt," wendete sich der Förster heute an die Versammlung, „und als nun ganz Europa die Kunde von Napoleons siegreichem Einrücken in Moskau vernahm, da war's allen Vaterlandsfreunden zu Muthe, wie wenn der letzte Hoffnungsstern vom Himmel gefallen wäre. Nun hielten wir Alles für verloren, und siehe, die Hülfe stand schon vor der Thür. Während die französischen Kriegsbülletins noch eine unverschämte Lüge über die andere in die Welt schickten, während Napoleon ausposaunen ließ, daß der Donner seiner Kanonen bereits in Asien gehört werde, hatte sich Gott schon aufgemacht, die Gebete der mit Füßen getretenen Völker zu erhören. Bald verkündete der Brand einer Weltstadt den staunenden Völkern die furchtbare Gewalt der russischen Entschlossenheit. Dann war Alles lange stille. Wir vernahmen keine Nachrichten mehr vom Kriegsschauplatze, nur dumpfe Gerüchte liefen durch die Menge, und leise, leise wuchsen die Hoffnungen wieder. Und als es dann klar und immer klarer sich herausstellte, daß eine der größten und schönsten Armeen, welche jemals die Erde getragen hat, fast gänzlich vernichtet und aufgerieben war, als die kläglichen, jammervollen Ueberreste der halben Million Menschen, die die russische Grenze überschritten hatte, nun wirklich den deutschen Boden wieder betraten, da war's nur Ein Gefühl, was die Herzen aller Patrioten durchdrang, nämlich das Bekenntniß: Das hat Gott gethan! und ganz Preußenland durchzuckte die freudige Ahnung, daß die endliche Erledigung unseres Gefängnisses nahe herbeigekommen sei. Ja, das hat Gott gethan! wollen auch wir beim Blick auf das ewig denkwürdige Jahr 1812 ausrufen, wenn wir auch der russischen Tapferkeit und Ausdauer alle Ehre zu geben bereit sind, die ihr gebührt.

Bald zog ein neues Ereigniß, das für Deutschland die unberechenbarsten Folgen haben sollte, Aller Augen auf sich. Der französische linke Flügel bestand, wie ich Euch erzählt habe, aus den preußischen Hülfstruppen und 10000

Mann Franzosen unter dem Oberbefehl des Marschall Makdonald. Seit dem Rückzuge der Hauptarmee schien's, als ob man diesen Heertheil ganz vergessen habe; er blieb lange Zeit ohne Befehl. Endlich am 18. Dezember kam die Ordre an Makdonald, gleichfalls Kehrt zu machen. Unsere Preußen standen unter dem tapfern und entschlossenen Generale von York. Dieser linke Flügel mit seinen frischen Truppen mußte dem Hauptheere von ungeheurer Wichtigkeit sein. Nur wenn ihn dieses noch rechtzeitig an sich ziehen konnte, war die Möglichkeit da, dem weitern Vordringen der Russen einen wirksamen Widerstand entgegen zu setzen. Es mußte aber scharf zugeschritten werden, denn von der russischen Armee war General Graf Wittgenstein gegen diesen linken Flügel kommandirt. Die Franzosen marschirten vorauf, und General York zog hinter ihnen drein. Beide Truppentheile waren zwei Tagemärsche auseinander. Zwischen Beide schob sich ein kleines russisches Korps. Da erkannte York die Bedeutung des Augenblicks, und er beschloß auf seine Gefahr das zu wagen, wonach seine Seele schon lange dürstete, nämlich Abfall von Frankreich, und Vereinigung mit Rußland. Von dem russischen General wiederholt dazu aufgefordert, schloß er am 30. December einen Vertrag, nach welchem die preußischen Truppen für neutral erklärt wurden, und in preußisch Litthauen einen neutralen Landstrich angewiesen bekamen. Sollte sein König den Vertrag nicht genehmigen, so verpflichtete sich York, mit seiner Armee in zwei Monaten nicht gegen Rußland zu kämpfen. Mit Jubel nahmen seine braven Preußen diesen Vertrag auf. York aber fühlte wohl, welchen kühnen Schritt er gethan hatte. Zu seinen Offizieren, die laut frohlockten, von dem französischen Bündnisse losgekommen zu sein, sagte er: „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute; mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern!" Und an seinen König schrieb der edle Mann: „Ew. Majestät lege ich willig „meinen Kopf zu Füßen. Wenn ich gefehlt haben sollte, „würde ich mit der freudigen Beruhigung sterben, wenig„stens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße ge„fehlt zu haben. Jetzt, oder nie, ist der Zeitpunkt gekom„men, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Fo„derungen eines Verbündeten losmachen können, dessen „Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregen„des Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu ge-

„blieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet, gebe der „Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlands führe.“

Yorks Abfall war entscheidend. Ohne denselben würden die Russen unsere Grenzen nicht überschritten haben, denn auch ihre Truppen hatten bei der schnellen Verfolgung des Feindes in der grimmigen Kälte furchtbare Verluste erlitten. Die Hauptarmee stand noch in Wilna unter Kutusow. General Wittgenstein hatte mit allen aus Liefland zusammengezogenen Truppen nur 25,000 Mann. Nun aber marschirte er frisch ins Preußische hinein, und vertrieb die Franzosen aus Königsberg. General Tschitschakow, der den Vortrab der Hauptarmee führte, und an dessen Stelle bald nachher der General Barklay de Tolly trat, erhielt Befehl nachzurücken. Die Franzosen mußten den Gedanken einer Behauptung der Provinz Posen aufgeben, und bald war alles Land jenseits der Weichsel in den Händen der Russen. Der Hauptsammelpunkt der französischen Heertrümmer ward nach der Stadt Posen verlegt. Aber die Unzufriedenheit der französischen Generale, die wohl fühlten, daß keine feste Hand den Zügel mehr führte, wuchs seit Napoleons Entfernung von Tage zu Tage. Ney und Makdonald verließen das Heer und gingen geradenwegs nach Paris zurück. Am 17. Januar that Murat, der am lautesten über Napoleon murrte, dasselbe, nur daß er nicht nach Paris, sondern nach seinem schönen Königreiche Neapel ging, und Armee, Armee sein ließ. Der Vicekönig von Italien übernahm nun allein den Oberbefehl.

In Berlin sah's damals noch nicht eben tröstlich aus. Als die Nachricht von Yorks Uebertritt dort ankam, kannte man die Vernichtung der französischen Armee in ihrem ganzen Umfange noch gar nicht. Dagegen wußte man, daß die Hauptarmee der Russen noch weit zurück am Niemen stand. Ueberdies war ein großer Theil der Festungen in Feindes Händen; endlich, Berlin mit der geheiligten Person des Königs selber, war noch in der Gewalt der französischen Waffen. Dazu kommt, daß Niemand damals auch nur ahnen konnte, welchen beispiellosen, unwiderstehlichen Aufschwung das preußische Volk in wenigen Tagen nehmen würde. So war's natürlich, daß General Yorks Schritt jetzt noch nicht vom Hofe gebilligt werden konnte. Man mußte den Franzosen noch gute Miene machen. Der brave York ward also seines

Kommandos entsetzt, und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden; ebenso der General von Massenbach, der unter ihm stand. General von Kleist erhielt den Oberbefehl, und unsere Truppen sollten wieder nach wie vor dem französischen Kommando pariren. Der Oberstlieutenant von Natzmer wurde mit diesen Befehlen zu den preußischen Truppen, der Fürst von Hatzfeld nach Paris gesendet, um Napoleon seinen etwaigen Verdacht gegen Preußen zu nehmen. Wie gesagt, es ging damals nicht anders, sonst hätten wir gewärtig sein müssen, daß unser König als Gefangener von den Franzosen fortgeschleppt worden wäre. Inzwischen kam's nicht so schlimm, als es aussah. Dem Oberstlieutenant von Natzmer schlug das Herz auch auf dem rechten Flecke, und er hatte eben keine Freude an dem Befehle, den er überbringen sollte. Um zu den preußischen Truppen zu gelangen, mußte er durch die russischen Vorposten, ward von diesen natürlich angehalten und vor den russischen Feldherrn geführt. Der frug: „Wo hinaus, Kamerad? Und was spricht man in Berlin?" Herr von Natzmer dachte, kein Mensch hat dir geheißen, deinen Befehl zu verschweigen, und so erzählte er Alles haarklein. Graf Wittgenstein antwortete ihm darauf: „Für solche Botschaft geht kein Weg durch meine Vorposten," und fragte, ob er sonst noch etwas zu bestellen habe. Der Oberstlieutenant sagte: „Ja! noch einen Brief an Se. russische Majestät." Da ließ Wittgenstein sogleich einen Schlitten vorfahren und den preußischen Gesandten unverzüglich nach Wilna zum Kaiser Alexander bringen. Aber zum General York ließ er ihn nicht, und so behielt dieser das Kommando, weil ihm Niemand den Absetzungsbefehl überbracht hatte.

Auf das ganze preußische Volk hatte Yorks That einen gewaltigen Eindruck gemacht. Vor der Entscheidung des Königs blieb's zwar äußerlich noch ruhig, aber in den Tiefen gährte es gewaltig, wie das Meer wogt und braust, ehe noch der Sturm losbricht. Man muß jene Zeit selbst erlebt haben, um den allgemeinen Jubel über den Ausgang des Feldzuges in Rußland und die gespannte Erwartung auf die Entschließungen der Fürsten begreifen zu können. Die Russen wurden überall als die Befreier des Landes aufgenommen. Unter grenzenlosem Jubel des Volks waren sie am 7. Januar in Königsberg eingezogen, und Graf Wittgenstein erließ von hier eine Proclamation,

in welcher er alle Deutschen zu dem großen Befreiungskriege aufrief. Da loderte Jung und Alt in frischem Kriegsmuthe auf, und bereitete sich auf die ernste Zukunft. Auch Herr von Stein war in Königsberg als Bevollmächtigter Rußlands angekommen. Der Provinziallandtag trat auf seinen Betrieb, in Betracht der außerordentlichen Umstände, zusammen. Der Generallandschaftsdirector Graf Dohna schlug eine allgemeine Landesbewaffnung vor. Die Stände genehmigten sie einstimmig, und riefen den General York an die Spitze der Militairverwaltung des Landes. Das war eine Freude, dieser Landtag! Den lobe ich mir; lauter Herzen von ächt preußischem Schrot und Korne. Und das war eine Volkswehr! Eine andere als die heutige Kuhblumenspielerei.

In Berlin konnte man nun die wahre Lage der Dinge von Tage zu Tage mehr übersehen. Fürst Hatzfeld, der in Paris zugleich eine billige Vergütung der gehabten, ungeheuren Kriegslieferungen fordern sollte, war von Napoleon höchst ungnädig aufgenommen worden, und die Volksstimmung hatte sich inzwischen bei uns überall so heftig gegen Napoleon ausgesprochen, daß der König seiner eigenen Nation hätte untreu werden müssen, wenn er länger auf Napoleons Seite geblieben wäre. Doch sein eigenes Herz schlug ja warm und voll für die gerechte, deutsche Sache. In der Mark war seine Person nicht sicher; man munkelte schon, daß die Franzosen es heimlich auf ihn abgesehen hätten. Da verließ er am 22. Januar Potsdam, und verlegte seine Residenz nach Breslau. Sein Staatskanzler, der Baron Hardenberg, auch ein guter Schwarzweißer, folgte ihm. In Breslau war Scharnhorst, und der Liebling der ganzen preußischen Armee, der General Blücher, mit seiner rechten Hand, dem tapfern Gneisenau. Und als das ächte und gerechte, deutsche Blut, Herr von Stein, der von Königsberg nach dem russischen Hauptquartier zurückgegangen war, hörte, daß man in Breslau noch immer nicht recht zur Entscheidung kommen konnte, da ließ er sich von seinen heftigen Podagraschmerzen nicht abhalten, die weite Reise zu machen, und stellte unserem Könige vor, daß er es seinem Volke schuldig sei, jetzt offen und ganz mit Frankreich zu brechen. Da sandte unser hochseliger Herr den treuen und tapfern Scharnhorst nach Kalisch ins russische Hauptquartier zum Abschlusse des Bündnisses. Hei!

wie mag sich der gefreut haben, als nun endlich der Augenblick gekommen war, auf den er jahrelang im Stillen das Land vorbereitet hatte! Der Vertrag kam bald zu Stande. Rußland wollte 150,000 Mann, Preußen 80,000 Mann ins Feld stellen, und der russische Kaiser versprach feierlich, nicht eher die Waffen niederlegen zu wollen, bis Preußen Alles wieder erlangt hätte, was durch den Tilsiter Frieden verloren gegangen war. Am 27. Februar wurde dieser Vertrag von Kutusow und Hardenberg unterzeichnet.

Schon vorher aber hatte unser König in einem Erlasse vom 3. Februar das Vaterland in Gefahr erklärt, hatte offen eingestanden, daß die Geldmittel des Staates zur schnellen, so dringend nothwendigen Truppenvermehrung nicht hinreichten, und hatte alle jungen Männer vom 17ten bis zum 24sten Lebensjahre, welche nicht militairpflichtig, aber im Stande waren, sich selbst zu equipiren, aufgefordert, freiwillige Jägerabtheilungen zu Fuß und zu Pferde zu bilden. Sechs Tage später, am 9. Februar, erschien eine neue Kundmachung des Königs, in welcher er für die Dauer des Krieges alle Militairbefreiung aufhob, und zum freiwilligen Eintritt in die Jägerabtheilungen noch eine 8tägige Frist setzte, nach deren Verlauf alle in jenem ersten Erlasse bezeichneten Altersklassen in die verschiedenen Truppengattungen eingestellt werden sollten. Schon am folgenden Tage erschien eine neue Proklamation, in der erklärt wurde, daß das Alter von 24 Jahren bloß die Grenze der Pflicht sei, wer aber außerdem sich dem Dienste des Vaterlandes weihen wollte, solle willkommen sein. Zugleich wurden die Behörden bezeichnet, bei denen sich die Freiwilligen zu melden hatten.

Da brach die heilige Vaterlandsliebe in himmelhohe Flammen aus. Wie ein Blitzstrahl wirkten diese königlichen Erlasse und zündeten durch das ganze Land. Obgleich kein Name genannt war, so zweifelte doch Niemand, daß der Kampf den Erbfeind deutscher Nation gälte, daß des Königs Seele den großen Entschluß gefaßt habe, entweder die Fremdherrschaft zu vernichten, oder ruhmvoll unterzugehen. Aus Berlin schrieb Einer in diesen Tagen: „Das Gedränge der Freiwilligen, „die sich einschreiben lassen, ist auf dem Rathhause so groß, „wie bei Hungersnoth vor einem Bäckerladen. In 3 Ta„gen haben sich 900 junge Männer in die Listen eintragen

lassen. Es gehen Leute aus allen Ständen: Gymnasiasten, Handlungsdiener, Apotheker, Handwerker, gereiste Männer von Amt und Stand und Familienväter. Eben fährt eine Post mit 9 Beiwagen voll Freiwilliger ab" u. s. w. Seit zwanzig Jahren war nun Deutschland gepflügt worden mit dem Pfluge der Leiden. Nun ging die edle Saat, welche in dieser Trüsalszeit in den Boden gebracht war, wie nach einem warmen Frühlingsregen auf. Und Preußen war es, unser Preußen, was sich zuerst und vor allen andern Ländern erhob, was wie ein helles Leuchtfeuer den Bruderstämmen voranflammte. Doch rühmen wir uns nicht! Eitler Ruhm ist uns kein nütze. Oestreich hatte lange und heldenmüthig, allein und ununterstützt für die Selbstständigkeit Deutschlands gekämpft. Ueber eine Million seiner tapfersten Söhne war gefallen; das edle Opfer hatte sich fast verblutet — und Deutschland regte sich nicht, ja als Fremdlinge Oestreich zerstückelten, theilten die deutschen Fürsten sich die Beute. Nicht unser sei der Ruhm! es war der Odem des Herrn, der die Lande bewegte, der eine neue Zeit, neues Leben und neuen Glauben, und in diesem eine Aufopferungsfähigkeit schuf, wie sie wenige Jahre zuvor Keiner für möglich gehalten hätte. Ein Gefühl lebte im ganzen Volke. Nichts wurde gefürchtet, als die Schmach, in diesen großen Augenblicken hinter den Erwartungen des Königs und den Leistungen Andrer zurückzubleiben. Alle Straßen waren mit jungen Männern bedeckt, die in heller Kampfeslust nach den bestimmten Sammelplätzen zogen. Die Universitäten und hohen Schulen mußten geschlossen werden, weil Lehrer und Lernende zu den Waffen griffen. Die Söhne der edelsten Familien traten als Gemeine in die Jägerabtheilungen ein; alle Unterschiede des Ranges waren verschwunden. Die Beamten wollten nicht mehr hinter ihren Schreibtischen bleiben; das ganze Kollegium der Breslauer Regierung stellte sich dem Könige zur Verfügung. Wer nicht selbst mit ins Feld ziehen konnte, steuerte zur Ausrüstung von unbemittelten Freiwilligen bei; arme Landleute gaben ihr letztes Pferd hin, Frauen ihren Schmuck, Kinder und Gesinde ihre Sparbüchsen. Ein armes schlesisches Fräulein, das sonst nichts auf der Welt hatte, schnitt sich ihr schönes, schwarzes Haar ab, und brachte den Erlös. Begeisterte Sänger standen auf, und ihre Lieder wurden das Gemeingut Aller; sie sprachen ja nur aus, was im Her-

zen des Volkes lebte und gingen von Mund zu Mund. Ach, unsere Zeit kanns jetzt gar nicht mehr begreifen, was und wie damals gesungen ist, so aus voller Brust, so tief aus dem Herzen herauf, wie jetzt nimmermehr ein Lied gesungen wird. Mark und Bein durchschütterte es, wenn aus vollen Kehlen angestimmt wurde:

> Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
> Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
> Pfui, über dich Buben hinter dem Ofen,
> Unter den Schranzen und unter den Zofen!
> Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
> Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
> Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
> Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
> Stoßt mit an,
> Mann für Mann,
> Wer den Flamberg schwingen kann.

Oder:

> Es heult der Sturm, es braust das Meer,
> Heran, ihr Sorgen groß und schwer,
> Heran bei Wetter und Regen:
> In unsern Adern jauchzet die Lust,
> Wir deutschen Männer werfen die Brust
> Euch keck und kühn entgegen.
>
> Es heult der Sturm, es braust das Meer,
> Wir schwören bei Allem, was heilig und hehr,
> Das Vaterland zu retten!
> Ob auch der Wüthrich dräut und schnaubt,
> Ob Allen er das Herz geraubt,
> Wir sprengen seine Ketten.

Noch hatte Preußen mit Frankreich nicht gebrochen; aber die Franzosen sahen mit Bestürzung die gewaltige Bewegung, die sich unseres ganzen Volkes bemächtigt hatte. Der französische Gesandte in Breslau berief sich auf das Bündniß von 1812, und machte vergebliche Einwendungen gegen das Zusammenziehen der Truppen und die Bewaffnung des Volkes. Der Minister von Hardenberg erwiederte ihm: „Es geschieht das Alles nur um dem Könige ein Fleckchen Erde als Zufluchtsstätte zu sichern!“ Nun erfolgte preußischer Seits das Anerbieten einer Friedensvermittelung. Napoleon ging auf die ihm gestellten Bedingungen nicht ein. Da zeigte ihm der König die inzwischen erfolgte Allianz mit Rußland an. „Indem ich mit „Frankreich breche,“ schrieb er, „hoffe ich durch einen ehren„vollen Frieden, oder durch die Gewalt der Waffen das

„einzige Ziel meiner Wünsche, die Unabhängigkeit meiner „Völker, mit den aus ihr folgenden Wohlthaten, und das „Erbe meiner Ahnen, dessen Hälfte man mir geraubt hat, „wieder zu erlangen.“ Der Kaiser Napoleon antwortete, er ziehe einen offenen Feind einem falschen Freunde vor, und ließ dem preußischen Gesandten seine Pässe zustellen. Der Krieg war erklärt!

Am 15. März war unser lieber, hochseliger Herr dem Kaiser Alexander entgegengeritten. Die beiden Monarchen umarmten sich stumm und schweigend. An demselben Tage zogen sie unter dem freudig ernsten Zurufe einer zahllosen Volksmenge in Breslau ein. Zwei Tage darauf erschienen die beiden ewig denkwürdigen Aufrufe des Königs an sein Volk und an sein Heer. Ich habe sie wie ein Heiligthum aufgehoben. Seht, hier sind sie. Wenigstens den einen an das Volk muß ich Euch gleich jetzt noch einmal vorlesen. Es sind doch gewiß genug unter uns, die ihn heute zum ersten Male hören.

An mein Volk.

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche, „bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, „welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten „Europa vor Augen.

„Wir unterlagen unter der Uebermacht Frankreichs. „Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir ent„riß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns „tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des „Landes wurde ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben „von dem Feinde besetzt. Der Ackerbau ward gelähmt, so wie „der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die „Freiheit des Handels ward vernichtet, und dadurch die „Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das „Land wurde ein Raub der Verarmung.

„Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbind„lichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu be„reiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, „daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhän„gigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden „durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu „deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch „wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist

„der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern „Zustand aufhört.

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, „wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. „Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, „den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die „unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und „Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der „Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und „haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert „werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht geringe „die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene „lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen „König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele „Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Mittel „Zwecken widmen würde, die Euch fremd sind. Vertrauen „auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand „unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

„Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für „die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen „müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und „Deutsche zu sein.

„Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unser Dasein, unsere Unabhängigkeit, unseren „Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen „ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. „Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, um der „Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche „nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht „vertrauen: Gott und unser fester Wille werden der gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Am nämlichen Tage, an dem dieser Aufruf und der an das Heer erlassen wurden, erschien auch die wichtige Verordnung, welche die unverzügliche Errichtung einer allgemeinen Landwehr befahl, in der Stärke von 150,000 Mann. Der Staat wollte die Waffen liefern; kleiden sollte sich Jeder auf eigene Kosten, nur eine einfache Mütze mit einem Kreuze von weißem Blech und der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland" bildete das allgemeine Abzeichen. An demselben Tage zog auch der General York unter dem allgemeinen Jubel der Einwohner in Berlin ein. Bereits am 11. März hatte ihn sein König für vollkommen gerechtfertigt erklärt, und zum Beweise seiner Zufriedenheit auch die Truppen des General Bülow unter seinen Oberbefehl gestellt. Wie mag ihm nun zu Muthe gewesen sein, da die Dinge in so wenigen Tagen einen so gewaltigen Umschwung genommen hatten? Ja, es war eine große Zeit! Nur Eine Trauer herrschte im Volke, nämlich bei denen, die noch zu jung, oder schon zu alt waren, um mit in den Kampf ziehen zu können. Jedes Regiment, das ausmarschirte, wurde unter freiem Himmel, in Gegenwart des Volkes und der Angehörigen der Streiter feierlich eingesegnet, und zog unter heißen Gebeten und dem Geläute aller Glocken in den heiligen Krieg.

Aber die Freude über die allgemeine Erhebung unseres Volkes hat mich ganz über die Schnur hauen, und der Zeit um etliche Wochen voraus eilen lassen. So fällt mir eben ein, daß ich noch gar kein Wort wieder von dem rechten Flügel der großen französischen Armee, bei welchem sich, wie Ihr noch wissen werdet, die 30,000 Mann östreichscher Hülfstruppen unter dem Fürsten Schwarzenberg befanden, erwähnt habe. Nun, dieser rechte Flügel hatte zwar auch durch das mörderische Klima sehr gelitten, war aber doch noch in räsonnablem Zustande. Fürst Schwarzenberg machte es freilich nicht, wie Manche hofften, dem General York nach; dazu war auch Oestreichs Stellung eine ganz andere, als die Preußens, aber nach der Vernichtung der großen französischen Hauptarmee kam's doch zwischen Oestreichern und Russen zu keinen ernsthaften Kämpfen mehr. Alte Freundschaft und Gemeinschaft und der Blick auf die Zukunft ließ die Russen jedes ernstliche Zusammentreffen mit ihnen vermeiden. Und wenn auch die Oestreicher noch nicht durften, die Russen sahen

sie doch schon als halbe Verbündete an. Wo Oestreicher standen, da pfiffen die russischen Kugeln nicht hin. Fürst Schwarzenberg brachte nun seinen französischen General Reynier nebst den sächsischen Truppen getreulich bis an die polnische Grenze und ging dann nach der östreichschen Provinz Gallizien zurück. Das östreichsche Hülfskorps verschwand für eine Zeit ganz vom Kriegsschauplatze.

Die Franzosenreste unter dem Vicekönige von Italien haben wir zuletzt in der Stadt Posen verlassen. Na, wenn Deutschland weiter keine Franzosen zu bezwingen gehabt hätte, als die aus Rußland zurückgekehrten, so wäre das Land bald rein gefegt gewesen. Der Vicekönig, der übrigens einer von Napoleons besten Feldherren war, sah ein, daß er sich in Posen nicht halten konnte, und ließ es zu gar keiner ordentlichen Schlacht kommen. Es fielen bloß etliche kleine Gefechte vor. Am 11. Februar gab er Posen auf, und verlegte sein Hauptquartier nach Frankfurt a. O., wo er am 18. eintraf. Als er auch die Oderlinie nicht mehr behaupten konnte, ging er am 22. bis nach Berlin zurück. Seines Bleibens war auch hier nicht lange. Auf die Nachricht, daß Wittgensteins Vortrab bereits am 2. März über die Oder gegangen sei, und weil er überzeugt war, daß sich die preußischen Truppen bald ganz mit den russischen vereinigen würden, entschloß er sich zum Rückzuge bis hinter die Elbe. In der Nacht von dem 3. auf den 4. März verließen die französischen Truppen Berlin, um nie wieder dahin zurückzukehren. Denselben Tag morgens sechs Uhr rückte der General Tschernitschef bereits mit seinen Kosacken ein, welche noch in den Straßen der Stadt mit den Franzosen plänkelten, und dann unverzüglich deren weitere Verfolgung fortsetzten. Um 11 Uhr hielt der Kommandeur des russischen Vortrabes, der Fürst Repnin, seinen Einzug. Das Hauptkorps des Grafen Wittgenstein rückte am 11. März nach, an welchem Tage dieser Feldherr von dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich, feierlich eingeführt wurde. Abends war die ganze Stadt illuminirt.

Lange vorher jedoch, als noch 6000 Mann französische Besatzung in der Stadt standen, hatten die Berliner schon die ersten Kosacken zu sehen bekommen. Die streiften immer nach allen Richtungen weit den eigentlichen Heertheilen voraus. Es war ein wunderlich Völkchen, diese Kosacken. Nun, ich denke unter den ältern Män-

nern ist Keiner, der nicht in den Kriegsjahren ihre Bekanntschaft gemacht hat. Aber das junge Volk weiß doch wohl wenig von ihnen, und ich meine, es wird Euch Allen recht sein, wenn ich zum Schluß noch ein bischen von den Kosacken erzähle. Sie theilten sich in die Bauerkosacken, und dann in den eigentlichen Kern, die donischen. Nur die letzteren waren uniformirt, und außer der langen Pike auch sonst regelmäßig mit Pistolen und Seitengewehr bewaffnet. Die sahen auch schmuck aus. Aber bei den Bauerkosacken war Jeder gekleidet, wies eben hatte gehen wollen. Eine mächtig lange Stange mit einer eisernen Spitze daran, war ihre Hauptwaffe. Wer noch einen Säbel hatte, oder ein Paar Pistolen, nun da wars gut, wers nicht hatte, da mußte es an der Pike genug sein. Alte sechzigjährige Leute waren drunter, mit langen weißen Bärten, ingleichen Baschkiren, die bloß mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Was mir am wenigsten von ihnen gefiel, war, daß sie so entsetzlich viel Branntwein saufen konnten. So einer Kosackenkehle konnte auch Scheidewasser nichts anhaben, sie war wie ausgepicht. Ihr Lieblingsessen war Sauerkraut und Heringe, und die Nachricht davon lief vor ihnen her durch ganz Deutschland, und weil Jeder den Russen eine Liebe anthun wollte, so fütterte sie unser Volk mit diesen Gerichten bald todt, denn unsere Bauerfrauen dachten sich, Sauerkraut und Heringe gehörten so nothwendig zu einem Kosacken, wie der Klee zur Kuh, und weil sie sich einen Kosackenmagen auch nicht viel anders vorstellten, als den einer Kuh, so tischten sie immer gleich Kübelweise auf. Alle Kosacken aber hatten mit einander und mit ihren Pferden eine große Ausdauer gemein. So ein altes Kosackenpferd war nicht todt zu machen. Jeder Reiter hielt aber auch auf seinen Gaul, und ließ es, wo er irgend konnte, an der gehörigen Pflege nicht fehlen. Als Vorhut waren die Kosacken von außerordentlichem Werthe. Wachsam waren sie bei Tage und bei Nacht, und späheten mit ihren Luchsaugen überall umher. Ueber Ströme setzen und über Gebirge klettern, war ihnen mit ihren Pferden eine Kleinigkeit. Dabei, ob sie schon von unserer Sprache nichts verstanden, war's, wie wenn sie einen Sinn mehr hätten, als andere Menschen. Sie konnten sich auch im wildfremden Lande überall zurecht finden. Da hingen sie auf ihren Mähren, krumm und den Kopf niedergeduckt, als wenn sie nicht bis

fünfe zählen könnten, aber in der Gewandtheit und Behendigkeit thats ihnen keiner zuvor. Zu weiten Streifzügen, zum Auskundschaften des Feindes, und zum beständigen Necken und Umschwärmen desselben war Niemand so geschickt als sie. Doch ich wollte ja eben ein Pröbchen von ihren Streichen erzählen. Sie streiften schon längst in der Umgegend von Berlin umher, als die Franzosen drin noch nicht wußten, ob sie bleiben oder weiter retiriren sollten. Da kams ihnen in den Sinn, sich einmal in Berlin selbst umzusehen. Gedacht, gethan! Am 20. Februar sprengte plötzlich ein Regiment wie vom Himmel herab im vollen Trabe zur Stadt herein. Die Kosackenregimenter sind nur klein, zählen bloß 250 Mann. Hätten die Franzosen bloß ganz einfach die Thore zugemacht, so hätten sie die Tollköpfe sammt und sonders gefangen. Allein ehe sich die Besatzung nur recht besinnen konnte, hatten die Kosacken bereits etliche Wachen entwaffnet, Gefangene gemacht, und waren dann schnell wieder zur Stadt hinaus. Die Nachricht aber, die Kosacken sind in Berlin gewesen, ging wie ein Lauffeuer durchs Land, und den Berlinern war der kurze Besuch doch gewiß auch eine rechte Herzstärkung.

Und damit Basta, und wer etwa von den Kosacken heute Nacht träumen will, der mags thun; aber herbeiwünschen wollen wir sie doch nicht wieder. Gott gebe, daß unser König, wenns gilt, sich seine Feinde allein abwehren kann.

Zehntes Kapitel.

Die Schlacht von Groß-Görschen, nebst dem, was vorherging.

> Jes. 40, 31. „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie die Adler."

Den ersten Riegel schob der König von Sachsen quer über den Weg zu Deutschlands Befreiung. Er meinte, er dürfe es mit Napoleon nicht verderben, und wollte sich daher den Verbündeten nicht anschließen. Nun, er hätte es schon riskiren können, denn sein Land lag mitten im Preußischen drin, und was den Einen traf, traf auch den Andern. Den übrigen Rheinbundfürsten konnte mans schon weniger verdenken, daß sie ihre Länder nicht dem ersten Angriff preisgeben mochten. Wir mußten also vorerst zu-

sehen, ob der König von Sachsen nicht anderen Sinnes werden würde, wenn unsere Truppen ihm direkt ins Land rückten. General Blücher drang demnach mit seiner Heerabtheilung von Schlesien aus nach Sachsen vor. An demselben Tage jedoch, an welchem Blüchers Vortrab die erste sächsische Stadt besetzte, verließ König Friedrich August seine Residenz Dresden und ging nach Regensburg. Das sächsische Volk hatte die Franzosen längst satt, und hätte für sein Leben gern gesehen, wenn sein König dem russisch-preußischen Bündnisse gleichfalls beigetreten wäre. Aber der alte Mann hatte einmal keinen Glauben zu der deutschen Sache. Schon am 9. März war es in Dresden zwischen den Einwohnern und den Franzosen, die unter General Reynier die Stadt besetzt hielten, zu Krawallen gekommen, aber nun rückte am 13. auch noch der Marschall Davoust ein, und hielt den Dresdnern den Daumen aufs Auge. Indessen merkten beide Feldherren bald, daß hier ihres Bleibens nicht sein könnte, und wollten nun den Verbündeten den Uebergang über den Elbstrom so viel als möglich erschweren. Die Meißener Elbbrücke hatte Davoust schon abbrennen lassen, nun sollte auch der Stolz der Dresdener, ihre lange, steinerne Brücke, die schönste in Deutschland, dran kommen. Darüber war eben das Volk so wild, aber es durfte sich nicht rühren. Tag und Nacht wurde an dem einen großen Pfeiler minirt. Endlich am 19. März früh Morgens kam der Befehl, sobald 3 Kanonenschüsse abgefeuert wären, habe jeder Bürger sich schleunigst nach Hause zu begeben, und dürfe seine Wohnung binnen 3 Stunden nicht verlassen. Jeder wußte, worauf es gemünzt war, und eine Menge Bürger eilten, trotz des strengen Verbotes, nach beiden Elbufern, um Zeugen des furchtbaren Schauspiels zu sein. Nach 8 Uhr donnerten die 3 Kanonenschüsse, und Alles schaute athemlos nach der schönen Brücke. Plötzlich schlängelte sich das aufblitzende Zündpulver vom Ufer hinüber nach dem ausgehöhlten Pfeiler. Sogleich bedeckte ein schwarzer Dampf die Brücke; dann stieg ein weißer Strahl empor, darauf eine Feuersäule — die beiden anliegenden Bögen hoben sich hoch in die Höhe, und im nächsten Augenblicke stürzten Pfeiler und Bögen mit dumpfem Gekrach in die aufbrausenden Fluthen, und ein dicker Qualm verhüllte die weite Kluft. Kaum war dies geschehen, so zog Marschall Davoust mit seinen Truppen ab. Schon am 22. März

besetzten die Kosacken die Neustadt. Eine Floßbrücke ward gebaut — die noch zurückgebliebene kleine französische Besatzung mußte am 26. unter dem Hohngeschrei des Volkes die Stadt gleichfalls verlassen, und am 27. traf das Hauptquartier vom Blücherschen Vortrabe unter dem russischen General Winzigerode in Dresden ein. Am 30. März kam Blücher selbst, nachdem er zuvor den Kottbusser Kreis, der, wie Ihr noch wissen werdet, im Tilsiter Frieden an Sachsen gekommen war, für seinen König wieder in Besitz genommen hatte. Den Tag drauf folgte ihm unseres jetzigen Königes Majestät, der damalige Kronprinz, welcher mit seinem königlichen Herrn Vater, wie dieser es in der Proklamation an das Heer versprochen hatte, die Armee während des ganzen Feldzuges nicht verließ.

Da sich die sächsische Majestät auch jetzt noch jedem nähern Bündnisse abgeneigt zeigte, war ein weiteres Vordringen mit Sachsen im Rücken nicht wohl räthlich. Auch wollten das unsere Verhältnisse noch nicht leiden. Von den russischen Hülfstruppen steckten viele noch tief im Innern jenes weiten Landes, und die Hauptarmee war im Feldzuge von 1812 furchtbar mitgenommen. Preußen zwar hatte Unglaubliches in so kurzer Zeit geleistet. Ende Januar hatten die Rüstungen begonnen, und unser Land, welches zwei Monate vorher vertragsmäßig nicht mehr als 42,000 Mann halten durfte, hatte Ende März bereits wieder 110,000 Mann Linientruppen auf den Beinen, Dank der klugen und doch unscheinbaren Vorsorge Scharnhorsts von 1808 her. Dazu waren 150,000 Mann Landwehr in der Bildung begriffen. Bei so geringem Gebietsumfange, bei so spärlichen Mitteln aber in drei bis vier Monaten eine Armee von 42,000 Mann auf 260,000 Mann zu bringen, das hat denn doch wohl die Weltgeschichte nicht noch ein zweites Mal aufzuweisen. Aber freilich diese 110,000 Mann Linie standen nicht so zur Hand, um damit dem Kaiser Napoleon frisch entgegentreten zu können. Ihr wißt, daß die Franzosen im Preußenlande noch eine Menge Festungen besetzt hielten, die mußten, wenn auch nicht förmlich belagert, doch wenigstens von Truppen eingeschlossen werden, und die Festungen, welche dem Könige geblieben waren, wollten mit Mannschaft besetzt sein. Das fraß eine Menge Leute weg. Außer diesen, sowie 15,000 Mann Reserven, und 10,000 Mann, die vom russischen Feldzuge her noch krank zu rech-

nen waren, blieben Alles und in Allem noch 40,000 Mann Preußen, die Ende April im Königreich Sachsen standen. Das russische Centrum, 30,000 Mann stark, hielt noch immer bei Kalisch Lager, und da den Polen nicht zu trauen war, sich auch dort noch ein französisches Korps unter Poniatowsky befand, mußte ein zweiter russischer Heerhaufen in Polen aufgestellt bleiben. So warens denn wiederum in Summa nicht mehr als 30,000 Mann Russen, die bis an die Elbe vorgedrungen waren. Die Verbündeten hatten also auf der ganzen Elblinie wenig mehr als 70,000 Mann beisammen. Das waren vorläufig unsere ganzen Streitkräfte, und mit denen konnten wir so große Sprünge nicht machen. Von diesen 70,000 Mann standen unter Blücher 26,000 Mann Preußen und 13,000 Mann Russen bei Dresden; 25,000 Mann Russen und Preußen unter dem russischen General Graf Wittgenstein dem Vicekönige gegenüber bei Magdeburg auf dem rechten Elbufer, und endlich noch 9000 Mann weiter unten an der Niederelbe. Dabei hatten die Franzosen die beiden wichtigen Elbfestungen Magdeburg und Wittenberg besetzt, so daß wir also nicht wohl über diesen Fluß hinaus durften. Bei Magdeburg hatte der Vicekönig nun doch wieder an 50,000 Mann zusammengebracht, und die Wittenberger Besatzung bestand aus 6000 Mann. So blieben die Verhältnisse der Armeen fast den ganzen Aprilmonat hindurch, doch sollten sich in dieser Zeit unsere braven Preußen ihre ersten Lorbeeren verdienen. Der Vicekönig machte nämlich einen Versuch von Magdeburg aus gegen Möckern und Leitzkau vorzudringen, ward aber von den Generalen York, Bülow und Borstell, die unter Wittgensteins Oberbefehl standen, tapfer zurückgeworfen. Am 5. April wars bei Danigkow, Vehlitz und Zehdenick zu ernstlichen Gefechten gekommen, die aber alle für die preußischen Waffen siegreich endigten. Dieser Ausgang brachte im ganzen Lande einen ungemein freudigen Eindruck hervor. Zu einem weitern Vordringen entschloß man sich jedoch für jetzt noch nicht, sondern wollte ruhig abwarten, bis die russische Hauptarmee an die Elbe heran sei. Die Verbündeten hatten auch alle Ursach sich zu verstärken, so viel's nur irgend sich thun ließ, denn sie konnten drauf gegefaßt sein, daß Napoleon eine Gewaltsanstrengung machen würde, um die russische Scharte wieder auszuwetzen. Vor Allen mußte ihnen daran gelegen sein, Oestreich zum

Bundesbeitritte zu bewegen. Oestreich rüstete nun zwar mit Macht, aber es wollte erst seine Rüstungen vollendet haben, ehe es ein weiteres Wort mitspräche, damit es dann seinem Worte auch den gehörigen Nachdruck geben könne. Auch wollte es vom Kriege gegen Frankreich nichts wissen, bis alle Versuche, einen dauerhaften und festbegründeten Frieden zu vermitteln, gescheitert wären. Tadeln wir den Kaiser von Oestreich nicht über dies Zögern und hinter dem Berge Halten. Er hatte ein Recht dazu, hatte lange genug den Krieg gegen die französische Uebermacht fast allein führen müssen, hatte gesehen, was für ein Verlaß auf die deutsche Hülfe zu nehmen sei, war schmählich im Stiche gelassen worden, und hatte Opfer auf Opfer an Land und Leuten bringen müssen. Wer wills ihm verdenken, daß er nun den Vorsichtigen spielte, und erst abwarten wollte, ob die allgemeine Begeisterung nicht etwa bloß Strohfeuer wäre, sondern wirkliche Stammholzglut, die Kohle hält; ob die Preußen das Stehen vor dem Feinde nun besser gelernt hätten, als Anno 6 bei Jena und Auerstedt. Und hatte der Kaiser von Oestreich, dessen leiblicher Schwiegersohn ja nun Napoleon geworden war, nicht das Recht und die Pflicht, erst alle Mittel zu versuchen, ob ein gerechter Frieden nicht ohne den letzten entscheidenden Kampf auf gütlichem Wege zu erlangen sei? Zwar Hoffnung mochte er wohl selbst nicht viel haben, denn er hatte seinen Herrn Schwiegersohn sattsam genug kennen gelernt; aber den Versuch dazu war er sich und seinem Lande doch erst schuldig, ehe er das Wohl und Wehe desselben noch einmal aufs Spiel setzte.

Sehen wir uns inzwischen wieder nach Napoleon um, den wir ja ziemlich lange ganz aus den Augen verloren haben. Nun, das muß ihm der Neid lassen, ein Genie war er, wie es wohl wenige jemals auf der Welt gegeben hat. Sein Riesengeist übersah Alles, und in den schwierigsten Lagen verließ ihn die Gegenwart des Geistes nicht. Ihm konnte kein Minister ein X für ein U machen. Er war in allen Sätteln gerecht, wußte überall Bescheid, und während er die gewaltigsten Anstalten traf, um die halbe Welt zu bezwingen, bekümmerte er sich um die geringfügigsten Dinge der innern Verwaltung des Landes. Man kann von ihm sagen: er wußte Alles, nur nicht, daß noch ein Stärkerer über ihm war, und er konnte Alles, nur nicht, vor diesem König der Könige

sich biegen, und darum mußte er brechen. Kaum war er nach dem unglücklichen, russischen Feldzuge in Paris wieder angekommen, stellte sein bloßes Erscheinen, die Kraft und Sicherheit, mit welcher er auftrat, das gesunkene Vertrauen wieder her. Die Franzosen waren ziemlich kleinlaut geworden, aber Napoleon wußte ihnen bald wieder ein Herz zu machen. Zuerst wollte er dem ganzen Volke einmal unter die Augen rücken, was er bisher aus Frankreich gemacht habe, und welche Hülfsmittel ihm noch zu Gebote ständen. Das war wieder einmal schlau ausgesonnen, denn wahrlich, diese Hülfsmittel waren großartig genug, daß Rußland und Preußen wohl hätten angst und bange werden können. Das französische Kaiserreich umfaßte damals eine Bevölkerung von 42 Millionen Seelen. Nun aber mußten die Königreiche Italien und Neapel, der ganze Rheinbund und die Schweiz noch nach Napoleons Pfeife tanzen, und so viel Truppen stellen, als er ihnen zudiktirte. Als nun der Kaiser diese große Macht den Franzosen in einer eigenen Denkschrift auseinander setzen ließ, da war alle Zaghaftigkeit bei ihnen verschwunden, und sie schrien ihr vive l'empereur! noch toller, als bisher. Und als die Nachricht von dem Abfalle des Generals York und von der Abreise des Königs von Neapel nach Paris kam, da machte der französische Senat einen Beschluß, nach welchem das französische Kriegsheer auf 350,000 Mann gebracht werden sollte, und als später Preußen den Krieg wirklich erklärte, da beschloß der Senat abermal, daß das Heer um anderweite 180,000 Mann verstärkt werden sollte. Freilich standen auch diese Zahlen, gerade wie bei uns, nur auf dem Papiere so dicht beisammen, in der Wirklichkeit lag viel Raum zwischen den Tausenden. Erstlich hatte Napoleon noch immer den spanischen Krieg auf dem Halse, und wenn er sich da Blößen gegeben hätte, so wären ihm die Engländer gleich auf den Hacken gewesen, und zweitens gingen ihm ebenfalls auch eine große Menge Truppen als Besatzung der Festungen, die er in aller Herren Ländern inne hatte, verloren. Doch aber hatte er es durch seine gewaltigen Anstrengungen dahin gebracht, daß er im Frühjahre den Feldzug in Deutschland mit 120,000 Mann eröffnen konnte, wobei freilich die Truppen des Vicekönigs von Italien mit eingerechnet waren. Dazu kamen denn aber noch die Truppen des Rheinbundes, so daß man annehmen konnte, Napoleon

werde bis zum August wenigstens wieder über 300,000 Mann zu kommandiren haben.

Kehren wir nun wieder in unser eignes Heerlager zurück. Auf dem Marsche der russischen Hauptarmee von Kalisch nach Sachsen starb plötzlich am 23. April der zeitherige Oberbefehlshaber, der alte russische Feldmarschall Kutusow, zu Bunzlau in Schlesien am Nervenfieber. Das war auch Gottes Finger! Bei allem Respekt vor seiner Tapferkeit war doch dieser Greis eine hartnäckige, zauderische Natur. Nur mit Mühe und Noth hatte man ihn über die Weichsel bringen können. Er wollte durchaus bis zum Sommer an der Grenze stehen bleiben, um erst die nachrückenden Truppen an sich zu ziehen. Was hätte aber bis dahin Napoleon aus Deutschland machen können? Nun mußte ein neuer Befehlshaber ernannt werden. Ich wüßte wohl, auf wen meine Wahl gefallen wäre, wenn ich den Ausschlag hätte geben können. Auf keinen Andern, als den General der Kavallerie, Vater Blüchern, denn der war der Augapfel sämmtlicher preußischen Truppen. Aber wir waren doch eigentlich den Russen zu sehr zum Danke verpflichtet; sie warens ja gewesen, die dem Vaterlande zuerst Hülfe und Erlösung gebracht hatten; so war's denn auch nicht mehr als billig, daß wir ihnen den Vorrang ließen. So fiel denn die Wahl der beiden Monarchen auf den berühmtesten und tapfersten der russischen Feldherren, den General Wittgenstein, und der alte Blücher fügte sich mit willigem Herzen, obschon er der Aeltere war und eigentlich das Vorgehen hätte haben sollen. Wenn er aber auch den Oberbefehl nicht führte, und wenn ich auch den russischen Feldherren ihre großen Verdienste nicht absprechen will, so wars der alte Blücher doch von Anfang an, auf den die Augen der ganzen preußischen Armee und des Volkes sahen. Es war, wie wenn der Geist von 1813, der im ganzen Volke lebte und webte, und von dem jeder Einzelne ergriffen worden war, in ihm eine bestimmte Gestalt gewonnen hätte, und Fleisch und Bein geworden wäre. Man brauchte ihn nur anzusehen, so mußte Einem ganz warm ums Herz werden. Er war schlank und hochgewachsen, von kräftigem, ebenmäßigem Gliederbau. Die Scheitel war nur mit spärlichen, weißen Haaren bedeckt und zeigte die hohe, prächtige Stirn. Aus den klaren blauen Augen leuchtete seine ganze Furchtlosigkeit in die Welt hinein. Die Wangen strahlten von Ge-

sundheit, und über den mächtigen, den Mund fast verbergenden Schnurrbart ragte die kühne Adlernase. Und nun vollends, wenn er sprach. Wie der Donner rollte seine Stimme, wenn sie von gerechtem Zorne bewegt ward, daß alle mattherzigen, ängstlichen Seelen sich nicht aufzuducken wagten. Für ihn war der Feind nur da, um ihn zu schlagen. Keine Zahl schreckte, kein Unfall entmuthigte ihn. Mit dem Säbel in der Faust, geraden Wegs, unaufhaltsam und immer wilder auf den Feind los, das war seine Sache, das erwarb ihm mit Recht den Namen des Marschalls Vorwärts. Seine Worte, derb und kurz, kräftig und verständlich, zündeten wie Blitzstrahlen in den Seelen seiner Soldaten. Man wußte, daß ers allein war, der Napoleon nicht fürchtete, dems gleich galt, er hatte ihn, oder einen seiner Feldherren sich gegenüber, daß er allein die Kraft sich zutraute, die Franzosen sammt ihrem Kaiser zum Lande hinaus zu jagen, und weil man dies wußte, so war er auch der Hoffnungsstern aller ächten Preußenherzen.

Ehe nun das russische Hauptheer bis Dresden heranmarschirt ist, muß ich Euch auf kurze Zeit erst einmal an die Niederelbe führen. Vorher erwähne ich noch, daß die Blüchersche Armee inzwischen von Dresden bis Altenburg vorgerückt war, und ihren Vortrab in der Gegend von Merseburg und Leipzig aufgestellt hatte. Das Heer unter dem Grafen Wittgenstein hatte vergeblich versucht, die Festung Wittenberg mit Sturm zu nehmen, und marschirte nun zur Vereinigung der sämmtlichen Truppen der Blücherschen Armee entgegen. Der erste deutsche Fürst, der sich den Verbündeten anschloß, war der Herzog von Meklenburg-Schwerin gewesen, der schon am 14. März sich für die deutsche Sache erklärte. Noch vorher aber hatte die freie Hansestadt Hamburg sich gegen Napoleon erhoben. Da wars bereits am 24. Februar und an den folgenden Tagen zu einem Aufstande gekommen, und die schwache französische Besatzung wagte aus Furcht vor dem Volke nicht die Stadt zu halten, aus Furcht vor dem Kaiser nicht, sie aufzugeben. Da erhielt anfangs März der russische General Tettenborn Befehl, Hamburg zu besetzen, marschirte nach der Niederelbe, schlug sich mit dem aus Schwedisch Pommern herbeieilenden General Morand, und zog am 18. März als Befreier der Stadt in Hamburg ein. Leider wurde, wie wir späterhin

hören werden, Hamburg nicht lange behauptet. Die übrigen Truppen an der Niederelbe führten aber in dieser Zeit gleichfalls etliche kühne Thaten aus. Die wichtigste davon ist die Erstürmung Lüneburgs am 2. April. Die braven Bürger dieser Stadt hatten, gleich als sie die ersten Kosacken zu Gesicht bekamen, die französischen Behörden fortgejagt, und ihren alten Magistrat wieder eingesetzt; auch ein Corps Scharfschützen aus ihrer Mitte gebildet, und mit großer Entschlossenheit einen französischen Reitertrupp von 250 Mann am 26. März zurückgeschlagen. Nun aber zog der General Morand, nachdem er bei Hamburg seine Schlappe erlitten hatte, von Bremen her heran, und beschloß die Lüneburger zu züchtigen. Am 1. April geschah der Angriff auf die Stadt. Die Lüneburger hatten keine Kanonen, konnten sich nur in den Straßen wehren und mußten der Uebermacht unterliegen. Funfzig Bürger wurden verhaftet und sollten von den Franzosen erschossen werden. Da naheten aber schon am folgenden Tage ihre Retter. Die herumstreichenden Kosacken hatten längst nach dem zehn Meilen entfernten Hauptquartiere gemeldet, was passirte. Der General Dörenberg, unter dessen Befehle auch die Kosackengenerale Tschernitschef und Benkendorf standen, beschloß sogleich, der treuen und muthigen Stadt zu Hülfe zu eilen. Er legte in einem Gewaltmarsche die zehn Meilen in 24 Stunden zurück, kam aber dennoch mit seinen Truppen erst am Morgen nach dem Einzuge der Franzosen vor Lüneburg an. Morand hatte 3000 Mann und 11 Kanonen, da war's ein harter Stand, ihm die Stadt zu entreißen. Der Feind war den Unsrigen an Fußvolk und Geschütz weit überlegen, hatte sich aber eines Ueberfalles gar nicht vermuthet. Er wurde muthig von drei Seiten zugleich angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr glücklich zur Stadt hinausgetrieben. Dort aber sammelte er sich wieder und griff von Neuem an, ward aber wiederum gänzlich geschlagen, der General Morand zum Tode verwundet, und sein ganzes Korps, unter dem sich viele Sachsen befanden, vernichtet. Was nicht geblieben war, mußte das Gewehr strecken. Die brave preußische Infanterie hatte wieder heldenmäßig gestritten. Auch die Bürger von Lüneburg waren nicht faul gewesen, und ein Lüneburger Dienstmädchen, Johanna Stegen, trug mitten im heftigsten Feuer den preußischen Jägern, als es ihnen an Munition mangelte, Pulver und Blei in der Schürze zu.

Leider aber konnten die Verbündeten Lüneburg nicht halten, weil eine starke französische Heerabtheilung im Heranzuge begriffen war, und mußten schon am folgenden Tage die Stadt wieder räumen. Um aber die braven Lüneburger vor der Rache der Franzosen sicher zu stellen, ließen sie ein Kompliment an den französischen General zurück, der Art, daß wenn er sich unterstände, einem Lüneburger ein Haar zu krümmen, so sollten dafür die sämmtlichen französischen Gefangenen über die Klinge springen. Die Truppen an der Niederelbe wurden später kommandirt, die Festung Magdeburg wenigstens vom rechten Elbufer zu belagern und ein scharfes Auge auf die Besatzung zu haben. Doch es wird Zeit, daß wir die Scharmützel bei Seite lassen, und uns nach der ersten, ordentlichen Hauptschlacht umsehen.

Die russische Hauptarmee und die Corps der Generale Blücher und Wittgenstein hatten sich jetzt vereinigt. Am 25. April trafen sich der Kaiser von Rußland und der König von Preußen zwei Stunden von Dresden, und hielten noch an demselben Tage ihren Einzug in die sächsische Residenz. General Wittgenstein übernahm, wie wir schon gehört haben, den Oberbefehl über die ganze, vereinigte Armee. Am 28. kam die Nachricht ins Lager, daß Napoleon bei seiner Armee angelangt sei, und nun wurde schnell Befehl zum weitern Vorrücken gegeben. Die Stärke unserer sämmtlichen Streitkräfte, welche jetzt auf diesem Punkte vereinigt waren, betrug 85,000 Mann.

Napoleon war am 15. April um 1 Uhr des Morgens aus Paris abgereist, und kam schon am 16. um Mitternacht in Mainz an, hielt sich hier einige Tage auf und war am 25. in Erfurt, dem Sammelpunkte seiner Armee. Was vor ihm her von Würzburg herangezogen war, betrug etwa 70,000 Mann. Marschall Bertrand führte von Italien herauf 30,000 Mann, und der Vicekönig, nachdem er eine starke Besatzung in Magdeburg gelassen, und 12,000 Mann unter Davoust nach Hamburg geschickt hatte, war im Begriff mit noch wenigstens 20,000 Mann zur französischen Armee zu stoßen. Napoleon hatte also 120,000 Mann gegen 85,000 zu setzen, und es war allerdings unter solchen Umständen äußerst bedenklich, eine Schlacht gegen ihn, den Altmeister der Schlachten, zu wagen. Aber ein Rückzug wäre noch bedenklicher gewesen. Was hätte das Volk, was hätte Na-

poleon, was Europa dazu sagen sollen? Würde es nicht geheißen haben: da haben sie nun so lange unthätig in Sachsen gestanden, haben so bedächtig von der Elbe aus manöverirt, um zur rechten Zeit und am rechten Orte vereinigt zu sein, und nun Napoleon wirklich da ist, reißen sie aus, ohne einen Schwertstreich gethan zu haben? Nein, ein Rückzug ging nicht an, der hätte auf das preußische Heer den niederschlagendsten Eindruck machen müssen. Unsere Truppen brannten ja vor Kampfbegier. Es ward also beschlossen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Man wollte Oestreich beweisen, daß die preußische Begeisterung kein Strohfeuer sei, und wenn auch kein Haupterfolg zu erwarten war, so wollte man wenigstens mit Hartnäckigkeit Widerstand leisten. Napoleon war am 30. April in seiner Richtung auf Leipzig bis Weißenfels gekommen. Die Verbündeten beschlossen, ihn auf seinem Marsche keck anzugreifen, und, wenn es gelänge, ihn von der Straße ab, in die Niederungen der Pleiße und Elster zu drängen. Die Truppen wurden deshalb in der Gegend um Lützen zusammengezogen und gingen in der Nacht vom 1. zum 2. Mai über die Elster. Eigentlich sollte der Angriff schon am frühen Morgen des 2. Mai stattfinden, aber entweder war die Zeitberechnung nicht genau genug gewesen, oder die Bewegungen wurden nicht präcis genug ausgeführt, kurz, es wurde Mittag, ehe sich die Truppen hinter dem Landrücken, der sich eine halbe Stunde hinter dem Dorfe Groß-Görschen hinzieht, zum Angriffe aufstellten. Es war damit viel versäumt. In der Ferne konnte man an dem aufwirbelnden Staube den Zug der französischen Armee auf der Lützener Straße beobachten. Vor dem Heere der Verbündeten lagen dicht bei einander die Dörfer Rahna, Kaja, Groß- und Klein-Görschen, welche der Marschall Ney mit seinen Truppen besetzt hielt. Auf die war es zuerst abgesehen, und die ganze Schlacht drehte sich auch zuletzt bloß um den Besitz dieser Dörfer. Napoleon hatte sich eines solchen Seitenangriffs nicht vermuthet. Er war bereits über die Linie der Verbündeten hinaus, sobald er aber den Kanonendonner hörte, und zugleich von den herbeisprengenden Adjutanten vernahm, um was es sich handelte, beorderte er schnell auch die bereits vorgerückten Truppen nach dem bedrohten Punkte zurück.

Gerade um die Mittagsstunde ritt der alte Blücher,

der aber heute wie ein Jüngling so feurig auf seinem Pferde saß, mit gesenktem Degen zum Grafen Wittgenstein heran, und bat um die Erlaubniß, den Angriff eröffnen zu dürfen. „Mit Gottes Hülfe!“ antwortete der Graf auf deutsch, und Hui! flog der Blücher fort an die Spitze seiner Reiter. Das Herz schlug dem alten Helden vor Freuden, als er seine junge Mannschaft gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den alten, französischen Truppen so baumfest in dem heftigsten Kugelregen stehen sah. Fast im Nu wurde Groß-Görschen genommen, und der Kampf tobte nach den andern Dörfern zu. Napoleon aber hatte sogleich erkannt, daß der Besitz dieser vier Dörfer über die ganze Schlacht entscheiden würde, und während er die Verbündeten über seine wahre Absicht durch allerlei Scheinmanöver zu täuschen suchte, um ihre Truppen zu verzetteln, schickte er den Kern seiner Armee nach diesem Hauptpunkte. Um 2 Uhr waren alle vier Dörfer wieder in seinem Besitz, um 3 Uhr waren die Franzosen aus allen vier wieder hinausgeschlagen. Mit allen Waffen und allen Truppengattungen ward auf diesem engen Raume, der kaum 1500 Schritte ins Gevierte mißt, mit dem furchtbarsten Grimme und mit grenzenloser Erbitterung gestritten. Die Schlacht tobte auf und ab, herüber und hinüber. Bloß auf Kanonenschußweite standen sich Napoleon und die beiden verbündeten Monarchen auf den Höhen hüben und drüben gegenüber und betrachteten den Gang der Schlacht. Auch der damalige Kronprinz, unser jetziger König, setzte sich mehrmals großer Gefahr aus, und blieb fast den ganzen Tag im Bereiche des Kanonenfeuers. Wie Keil auf Keil in einen festen Eisenstamm, drängte Napoleon Regimenter auf Regimenter, immer frische Truppen in den Knäuel der Schlacht. Um 4 Uhr hatte er die Preußen und Russen aus den Dörfern wieder hinausgedrängt. Da raffte der russische Feldherr seine ganze Macht zusammen; mit Ungestüm drangen die Unseren vor, um 6 Uhr waren die Franzosen auf allen Punkten zurückgeschlagen, die Dörfer wieder unser. Aber Napoleon hatte die Uebermacht an Truppen. Von unserer Seite war alle Mannschaft bereits ins Gefecht gezogen; er hatte noch frische Kräfte. Der Vicekönig von Italien rückte eben mit seiner Heerabtheilung heran. Da beschloß Napoleon seinen letzten entscheidenden Schlag zu thun. Marschall Mortier mußte sich an die Spitze von

16 Bataillonen der Garde stellen, die Artilleriegenerale mußten eine Batterie von 80 Geschützen zusammenziehen und mit derselben im Galopp auf unsere Linie vorgehen, während der Vicekönig mit voller Wuth uns in die Flanken fiel. Aber die Feinde fanden harten Widerstand. Aus drei Dörfern gelangs ihnen endlich unsere Truppen zu vertreiben, doch an Groß-Görschen scheiterten alle ihre Anstrengungen. Das ließen sich die Unsern nicht wieder entreißen. Bis in die späte Nacht hinein wurde gekämpft, ja nach 9 Uhr in der Dunkelheit versuchte Blücher noch einen Kavallerieangriff.

In der Nacht zogen sich die beiderseitigen Truppen etwas zurück, und die verbündeten Monarchen beriethen mit ihren Feldherrn, ob am folgenden Tage die Schlacht fortgesetzt werden sollte, oder nicht. Aber sie hätten zu viel aufs Spiel gesetzt; Napoleons Uebermacht war zu bedeutend. Er konnte immer noch frische Truppen heranziehen. Es war keine Wahrscheinlichkeit eines Erfolges da, und so wurde der Rückzug beschlossen. Wir hatten die Schlacht nicht gewonnen, aber wir waren auch vom Feinde nicht geschlagen worden. Kein einziges Geschütz war verloren, keine Gefangene hatte der Feind gemacht, wir zählten unserseits blos Todte und Verwundete. Von den Franzosen dagegen hatten wir fünf Kanonen und 800 Gefangene erbeutet. 25,000 Todte und Verwundete deckten, Freund und Feind zusammengerechnet, das Schlachtfeld. Von unserer Seite betrug der Verlust 10,000 Mann, darunter 8000 Preußen und 2000 Russen. Die Franzosen verloren an diesem blutigen Tage 15,000 Mann. Auf dem engen Raume zwischen den Dörfern lagen die Todten wie gesäet, und bedeckten fast den ganzen Erdboden. Die Doktors auf beiden Seiten hatten am folgenden Tage alle Hände voll zu thun mit der schrecklichen Arbeit des Arm- und Beinabsägens. Auch der tapfere Prinz Leopold von Hessen-Homburg hatte an der Spitze der preußischen Garden den Heldentod gefunden. Betrachtet man alle diese Erfolge gegen einen an der Zahl so überlegenen Feind, so hatte die Schlacht, wenn man sie auch keine gewonnene nennen kann, doch für uns fast die Folgen eines Sieges. Napoleon hatte Respekt bekommen vor den Preußen. Das waren nicht mehr die Männer von 1806. Sein rasches Vordringen war gehemmt. Unseren Truppen war Muth und

Freudigkeit und Selbstvertrauen gewachsen; Oestreich konnte nun erkennen, zu was die Verbündeten entschlossen seien, und zwischen Russen und Preußen knüpfte sich eine Waffenbrüderschaft bis auf den Tod. Zwar rasaunten die französischen Zeitungen von einem großen Siege, aber wer mit dabei gewesen war, wußte es besser. Das war also die Schlacht bei Großgörschen, wie sie die Unsern nennen. Napoleon gab dem Kinde einen andern Namen. Weil bei Lützen vor 200 Jahren schon eine berühmte Schlacht stattgefunden hatte, in welcher der tapfere Schwedenkönig Gustav Adolph fiel, taufte er sie gleichfalls die Schlacht bei Lützen. Uebrigens ging der Rückzug in vollkommen ungebrochener Ordnung vor sich. Aber ein großer Verlust schreibt sich von jenem ewig denkwürdigen Tage für uns noch her. Unter den Verwundeten befand sich auch der tapfere Scharnhorst. Eine Kartätschenkugel hatte ihn hart am Knie beschädigt. Er gönnte sich die nöthige Ruhe nicht; übernahm eine Reise nach Wien, verwandelte seine Wunde durch die Anstrengung in eine lebensgefährliche, und starb am 28. Juni zu Prag. Am Schlachttage von Groß-Görschen hatte unser General Bülow die Stadt Halle den Franzosen mit Sturm genommen, und hatte sich General Kleist in Leipzig mit 5000 Mann gegen die 15,000 des französischen Generals Lauriston heldenmüthig gehalten. Beim Rückzuge der Verbündeten aber gingen ihnen natürlich auch diese beiden Punkte verloren.

Doch es wird Zeit, daß wir für heute gleichfalls an unsern Rückzug denken!

Elftes Kapitel.

Die Schlacht von Bautzen, nebst dem, was folgte.

1 Samuel 17, 32. „Es entfalle keinem Menschen das Herz um deßwillen."

„Laßt's Euch nicht irren, wenn ich Euch für jetzt noch immer rückwärts führen muß!" ließ sich der Förster am heutigen Abend vernehmen. „Gottes Wege sind einmal schnurstracks denen zuwider, die ein blödes Menschenkind für die besten hält. Wenn das Eisen zu früh aus der Glühhitze genommen wird, läßt sich nimmermehr etwas Rechtes daraus formen. Der große Schmelzer dort oben

hatte aber ein solches mit dem deutschen Volke vor. Darum mußte der Wind zunächst noch contrair gehen.

Der König von Sachsen hatte sich noch immer nicht mit Bestimmtheit weder für die eine, noch für die andere Seite entschieden. Er war zuletzt von Regensburg nach Prag gegangen und hier den Oestreichern beigetreten. Was diese thun würden, das wollte er auch thun. An der Elbe konnte sich deshalb unsere Armee nicht halten. Die beiden wichtigen Festungen Magdeburg und Wittenberg waren in Franzosenhänden, und Torgau von sächsischen Truppen besetzt. Der tapfere General Thielmann, der in Torgau kommandirte, hätte für sein Leben gern die Festung den Verbündeten übergeben, suchte auch den König dazu zu bewegen, jedoch vergeblich. So ward denn unserseits der Rückzug über die Elbe beschlossen. Am 7. Mai gingen die Preußen bei Meißen, die Russen bei Dresden über diesen Strom. Die Schiffsbrücke, und den hölzernen Nothbogen der großen steinernen brannten sie hinter sich ab. Am 8. kam Napoleon nach Dresden. Eine Magistratsdeputation war ihm bis eine halbe Stunde vor die Stadt entgegengegangen, aber sehr ungnädig empfangen worden. Der Kaiser ließ sie hart darüber an, daß die Bürgerschaft mit den Verbündeten so schön gethan hatte. Er wußte Alles, was passirt war. Zuletzt befahl er ihnen, ihren König dringend zu bitten, daß er von Prag wieder nach seiner Residenz zurückkehren möge. Er selbst hatte aber schon vorher in ganz anderem Tone zur sächsischen Majestät gesprochen; hatte kurz anfragen lassen, ob der König noch zum Rheinbunde gehören wolle, oder nicht? Binnen sechs Stunden sollte er Antwort geben, wie ers gehalten haben wollte, und verneinenden Falls würde ihm Napoleon seines Thrones verlustig erklären. Friedrich August glaubte noch fest an Napoleons Stern, wußte, daß dieser nicht mit sich spaßen ließe, gab das Bündniß mit Oestreich auf, fügte sich, und kam. Nun war er für die Sache der Verbündeten verloren. Er konnte nicht wieder aus dem Netze.

Während dies in Prag geschah, wurden von den Franzosen die schleunigsten Anstalten zur Verbindung mit dem jenseitigen Ufer getroffen. Schon am 11. überschritt die Hauptmasse des französischen Heeres die in Eile wiederhergestellte Elbbrücke. Sieben Stunden lang saß Napoleon an diesem Tage auf einer Bank an der Brücke, und

ließ die hellen Haufen der französischen, italienischen und Rheinbundstruppen an sich vorbeimarschiren. Solche Schauspiele waren seine Augenweide. Er konnte dabei seines Herzens stolzen Gedanken nachhängen, und wenn die Schlacht brüllte, und unter ihm die Erde von dem Krachen des Geschützes und dem Hufschlage der Pferde erzitterte, dann wurde sein Auge glänzend, dann meinte er den rechten Wohlklang seines Lebens zu hören. Als einst nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Bürger dieser Stadt flehend vor ihm standen, und ihn mit Thränen um Einstellung der Plünderung baten, erwiederte er mit kaltem Achselzucken: „Das ist der Krieg!" Und dies Eine Wort des gefühllosen Eroberes theilte sich mit allen seinen entsetzlichen Folgerungen seiner ganzen Armee mit; es mußte überall zur Rechtfertigung der unerhörten Ausschweifungen dienen, denen sich das französische Heer überließ. General Thielmann erhielt jetzt Befehl, die Festung Torgau den französischen Truppen zu übergeben. Dieser aber legte sofort das Kommando nieder, und dem Könige seine zwei und dreißigjährigen Dienste zu Füßen; reiste ins Lager der Verbündeten, und ward vom Kaiser Alexander zum russischen Generallieutnant ernannt.

Am 12. Mai führte Napoleon selbst den greisen Sachsenkönig unter Kanonendonner und Glockengeläute in seine Hauptstadt zurück. Er behandelte ihn von jetzt an mit großer Auszeichnung. Nun, er hatte es auch Ursach; denn die Wiederkehr des Königs war für ihn so viel werth, als eine gewonnene Schlacht. Wäre Sachsen abgefallen, so wäre wahrscheinlich der ganze für Frankreich so wichtige Rheinbund auseinandergegangen. Zu den Abgeordneten des Stadtrathes, die am äußersten Thore der beiden Monarchen warteten, sagte Napoleon, auf den König von Sachsen zeigend: „Diesem verdankt Ihr Eure Rettung! Hätte er sich nicht als treuer Bundesgenosse bewährt, so würde ich Sachsen als ein erobertes Land betrachtet haben. Nun aber will ich es gegen alle Feinde beschützen." Zur selben Zeit aber, wo er dies sprach, wurde die sächsische Stadt Bischoffswerda von den Franzosen ausgeplündert, und an allen vier Ecken in Brand gesteckt. So waren die napoleonischen Verheißungen zu verstehen.

Die Verbündeten zogen sich in der Richtung nach Schlesien zurück. Zur Deckung Berlins wurde das Corps

des Generals Bülow beordert, welches nach dem Rückzuge aus Halle an der untern Saale und Elbe stehen geblieben war. Im Nothfalle konnte dasselbe die zur Beobachtung der Festung Magdeburg auf dem rechten Elbufer stehenden Truppen noch an sich zu ziehen, so wie sich durch die in der Mark in Bildung begriffene Landwehr verstärken. Unsere Hauptarmee war Mitte Mai bis Bautzen in der Lausitz gekommen, und bezog am 14. eine Stunde hinter dieser Stadt ein verschanztes Lager. Hier ließ ihr Napoleon vorerst acht Tage Ruhe, während welcher Zeit preußische und russische Reserven, so wie der von Polen heranmarschirende russische General Barklay de Tolly mit 14,000 Mann sich mit ihr vereinigen konnten, so daß trotz der Verluste bei Groß-Görschen und bei den Gefechten auf dem Rückzuge, die wohl auf 15,000 Mann anzuschlagen waren, unsere Armee doch um 10,000 Mann stärker war, als an jenem Schlachttage. Aber auch Napoleon hatte sich durch die sächsischen Truppen und einige andere inmittelst herangezogene Corps ansehnlich verstärkt, so daß das Zahlenverhältniß wieder ebenso bedeutend zu seinen Gunsten war, als zuvor, nämlich unseren 96,000 standen 148,000 gegenüber. Aber dieselben Gründe bestimmten die Verbündeten auch hier nicht weiter zurückzugehen, sondern eine zweite Schlacht zu wagen. Sie wollten den Beweis führen, daß sie bei Groß-Görschen nicht geschlagen seien, wollten Zeit gewinnen, und durch tapfere Vertheidigung sich bei Oestreich und Frankreich in Respekt setzen. Von östreichscher Seite war nämlich das treue, deutsche Blut, der Minister Graf Stadion in unser Hauptquartier gekommen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es bei uns aussähe. Vor dem durften wir uns keine Schande machen. Dem mußte durch die That bewiesen werden, daß wir entschlossen waren, uns bis auf den letzten Mann und den letzten Groschen zu vertheidigen, damit er seinem Kaiser wieder sagen konnte, er brauche nicht zu fürchten, diesmal wieder die Last des Krieges allein tragen zu müssen. Auch wäre der herrliche Geist unserer Truppen geknickt worden, wenn sie ohne Schlacht noch weiter hätten zurückgehen müssen.

Schon am 19. Mai fand ein Vorgefecht statt, das für die Unseren glücklich ablief. General Lauriston und Marschall Ney waren französischerseits anscheinend nach der Mark abgeschickt, schwenkten aber plötzlich gleichfalls

auf Bautzen, um uns in die Flanke zu fallen. Da wurden ihnen unserseits General Barklay de Tolly und General York entgegen geschickt. Ersterer traf Lauriston bei Königswertha, schlug ihn aufs Haupt, und nahm ihm 14 Kanonen und 2000 Gefangene. York dagegen hatte den Ney trotz seiner Uebermacht bei Weißig aufgehalten, so daß er Lauriston nicht zu Hülfe ziehen konnte, ja die Franzosen mußten zuletzt selbst das Feld räumen. Aber leider war die Freude nicht von langer Dauer. Wenn nur diesmal die Verbündeten wieder selber frisch angegriffen hätten, statt daß sie den Angriff abwarteten, und zwar wenn sie's ein paar Tage früher gethan hätten, ehe noch Napoleons ganze Macht beisammen war, so wäre es vielleicht ganz anders gekommen. Aber es hat nicht so sein sollen! Ich denke mir manchmal, der liebe Gott hat Preußen nicht alle Ehre allein geben wollen. Oestreich hatte doch auch rechtschaffen geblutet, und über funfzehn Jahre tapfer gekämpft, da durften denn auch die Franzosen nicht ohne die Oestreicher zum Tempel hinaus gejagt werden. Nicht, als ob es auf die Menge des Volkes ankäme. Unserem Herrgott ist es ein Gleiches mit Viel oder Wenig siegen, aber es sollte eine allgemeine Erhebung Deutschlands, ein Völkerkrieg werden, und darum durfte es nicht ohne Oestreich abgehen, dessen Herrscherhaus ja so lange Zeit des deutschen Reiches Ehr- und Würdenträger gewesen war. Doch wir müssen uns nach der Schlacht umsehen.

Unsere Frontlinie hatte sich diesmal über eine deutsche Meile lang ausdehnen müssen. Es ist das immer eine mißliche Sache, ging aber diesmal nicht anders. Wir mußten uns vor Umgehung schützen. Am 20. zu Mittag griffen die Feinde die Truppen der beiden Generale Kleist und Miloradowitsch an, welche bis Bautzen vorgeschoben waren. Kleist hielt sich von Mittag bis Abend acht Uhr, und auch Miloradowitsch ließ sich nicht zurückdrängen. Die Franzosen hatten außerordentlichen Verlust. In der Nacht aber zog Graf Wittgenstein diese beiden vorgeschobenen Corps zurück. Am 21. begann die Schlacht schon mit frühem Tagesanbruch, zuerst nur leichthin auf drei vereinzelten Punkten. Bald aber sah man den Feind Ernst machen. Napoleon suchte durch heftige Flügelangriffe die Verbündeten über seine wahre Absicht zu täuschen. Der hügelige Boden machte es ihm bequem, Ver-

steckens zu spielen, und als der alte Held Blücher, der im Centrum stand, und heute fast noch gar nichts zu thun gehabt hatte, seine ganze Reserve den bedrohtesten Punkten zu Hülfe geschickt hatte, da brach die Hauptmacht des Feindes gegen ihn los. So tapfer er sich auch wehrte, die Uebermacht des Feindes war zu groß. Nachmittag gegen drei Uhr wurde er aus seiner Stellung zurückgedrängt. Auf allen Punkten aber war unserseits heldenmäßig gestritten, und theilweise waren auch große Vortheile errungen, und die Feinde zum Weichen gebracht worden. Inzwischen war der Zeitpunkt eingetreten, wo die Verbündeten den Kampf noch mit Ehren abbrechen konnten, oder Alles auf einen Wurf setzen mußten, um ihm wieder eine günstige Wendung zu geben. Sie hatten aber, und mit Recht, den festen Entschluß gefaßt, in solcher Weise nichts aufs Spiel zu setzen, und lieber die Gefechte ohne Entscheidung abzubrechen, um sich in Ordnung und ohne Verluste zurückziehen zu können. So ward denn gegen vier Uhr der allgemeine Rückzug befohlen, der auch in zwei Colonnen und in ungebrochener Ordnung stattfand. Die Schlacht bei Bautzen hatte aber wiederum viel Menschenleben gekostet, und mehr noch hatten zeitlebens ein Malzeichen derselben bekommen. Nach Dresden waren allein 18,000 verwundete Franzosen gebracht worden. Unserseits hatten wir etwa 15,000 Todte und Blessirte. Napoleon hatte wenigstens 30,000. Und wiederum hatte er auch bei Bautzen nicht eine einzige Kanone erobert und keine Gefangenen gemacht. Solche Siege war er nicht gewohnt. Er hatte gemeint, wie sonst, Alles vor sich her in entscheidenden Siegen niederzuwerfen; aber er hatte sich verrechnet. Ueberall errang er nur halbe Vortheile, und auch die nur mit entsetzlichen Opfern. Ueberdies waren aus Spanien verdrießliche Nachrichten eingelaufen. Die Engländer unter dem tapfern Wellington drangen von allen Seiten vor. Da war denn Napoleon nicht eben guter Laune, und am folgenden Tage übernahm er bei der Verfolgung unserer Truppen selbst das Kommando des Vortrabes, und sagte, er wolle seinen Generalen mal zeigen, wie man Gefangene machen müsse. Bei Reichenbach aber setzte sich unser Nachtrab, brachte die feindlichen Kavallerieregimenter zum Weichen, und eine preußische Kanonenkugel warf ganz in Napoleons Nähe den General Kirchner todt nieder, riß dem Großmarschall Duroc,

Napoleons liebstem Vertrauten, den Leib auf, so daß er wenige Stunden darauf starb, und verwundete den General Labruyére gleichfalls tödtlich. Alle drei waren schräg neben einander hinter Napoleon drein geritten. Da hatte dieser genug, wendete erschüttert und schweigend sein Pferd, und überließ es in Zukunft seinen Generalen allein für Gefangene zu sorgen.

Unsere Armee zog sich nun, vom Feinde gefolgt, nach Schlesien zurück, über Görlitz, Bunzlau und Hainau, und als sie in die Gegend von Breslau gekommen war, bog sie plötzlich scharf links, und bezog bei der Stadt Schweidnitz ein festes Lager. Auf diesem Rückzuge trat auch ein Wechsel im Oberbefehl ein. Graf Wittgenstein fühlte nämlich selbst, daß es doch nicht so ganz in der Ordnung sei, wenn er, als der Jüngere, den älteren Generalen kommandiren sollte. Er bat deshalb seinen Kaiser, ihn des Oberbefehls zu entbinden, und schlug den General Barklay, seinen früheren Vorgesetzten, zum Höchstkommandirenden vor, der denn auch an seiner Stelle den Oberbefehl erhielt. Aber noch ein ander Stückchen muß ich Euch von diesem Rückzuge erzählen, bei welchem Vater Blücher die Hauptrolle spielt. Der alte Degen konnte es den Franzosen nicht vergessen; daß sie ihn bei Bautzen zum Weichen gebracht, und weil ihr Vortrab bei unserem Rückzuge oft unverschämt auf die Unseren drängte, beschloß er demselben bei der schlesischen Stadt Hainau ein Versteck zu legen. Jenseits Hainau mußte sich der Oberst von Dolfs mit drei Kavallerieregimentern und zwei reitenden Batterien hinter einem Höhenrücken aufstellen, und als nun die Franzosen zur Verfolgung des Feindes in die Ebene vorgerückt waren, da brachen auf ein gegebenes Zeichen unsere braven Reiter wie ein Sturmwind aus ihrem Hinterhalte vor, und warfen Alles vor sich nieder. Die französische Artillerie entfloh und ließ ihre Kanonen in Stich. Das französische Fußvolk wurde niedergeritten, zusammengehauen, gefangen genommen oder versprengt. Etwa 1000 blieben auf dem Platze, 400 wurden gefangen und 18 Kanonen erbeutet, von denen aber wegen Mangel an Bespannung nur 11 fortgebracht werden konnten. Der Verlust unserseits betrug nur 86 Todte und Verwundete; doch war unter Ersteren leider auch der tapfere Oberst von Dolfs. Der Feind schrieb sich den

Denkzettel hinters Ohr, und drängte von nun an nicht mehr so naseweis auf uns ein.

Als Napoleon sah, daß die Verbündeten sich nicht auf Breslau, sondern nach Schweidnitz hin zurückgezogen hatten, ließ er Breslau durch 30,000 Mann besetzen. Den Marschall Oudinôt aber mit 20,000 Mann schickte er links ab nach der Niederlausitz, wohin, von Berlin her kommend, der General Bülow mit 25,000 Mann Preußen und Russen, Erstere kaum ausexercirt, vorgedrungen war. Bülow hatte, wie ich Euch schon erzählt habe, von den Verbündeten Befehl zur Deckung Berlins überkommen, und als er vor der Schlacht von Bautzen Nachricht erhielt, daß Marschall Ney und General Lauriston in die Mark vorbrechen sollten, hatte er schnell seine Truppen in die Gegend von Berlin geführt. Die Gefahr für unsere Hauptstadt war groß, denn Bülow hatte nicht Mannschaft genug dem weitüberlegenen Feinde entgegen zu setzen. Zwar beschloß der Landsturm des treuen und muthigen Volkes in den Marken ihn kräftig zu unterstützen, aber die Sache war doch bedenklich genug. Indeß die Gefahr ging, wie wir wissen, vorüber, denn die beiden Generale mußten auf Napoleons Befehl gleichfalls nach Bautzen schwenken. Sobald nun Bülow hiervon Wind bekam, brach er gleichfalls nach dieser Gegend auf, um entweder einen Theil der französischen Armee gegen sich, und damit von den Verbündeten abzuziehen, oder um den Franzosen selbst in Flanke oder Rücken fallen zu können. Darum schickte nun eben Napoleon den Oudinôt gegen ihn. Am 4. Juni traf dieser auch auf einen Theil der Bülow'schen Truppen, auf etwa 15,000 Mann, in der Stadt Lukau, die die Unsern erst fünf Stunden vor der Ankunft des Feindes hatten besetzen können. Es kam sofort zu einem heftigen Gefechte, aber obgleich der Marschall unserm Bülow um 5000 Mann überlegen war, ward sein Angriff doch glänzend zurückgeschlagen, und er mußte mit einbrechender Nacht machen, daß er fortkam. Die Franzosen verloren an diesem Tage an Todten und Verwundeten 1900 Mann, die Preußen und Russen nur 700. Bülow zog nun schnell seine sämmtlichen Truppen zusammen, und beschloß den Feind von Neuem anzugreifen, als er die Nachricht von dem inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstande erhielt, und nach den preußischen Grenzen zurückmarschiren mußte.

Von diesem Waffenstillstande aber will ich Euch das nächste Mal ausführlich Bericht geben, und dafür heute Abend noch von etlichen Streifzügen der Unseren im Rücken des französischen Heeres erzählen. Die Verbündeten hatten, wie schon bemerkt, eine zahlreiche, leichte Reiterei. Die sollte zum Theil dazu verwendet werden, im Rücken des Feindes ihm allerhand Schaden zuzufügen, besonders bei jeder thunlichen Gelegenheit nachrückende Transporte aufheben, und sollte zugleich auch in den Theilen unseres Vaterlandes, die noch unter Napoleons Zwingherrschaft standen, Hoffnung und kriegerischen Sinn aufrecht zu halten suchen. Die wichtigsten dieser Streifkorps waren russischer Seits Tschernitschef's Kosacken, und unser Seits Lützow's wilde Jagd. Ihr Andenken bleibe noch lange lebendig im deutschen Volke. Lieder, wie das berühmte von Lützows wilder Jagd, mögen es immer frisch erhalten.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt,
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Als unsere Hauptarmee über die Elbe zurückgegangen war, erhielten diese Streifkorps Befehl, wieder aufs andere Ufer überzusetzen, und in Feindesrücken keine zweckmäßige Unternehmung unversucht zu lassen. Da könnte man nun ein eigenes Buch schreiben, oder vielmehr, es sind eigene Bücher geschrieben, die bloß von den verwegenen Thaten dieser kühnen Truppen handeln. Ich muß mich aber freilich kurz fassen, und darf über Nebendinge die Hauptsache nicht vergessen. Der verwegenste unter den Anführern dieser Freikorps war der Rittmeister von Colomb. Sein ganzer Trupp bestand mitsammt den Offizieren und einem Trompeter nur aus 86 Reitern. Mit diesen schlich er sich zwischen der böhmischen Grenze und dem französischen Heere

durch. Er marschirte nur bei Nacht, und kampirte am Tage in Wäldern oder abgelegenen Dörfern. Unterwegs nahm er ein Paar französische Oberstlieutnants gefangen, und kam richtig bis nach den sächsischen Fürstenthümern. Da hatte er schon etliche Hauptstreiche ausgeführt, als er mit einem Male Kundschaft bekam, daß ein großer Transport französischer Artillerie auf der Straße von bairisch Hof nach Chemnitz im Anmarsche sei. Sogleich wurde gesattelt und dem Zuge entgegengeritten. Am 29. Mai traf er ihn bei Zwickau. Die Bedeckung desselben bestand aus 6 Offizieren, 116 Reitern, 86 Infanteristen und ein Paar hundert bewaffneten Trainknechten. Aber mein Colomb besinnt sich keinen Augenblick, und sprengt mit seinen 86 Reitern wie der Blitz drauf los. Und richtig, die Bedeckung wurde theils niedergemacht, theils in die Flucht gejagt, theils gefangen genommen. 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 Munitionswagen, 200 Pferde und 300 Gefangene waren der Preis der kühnen Reiterthat. Colomb hatte nur einen einzigen Mann verloren. Die Kanonenröhre wurden vernagelt, das Holzwerk verbrannt, die Pulverwagen in die Luft gesprengt, die Pferde erschossen, und die Gefangenen ließ man laufen, denn schleppen hätte man sich mit dem Allen nicht können. Colomb war eben wieder einem andern noch kühnern Plan auf der Fährte, als er in Folge des Waffenstillstandes über die Elbe zurück mußte.

General Tschernitschef lag mit seinen Kosacken an der Niederelbe, als er Nachricht erhielt, daß ein großer Artilleriezug über Halberstadt auf dem Marsche nach Magdeburg sei. Wie ein Wetter gings nun mit 1200 Reitern und 2 Kanonen nach Halberstadt. In 36 Stunden legte er die 15 deutschen Meilen zurück, und kam am 30. Mai mit Tagesanbruch vor der Stadt an. Aber der Feind hatte Wind bekommen und sich mit seinen Kanonen und den 1600 Mann Bedeckung dicht vor Halberstadt in einem Viereck aufgestellt. Zugleich kam Botschaft, daß von Braunschweig her ein zweiter Transport mit 4000 Mann Bedeckung auf dem Wege, und nur noch ein Paar Meilen entfernt sei. Da war keine Zeit zu verlieren. Ein Kosackenregiment wurde auf der Straße nach Braunschweig dem heranrückenden Feinde entgegengeschickt, und mit den andern unverzüglich angegriffen. Die Feinde kanonirten tüchtig, aber obgleich die Russen nur 2 Sechs-

pfünder hatten, schossen sie doch mit denselben so glücklich, daß 5 Pulverwagen in die Luft flogen. Die dadurch entstandene Verwirrung benutzte Tschernitschef augenblicklich, sprengte mit seinen Reitern mitten in das Viereck hinein, und nun gings ans Aufräumen. Ein General, 6 Offiziere, 1000 Mann, 24 Kanonen, 80 Pulverwagen und 800 Pferde fielen in die Gewalt der Russen, die nur 40 Todte hatten. Auf der Stelle schickte Tschernitschef noch 2 Kosackenregimenter auf der Straße nach Braunschweig vor, um den bereits anrückenden Feind so lange aufzuhalten, bis er mit dem eroberten Geschütz einen gehörigen Vorsprung hatte, und so brachte er seine ganze reiche Beute glücklich über den Elbstrom. Sofort faßte er einen neuen, noch kühneren Plan. In Leipzig befanden sich dazumal nur etwa 6000 Mann französische Besatzung, aber reiche Kriegsvorräthe aller Art und eine große Kriegskasse. Der russische General Woronzow lag noch vor Magdeburg, und hatte nicht viel zu thun. Da beredete sich Tschernitschef mit ihm, Leipzig zu überrumpeln. Sie nahmen noch 1200 Mann vom Lützowschen Freikorps dazu, so daß sie etwa 6000 Mann Fußvolk und Reiterei beisammen hatten, und damit gings in Gewaltmärschen auf Leipzig los. Aber das Thor ward ihnen leider vor der Nase zugeschlagen. Alles ging gut, sie hatten schon 600 Mann Gefangene gemacht, und es sollte eben zu Leipzig hineingehen, da kam der leidige Waffenstillstand, und sie mußten unverrichteter Sache zurück.

Wie letzthin mit den Kosacken, so wollen wir diesmal mit den Lützowschen schwarzen Jägern zu Bett gehen. Von denen muß ich doch auch noch ein Paar Worte erzählen. Schon im ganz zeitigen Frühjahre hatte unser König den Majoren Lützow und Petersdorf die Erlaubniß zur Errichtung eines Freikorps gegeben. Die eigentliche Absicht ging dahin, daß an dies Korps sich alle den Franzosen feindlich gesinnte Deutsche aus den Rheinbundländern anschließen sollten, und daß es so im Rücken des Feindes zu einer gefährlichen Macht anwachsen sollte. Dies ist nun freilich nicht geschehen. Der Waffenstillstand verhinderte, daß es sich zu einem kleinen Heere ausbreiten konnte, und späterhin, als die großen Armeen Preußens, Oestreichs und Rußlands auf dem Kampfplatze auftraten, hatte dies Freikorps seine eigentliche Bedeutung verloren. Nichtsdestoweniger aber erkannte Napoleon sogleich, wie

gefährlich ihm dieser Plan werden könnte, und sein ganzer Haß fiel besonders auf dies Korps. Gegen Ende April bestand es bereits aus 400 Reitern und 1000 Mann Fußvolk und es wuchs von Tage zu Tage. Es hatte einige Zeit in Leipzig gelegen, und viele sächsische Freiwillige, denen das Zaudern ihres Königs zuwider war, waren eingetreten — unter ihnen auch der Dichter Theodor Körner. Das war ein ganzer Kerl. Ein tapferer Reiter und dabei ein geborener Liederschmied. Von ihm stammt ein großer Theil der schönen Lieder her, die damals gesungen wurden. Immer ein Stückchen nach dem andern brachte er auf, und immer eins schöner, als das Andere. Kaum hatte man ein Neues gelernt, so war schon wieder ein Anderes von ihm auf dem Tapete. Die schwarzen Gesellen hätten aber auch das Leben für ihn gelassen. Am 25. April marschirte das Freikorps von Leipzig aus, sollte sich eigentlich in den Harz, den Thüringer und Lippeschen Wald werfen, konnte aber wegen der Groß-Görschener Schlacht nicht gleich dazu kommen. Lützow beschloß erst den Abmarsch des französischen Heeres abzuwarten, und folgte einstweilen einer Einladung des Generals Wallmoden, um, wo möglich, das von Marschall Davoust bedrohte Hamburg zu retten. Leider gelang dies nicht, und der Major Petersdorf sollte nun nach dem ursprünglichen Plane mit dem Fußvolke sich in den Harz werfen, während Lützow mit den Reitern einen großen Streifzug nach der oberen Saale unternehmen wollte. Petersdorf schloß sich jedoch, als er eben nach dem Harze aufbrechen wollte, der Unternehmung auf Leipzig an, welcher der Waffenstillstand ein Ende machte. Lützow trat am 29. Mai seinen großen Streifzug von Stendal aus an. Er wollte im Rücken des Feindes nicht geringe Verwirrung anrichten. An Halberstadt vorüber gelangte er über Mansfeld und Eisleben bis in die Gegend von Weimar, wendete sich dann links, überrumpelte in Roda einen Transport Rheinbundstruppen von 400 Mann, die größtentheils zu ihm übergingen, und zog dann über Schleiz ins Voigtland nach Plauen. Eine Abtheilung seines Korps hatte am 8. Juni eben Hof überfallen wollen, als die Nachricht von dem Waffenstillstande eintraf, nach welchem bis zum 12. Juni unsere Truppen sich sämmtlich bis auf preußisches Gebiet zurückgezogen haben mußten. Das war nun für Lützows Korps ein Ding der Unmöglichkeit,

und er ließ sich deshalb von Dresden einen sächsischen Marschkommissair ausbitten. Aber Napoleon hatte das Verderben des Freikorps beschlossen. Er nahm an, daß sich dasselbe geweigert habe den Waffenstillstand anzuerkennen, und sandte dem französischen General Arrighi in Leipzig den Befehl, die Räuber zu vernichten. Am 13. Juni gegen Abend bezog Lützow mit seinem Korps ein Bivouac bei Kitzen, nicht weit von Groß-Görschen, zwei Meilen von Leipzig. Da zog ein Trupp würtembergscher Kavallerie heran, und der Oberst Becker erklärte dem Major Lützow, der General Arrighi lasse ihn einladen, Halt zu machen, weil er ihm Offiziere senden wollte, die seinen weitern Marsch leiten sollten. Lützow sah ein, daß er sich das müsse gefallen lassen, und schickte seinen Lieutnant Kropf nach Leipzig, um dort mit dem französischen Generale die Uebereinkunft abzuschließen. Kropf ward sogleich gefangen gesetzt. Inzwischen wurde Lützow gemeldet, daß immer stärkere feindliche Abtheilungen anrückten. Er ließ zum Aufsitzen blasen, und ritt allein den heranziehenden Truppen entgegen. Es waren etwa 5000 Mann Würtemberger. Ihr General Normann wies ihn an den nachfolgenden französischen General Fournier. Als aber Lützow diesen erreichte, rief Fournier: „Waffenstillstand für Alle, nur nicht für Sie!“ Sogleich wendete Lützow sein Pferd, jagte an den feindlichen Reihen hinunter, und erreichte glücklich seine Husaren. In demselben Augenblicke griff die würtembergsche Kavallerie an. Es war dunkel. Fast das ganze Korps ward trotz heldenmüthiger Gegenwehr zusammengehauen; wenige wurden gefangen genommen. Nur die Uhlanenschwadron schlug sich durch, kam in der Nacht glücklich über die Luppe, ging bei Schkeuditz über die Elster, bei Raguhn über die Mulde und erreichte die Elbe. Da keine Fähre da war, mußten sämmtliche Pferde durchschwimmen. Kaum waren sie hinüber, so erschien der verfolgende Feind am Ufer und hatte das Nachsehen. Außer diesen Uhlanen hatte sich nur noch Lützow selbst mit 21 Husaren durchgeschlagen. Nach vielen Abentheuern, und nachdem er sich mit seiner kleinen Abtheilung 8 Tage in der Gegend von Merseburg, Sangerhausen, Eisleben und Bernburg umhergetrieben hatte, kam er endlich am 25. Juni glücklich über die Elbe. Unter den bei Kitzen Schwerverwundeten war auch der Dichter Körner, doch gelang es ihm später verkleidet zu entkommen. Gleich dem tapfern

Scharnhorst sollte auch er nur die Morgenröthe der Freiheit sehen. Kurz nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten starb er, von ganz Deutschland betrauert, den Heldentod. Seine Lieder sind sein ewiges Denkmal, und mit einer dankbaren Erinnerung an ihn, wollen wir unsere heutige Erzählung schließen.

Zwölftes Kapitel.

Der Waffenstillstand.

5 Mos. 20, 3. 4. „Euer Herz verzage nicht; fürchtet euch nicht, und erschreckt nicht, und lasset euch nicht grauen vor ihnen; denn der Herr, euer Gott, geht mit euch."

Wir hatten unsere Hauptarmee voriges Mal bei Schweidnitz im wohlverschanzten Lager verlassen. Von hier aus wurden Unterhandlungen über einen Waffenstillstand angeknüpft, und derselbe auch am 7. Juni auf 7 Wochen abgeschlossen, unter der Bedingung, daß die Franzosen Breslau wieder räumen und sich mit ihren Truppen bis hinter die Katzbach zurückziehen mußten. Breslau und das Land zwischen beiden Heeren sollte neutrales Gebiet sein. Bis Magdeburg sollte dann die preußische Grenze die Scheidelinie bilden. Von hier an aber sollte der Stand der Dinge gelten, wie er sich am 7. Juni Mittags um 12 Uhr grade befand. Leider, leider und aber leider war Hamburg vor Abschluß des Waffenstillstandes schon verloren gegangen. Tettenborn hatte die Stadt nicht halten können, zumal auch die Dänen mit Napoleon wieder gut Freund geworden waren. So war er mit seinen Truppen am 20. Mai abgezogen, um der Stadt eine Belagerung und Gewaltseinnahme zu ersparen. Freilich, hätte er denken können, daß so bald ein Waffenstillstand abgeschlossen werden würde, hätte er Hamburg wohl bis zum 7. Juni zu halten versucht, und der treuen Stadt ein schweres Schicksal erspart. Ihre Peiniger Davoust und Vandamme zogen ein, und sie blieb während des ganzen Krieges in Franzosenhänden. Zur Strafe für ihren Freiheitsmuth ward der unglücklichen Stadt eine Kriegssteuer von 48 Millionen Franken aufgelegt. Die vornehmsten Einwohner wurden unter Hohn und Mißhandlungen zu Schanzarbeiten gezwungen. Glücklicherweise waren die Hauptfranzosenfeinde bereits entkommen, und vor der

Rache der fremden Unterdrücker sicher gestellt. Doch kehren wir zum Waffenstillstande zurück.

Er war nach einer vorläufigen, erst 36stündigen, dann dreitägigen Waffenruhe endlich zu Poischwitz bei Jauer abgeschlossen, und wurde später bis zum 10. August verlängert. Beide Theile hielten ihn für gleich wünschenswerth. Die Verbündeten brauchten Zeit, um sich zu verstärken. Die neu zu bildenden preußischen Truppen, und besonders die Landwehr, waren noch nicht weit genug gefördert, um am Kriege thätigen Antheil nehmen zu können, und die aus dem tiefen Innern Rußlands nachrückenden Heeresmassen, waren noch immer weit von unseren Grenzen entfernt. Außerdem würde unsere Armee durch ein weiteres Zurückgehen sich von der östreichschen Grenze entfernt haben. An dem Beitritt dieses Landes zum Bunde mußte uns aber so viel gelegen sein. Wir brauchten Verstärkung unserer Macht und neue Bundesgenossen. Erstere brachte uns der Waffenstillstand gewiß, letztere wahrscheinlich. Unter solchen Umständen mußte es unsern Majestäten doppelt lieb sein, daß der Vorschlag zum Waffenstillstande von Napoleon ausging. Sie konnten ihn nun um so eher annehmen, da der Schein vermieden war, als ob Muthlosigkeit und Erschöpfung sie einen solchen wünschen ließ.

Viele eifrige Verehrer Napoleons haben es ihm später zum Vorwurfe gemacht, daß er damals überhaupt auf einen Waffenstillstand einging. Sie meinen, er habe sich damit den Vortheil aus den Händen gegeben. Hinterdrein hat Jeder klug schwatzen. Ich meine, Napoleon hatte den Waffenstillstand so nöthig, als wir. Unsere Truppen durch einen entscheidenden Sieg, wie sonst wohl, aufs Haupt zu schlagen, so daß er nach Willkühr den Frieden diktiren könne, dazu war ihm die Hoffnung vergangen. Selbst also, wenn er uns im günstigsten Falle schlug und wieder schlug, und uns dadurch zu immer weiterm Rückgehen bis an die Weichsel genöthigt hätte, so hätte er sich dadurch nur immer weiter von seinen Hülfsquellen entfernt, während wir den unsrigen immer näher gerückt wären. Ein Zurückgehen durch Preußen bis an die russischen Grenzen würde uns Gelegenheit gegeben haben, alle zerstreuten Heerabtheilungen an uns zu ziehen, und uns für die erlittenen Verluste zu entschädigen. Seine Armee aber würde Napoleon durch die in Feindeslande

zurück zu lassenden Besatzungen und durch die Kampfverluste so sehr geschwächt haben, daß die Uebermacht bald auf unserer Seite gewesen sein würde. Und eine einzige tief im Feindeslande verlorene Schlacht hätte ihn um die Frucht aller seiner Anstrengungen gebracht. Zudem hätte er dadurch seinen Rücken immer bloßer gestellt, und unseren Streifkorps immer mehr Gelegenheit gegeben, ihm seine Verstärkungen abzuschneiden. Mit 100,000 Mann durfte er nicht an die russische Grenze klopfen, das sahe er wohl ein, darum wollte er seine Armee erst um das Dreifache verstärken, und dann auf sein Glück und seinen Degen pochen.

Noch ehe aber Napoleon den Antrag auf Waffenstillstand stellen ließ, versuchte er wieder seine Teufelskniffe. Wie der Versucher trat er erst an Oestreich, dann an Rußland heran, um diese Großmächte in sein Netz zu locken; aber Gott sei Dank, Beide erwiederten ihm: „Hebe Dich weg, Satan!“ Oestreich lag von ganzem Herzen daran, zum Besten unseres, vom Kriege schwer gedrückten Vaterlandes einen dauernden, allgemeinen Frieden herzustellen. Seit dem Dezember hatte der Kaiser von Oestreich schon aufs Eifrigste mit Napoleon unterhandelt, glaubte ihn durch das Unglück, welches er in Rußland erlitten hatte, milder gestimmt; aber Napoleon fuhr nach wie vor hoch her, und redete stolze Worte. Als er am 14. Februar seine Kammern in Paris eröffnete, hielt er eine Rede, die war so voll Hochmuth, wie er allemal dem tiefen Falle vorhergeht. „Er würde keinen Fußbreit seines eroberten Landes aufgeben, und wolle die Russen in ihr abscheuliches Klima zurückjagen,“ deklamirte er. Oestreich, um seinen Worten bessern Nachdruck zu geben, bewaffnete sich nun mit Macht, damit seine Stimme, es komme nun, wie es wolle, den Ausschlag geben könne. Da ließ Napoleon im April dem Kaiser von Oestreich sagen, er hielte die Auflösung der preußischen Monarchie für für eine gerechte Strafe ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich, und es hinge nur von Oestreich ab, wenn es Schlesien, die schönste und wichtigste Provinz Preußens, mit seinen Staaten vereinigen wollte. Das waren mehr als 30 Silberlinge, wenn Kaiser Franz die Judasrolle hätte spielen wollen. Und wie schlau war der Köder gewählt! Schlesien hatte lange der Krone Oestreich gehört, und war nur schwer verschmerzt worden, als es der alte Fritz genommen — aber einem Kaiser Franz durfte Napoleon

solchen Vorschlag nicht machen, der war kein Hieronymus oder Joachim Murat. Mit Entrüstung wies er das Anerbieten von sich. Nun schlich die falsche Schlange an Rußland heran. Noch vor der Schlacht bei Bautzen schickte Napoleon seinen Großstallmeister Caulaincourt in das Lager der Verbündeten, der eine Unterredung mit Kaiser Alexander verlangen sollte. Er sollte diesem einen glänzenden Frieden, gewissermaßen eine Theilung der Welt vorschlagen. Frankreich und Rußland sollten allein die beiden Großmächte bleiben. Preußen sollte an Napoleon alles Land bis zur Oder abtreten, und dafür das ganze Großherzogthum Warschau erhalten, und nun eine Rußland untergeordnete Mittelmacht bleiben, während Napoleon den Rheinbund bis zur Oder ausdehnen wollte. Oestreich aber sollte für seine hinterlistige Politik büßen, und von allen Wohlthaten des Friedens ausgeschlossen bleiben. Da kann man recht sehen, wie Einer, der selbst keinen Funken Gewissen mehr im Leibe hat, auch dem Andern nichts Besseres zutraut. Kaiser Alexander aber ließ den französischen Länderverschacherer gar nicht vor sich. Er habe nichts allein und insgeheim mit Napoleon zu verhandeln, war seine biedere Antwort, und der Herr Großstallmeister mußte wieder hin, wo er hergekommen war. So war denn aus dem Teufelsspiele nichts geworden, und bloß ein einfacher Waffenstillstand abgeschlossen.

So nothwendig, und in seinen Folgen heilsam aber auch dieser Waffenstillstand war, einen so furchtbaren, niederschlagenden Eindruck machte er auf das Heer und unser ganzes Volk. Wer eben den entscheidenden Kreisen fern stand, wer die ungebrochene Freudigkeit der beiden Monarchen nicht kannte, wer die mit Macht betriebenen, neuen Ausrüstungen nicht überschauen, wer Oestreichs Stellung nicht recht beurtheilen konnte, für den lag nichts als eine schwarze Zukunft vor Augen. Schon der Rückzug über die Elbe und nach Schlesien hinein hatte die Entfernteren mit Besorgniß erfüllt, aber die Nachricht von dem Waffenstillstande wirkte schlimmer als die schlimmste Niederlage. Lieber geschlagen werden, aber fortkämpfen, kämpfen bis an den Tod, das war der Herzenswunsch aller Treuen im Lande. Nicht den Waffenstillstand sah das Volk an, sondern hinter demselben bereits einen neuen, schimpflichen Frieden. Der Gedanke, daß alle Flammen der Begeisterung, die Erhebung eines ganzen Volkes vergeblich

gewesen sein sollten, lag wie ein schwerer Alp auf den Herzen aller Vaterlandsfreunde. Als am zweiten Pfingstfeiertage die Nachricht von dem Waffenstillstande nach Berlin kam, nach Berlin, das den Angriffen des Feindes bisher so bloß gelegen hatte, wurden alle Gesichter blaß und niedergeschlagen, und eine tiefe Trauer bemächtigte sich der ganzen Stadt. Ja, es warf in diesen Tagen der Waffenruhe, der bittere Unmuth über dieselbe und Gram und Kummer über das Schicksal des Vaterlandes, viele Jünglinge und Männer aufs Krankenlager, die bisher alle Kriegsstrapatzen und die kalten Nachtlager auf nasser Erde gesund überstanden hatten. Der König mußte sein Volk durch eine öffentliche Erklärung über den Abschluß des Waffenstillstandes beruhigen. Die Lieder, die jetzt aufkamen, gingen aus einem ganz andern Tone, als noch vor wenigen Wochen, aber, was mir das Liebste ist, sie klammerten sich auch, nun alle Hoffnung von außen her geschwunden schien, desto fester an den an, der die Hoffnung auf ihn noch nie hat zu Schanden werden lassen. Da hieß es nun:

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.
Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Seht, das sind andere Freiheitslieder, als sie jetzt im Schwange sind, und das nenne ich Sehnsucht nach der wahren und wahrhaftigen Freiheit, für die ein Volk in den Tod gehen muß, die in diesen Liedern lebt. Jetzt aber machen gottvergessene Volksverführer die Freiheit zum Deckel der Bosheit, wollen nicht Freiheit, sondern Willkür und Zügellosigkeit. In einem anderen Liede hieß es:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen. —

Die Hölle braust auf in neuer Gluth,
Umsonst ist geflossen viel edeles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.

Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

Oestreich hatte mit seinen Friedensvorschlägen nichts unversucht gelassen. Kaiser Franz hatte als Napoleons Schwiegervater noch im Mai einen eigenhändigen, liebevollen Brief an den stolzen Eidam geschrieben, und ihn väterlich ermahnt, auf seine wohlmeinenden Vorschläge einzugehen. Napoleon hatte von nichts wissen wollen. Nun kam der Waffenstillstand. Da bot Oestreich von Neuem die Vermittlerrolle an. Es verlangte Auflösung des Rheinbundes, Theilung des Großherzogthums Warschau unter Rußland, Preußen und Oestreich, Wiederabtrennung des zu Frankreich geschlagenen Theiles von Norddeutschland, und Wiederherausgabe Illyriens an Oestreich. Napoleon antwortete trotzig, es stünde Oestreich frei, sich von dem Bündnisse mit Frankreich zu trennen. Da kam der östreichsche Minister, Fürst Metternich, Ende Juni selbst nach Dresden. Napoleon hatte eine geheime Unterredung mit ihm, wurde in dem Gespräche heftig, zuletzt fast wüthend — Metternich aber blieb immer kalt und gelassen. Er blieb dabei, daß bei einem künftigen Frieden das Gleichgewicht der Staaten wieder hergestellt werden müsse, daß nicht Eine Macht, daß nicht Frankreich allein das Heft in Händen haben dürfe. Bei diesem berühmten Gespräche passirte es auch, daß Napoleon in seiner großen Heftigkeit den Hut zu Boden warf. In jeder andern Lage würde Metternich geeilt haben, ihn aufzuheben. Aber diesmal galt es, dem französischen Uebermuthe ein Stück deutschen Selbstgefühls entgegenzusetzen. Metternich ließ den Hut ruhig am Boden liegen, und Napoleon mußte ihn sich selbst wieder aufheben. Durch seinen ruhigen Gleichmuth brachte es Metternich wirklich so weit, daß Napoleon einwilligte, Oestreich sollte der Vermittler sein, sollte die Friedensunterhandlungen leiten. Zum 12. Juli wurde ein Congreß nach Prag berufen. Der Kaiser von Oestreich kam selbst in die Nähe dieser Stadt, um den Gang der Unterhandlungen zu erleichtern. Der russische und der preußische Gesandte, so wie Fürst Metternich erschienen am 12. Juli pünktlich in Prag, die französischen Gesandten aber ließen volle 16 Tage, bis zum 28. Juli auf sich warten, trotz dem bis zum 10. August die Verhandlungen geschlossen sein mußten, und also keine

Zeit zu verlieren war. Es war Napoleon von vorn herein kein Ernst mit dem Frieden. Er wollte nichts herausgeben. Er wußte, sein Recht ruhte nur auf der Degenspitze, und durch Nachgiebigkeit fürchtete er seinen Thron wankend zu machen.

Ende Juli hatten also endlich die Unterhandlungen in Prag begonnen. Wie mag es wohl damals unserem unvergeßlichen, hochseligen Könige in seinem Schlosse zu Neudorf bei Reichenbach zu Muthe gewesen sein? Vor ihm lag das blaue Riesengebirge, und jenseits der hohen Berge sollte über das Schicksal Europas, und vornehmlich über das seines eigenen, tapferen Volkes entschieden werden. Er hatte wohl einen mächtigen Verbündeten neben sich stehen, hatte erst vor wenigen Tagen ein neues Bündniß mit England geschlossen — aber er hatte auch die Unzuverlässigkeit aller menschlichen Dinge bereits sattsam und in bitterster Weise erfahren, hatte erfahren, was der Psalmist ausspricht: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können nicht helfen." Gott hatte ihn in eine lange Unglücks- und Leidensschule genommen, hatte ihm, der selbst ein Fürst war, gezeigt, wie wenig auch Fürsten in den höchsten Dingen vermögen, wie Gott es ist, der seine Ehre keinem Andern giebt. Sollte er nun seine Hoffnung auf Oestreichs freundliche Zusicherungen gründen? Er wußte ja, daß man auch Napoleon zum Scheine freundliche Versprechungen gemacht hatte. Was dort Schein war, konnte es hier auch sein — nein, unser König hatte gelernt seine Hoffnungen auf andern Grund zu bauen, auf den Grund, der nie trügt, auf die Verheißungen des Herrn. Damals mag wohl der Spruch in ihm lebendig geworden sein, den er nachher zum Wahlspruche seines ganzen Lebens gemacht hat: Meine Zeit in Unruhe, meine Ruhe in Gott. Ja, meine Ruhe in Gott! Mit diesem Troste konnte er sein Haupt ruhig auf die Kissen legen. Wie der König aber, blickte sein ganzes Volk mit bangen, trüben Sorgen auf die Verhandlungen in Prag. Nur im Blick auf Gott fanden die Herzen Frieden und Ruhe. Man sah die mächtigen Heerzüge aus Frankreich, Italien und den Rheinbundstaaten dem stolzen Unterdrücker zuströmen, man konnte den Gedanken nicht los werden, daß Kaiser Franz doch am Ende eine Schwiegervaterrolle spielen und die Hoffnungen des deutschen Volkes zerknicken

werde. Nur Vertrauen auf Gott hielt die deutschen Herzen noch aufrecht.

Und dies Vertrauen sollte nicht zu Schanden werden! Als am Abend des 10. August der König, und mit ihm, wer es wußte, was er zu sehen begehrte, die Augen sehnend nach Westen, nach den blauen Bergen der böhmischen Grenze wendete, da sah er am fernen Horizonte ein Feuer aufleuchten, und dann näher wieder eins, und noch näher ein drittes. Das war eine Morgenröthe, die im Abend aufging! Es war das verabredete Zeichen, daß an demselben Tage in Prag die Unterhandlungen mit Napoleon abgebrochen seien, daß Oestreich sich nun den Verbündeten angeschlossen habe. Ueber alle Berge und Hügel Böhmens, über das Riesengebirge hinweg nach Schlesien herein, hatte ein Feuer dem andern die frohe Botschaft weiter zu verkünden geheißen, bis zu dem hin, der ihrer am Sehnlichsten harrte. Schönere Feuer haben nie auf Deutschlands Bergen geleuchtet! Sie spiegelten sich in den Freudenthränen derer, die ihre Bedeutung kannten. Nun war Alles gut! Unser letzter Kaiser war wieder mit uns; er, der die Ehren unseres tausendjährigen Reiches zuletzt getragen, und sie niedergelegt hatte, als er sie nicht mehr mit Ehren tragen konnte, er hatte doch der Treue gegen sein Volk nicht vergessen, er wollte es in seinem Jammer nicht ohne Hülfe lassen.

In Prag war es zu gar keinen eigentlichen Verhandlungen gekommen. Die französischen Gesandten zogen Alles mit Wortklaubereien in die Länge, wollten den einen Gesandten nicht anerkennen, wollten gleich direkt mit Rußland, ohne Oestreichs Einmischung unterhandeln, und zuletzt drehte es sich bloß um einen Streit, ob mündlich oder schriftlich verhandelt werden sollte. Der Fürst Metternich und unsere Gesandten blieben immer ruhig und fest. Aber am 10. August des Nachts punkt 12 Uhr zeigten der russische und preußische Gesandte an, daß ihre Vollmachten abgelaufen seien, und alle Verhandlungen nunmehr aufgehört hätten. Am 11. reisten sie von Prag ab; am 12. bereits ward die östreichsche Kriegserklärung an Frankreich abgegeben. Am 14. schon wollten die französischen Gesandten, als sie solchen Ernst sahen, Alles bewilligen, aber Metternich gab die Antwort, wozu es noch am 10. Zeit gewesen sei, dazu sei es am 14. zu spät. Schon marschirten auch Russen

und Preußen frisch nach Böhmen hinein, und am 15. kamen Kaiser Alexander und Kaiser Franz in Gitschin zusammen, um gemeinschaftlich Gott zu bitten, daß er ihre Hoffnungen mit Sieg krönen wolle. Das war für Böhmen und Schlesien ein herrlicher Sonntag, dieser 15. August. In Menschenstimmen und Glockenklang, Kanonendonner, Trommelwirbel und Trompetengeschmetter feierte Deutschland seine Auferstehung. Wie unser Preußenland der Aufruf unseres Königs, so brachte jetzt ein ähnliches Kaiserwort ganz Oestreich in die freudigste Bewegung. Alle Wunden waren vergessen, die der Krieg geschlagen hatte, alle Eifersucht, die zwischen den beiden Großmächten Oestreich und Preußen so lange zum Unheile Deutschlands bestanden hatte; die Bevölkerung beider Länder hatte nur noch Einen Gedanken, Ein Ziel, Ein Gebet.

Nun sollte ein Krieg beginnen, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen hat. Ganz Europa war in zwei feindliche Heerlager getheilt. Alle Mächte, die sich dem stolzen Korsen nicht länger beugen wollten, standen auf der einen, er selbst, der Gebieter des größten Weltreiches und seine zahlreichen Vasallen standen auf der anderen Seite. Nun sollte der letzte, große, alles entscheidende Kampf ausgekämpft werden, nun sollte sich zeigen, ob hinfort noch Gewalt für Recht gelten, oder Recht, Recht bleiben müsse, ob Menschenwillkühr oder die ewigen Ordnungen Gottes gelten sollten. Aus der Thränensaat war eine Freudenernte aufgegangen, aus Deutschlands höchster Schmach, Deutschlands höchste Ehre erwachsen, einmüthiges und einträchtiges Zusammenwirken seiner Söhne. Vor einem Jahre noch hatte Napoleon erklärt, er kenne keine Deutschen, nur Würtemberger, Baiern, Preußen, Oestreicher kenne er. Nun sollte er sehen, daß der Geist des deutschen Volkes kein gestorbener sei, daß im Feuerofen der Trübsal, in der Drangsalsgluth das Eisen eines starken und einigen Deutschlands zusammengeschmiedet sei, welches ihn selbst zu Boden schlagen sollte. Bisher waren ihm seine Höllenkünste gelungen, den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen die verschiedenen, ihm feindlichen Mächte zu streuen, bisher hatte er immer eine allgemeine Verbindung derselben zu vereiteln gewußt, hatte seine Gegner immer einzeln schlagen können. Nun war endlich geschehen, was alle Vaterlandsfreunde

schon längst ersehnt hatten. Oestreich und Preußen waren einig; ein Völkerkrieg, ein heiliger Krieg, ein Krieg des Rechts gegen die Unterdrückung begann. Nicht die Fürsten zogen mit ihren besoldeten Heeren — nein, die Völker zogen mit ihren Fürsten in den heiligen Streit. England, Rußland, Preußen, Oestreich und Schweden standen wie Ein Mann dem mächtigen Frankreich und seinen Vasallen, dem Rheinbunde, Neapel und Dänemark gegenüber.

Nun war auch das Zahlenverhältniß mit einem Schlage ein ganz anderes geworden. Preußen hatte die Zeit des Waffenstillstandes auf eine erstaunliche Weise benutzt — Preußen, das bei weitem kleinste Land von den drei Hauptverbündeten, stellte die meisten Truppen ins Feld. Es hatte sein Heer auf 275,000 Mann gebracht. Rußland hatte aus den weiten Strecken seines Reiches 250,000 Mann auf deutschen Boden geführt, aber es zogen immer noch neue Verstärkungen nach. Oestreich, der neue Bundesgenosse, trat mit 260,000 Mann auf den Plan, und 24,000 Schweden standen, von Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden angeführt, in Norddeutschland. Also eine Streitermasse von 800,000 Mann, nahe eine Million, mit 1800 Kanonen, eine Macht, wie sie die Welt kaum je gesehen, hatte gegen den fremden Unterdrücker das Schwert gezogen. Zwar ging von dieser Macht für den unmittelbaren Krieg ein großer Theil verloren. 50,000 Oestreicher waren gegen Italien, 24,000 gegen Baiern, und 60,000 Mann zwischen Preßburg und Wien als Reservearmee aufgestellt. 100,000 Mann wurden zur Belagerung der Festungen, die Frankreich in unserem Lande noch inne hatte, verwendet, 30,000 Mann Preußen standen als Besatzung in unseren eigenen Festungen, und eine russische Reservearmee von nahe an 60,000 Mann hielt noch in Polen; dennoch aber blieben 450,000 Mann auf dem großen Kriegsschauplatze aufgestellt. Sie theilten sich in drei große Heerlager. Die Hauptarmee war die böhmische unter dem Fürsten von Schwarzenberg. 100,000 Mann Preußen und Russen zogen aus Schlesien zu ihr hinüber, so daß ihre Stärke auf 230,000 Mann gebracht wurde. Der schlesischen Armee, unter dem tapfern Blücher, waren anfangs nur 50,000 Mann zugedacht, sie wurde aber, weil man ihre Wichtigkeit erkannte, auf 90,000 Mann gebracht. Die Nordarmee, zur Deckung

Berlins bestimmt, befehligte der Kronprinz von Schweden. Zu seinen Schweden stießen 12,000 Russen und 50,000 Preußen, so daß er im Ganzen 86,000 Mann unter seinem unmittelbaren Kommando hatte. Im weiteren Sinne aber war zu der Nordarmee auch noch das ansehnliche Corps an der Niederelbe, welches den Marschall Davoust in Hamburg in Schach halten sollte, zu rechnen.

Auch Napoleon hatte seine Rüstungen mit Macht betrieben; doch betrug die Gesammtstärke seines Heeres nicht über 500,000 Mann. Davon gingen für Italien, die bairisch-östreichsche Grenze und an Festungsbesatzungen ebenfalls ein großer Theil ab, so daß er im offenen Felde unseren 450,000 nur 340,000 entgegensetzen konnte. Den Vicekönig hatte er nach Italien zur Deckung gegen die Oestreicher entsendet, und so für den deutschen Feldzug seinen tapfersten und einsichtigsten Feldherrn verloren. Das Blatt hatte sich, wie Ihr seht, seit dem Waffenstillstande vollkommen gewendet, und in demselben Maße, wie Napoleon früher die Uebermacht hatte, war sie nun auf unserer Seite. Doch nicht auf Roß und Wagen pochten die Unseren; nicht ihre Uebermacht, sondern unsere gerechte Sache gab ihnen den Sieg. Gott allein die Ehre! Zum nächsten Male werdet Ihr die Kugeln wieder pfeifen und die Kanonen donnern hören.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schlacht an der Katzbach.

2 Samuel 22, 38. „Ich will meinen Feinden nachjagen und nicht umkehren."

„Voriges Mal," begann der alte Förster, „habe ich Euch zuletzt von der Stärke der beiderseitigen Armeen unterrichtet, und habe Euch gezeigt, daß nunmehr Napoleons Stellung eine ganz andere geworden war. Das Königreich Sachsen, in welchem er mit seinen Truppen hauste, war rings zwischen franzosenfeindliche Länder eingekeilt, und von drei Seiten durch unsere drei Hauptarmeen bedroht. Hatte Napoleon bis jetzt immer den Wahlspruch befolgt: Angreifen ist besser, als sich angreifen lassen, so mußte er doch nun, mochte er wollen oder nicht, von demselben abgehen. Gesetzt, er hätte mit seiner Hauptarmee sich nach Berlin oder Wien wenden wollen, um rasch eine ent-

scheidende Schlacht zu schlagen, und dann in der feindlichen Hauptstadt den Frieden zu diktiren, so konnte er, selbst wenn er auch die eine der ihm entgegenstehenden Armeen über den Haufen geworfen hätte, doch den beiden andern keine genügenden Streitkräfte gegenüber lassen. Er hätte also ganz Sachsen aufopfern und damit auch seinen Rücken preisgeben müssen, so daß ihm solch ein Sieg theuer zu stehen gekommen wäre, wohl gar den Hals gebrochen hätte. Angreifen ging also nicht, das sah er ein. Diese Rolle war nunmehr uns zugefallen, und er mußte sich aufs Vertheidigen legen. Sein Plan war denn auch bald gefaßt. Jedem unserer drei Heerhaufen stellte er seinerseits einen gegenüber, und er selbst legte sich in die Mitte wie ein Luchs auf die Lauer, um die Augen nach allen Seiten haben zu können. Wo er dann bei einer unserer Armeen irgend eine falsche Bewegung bemerken würde, wollte er gleich drauf losfahren, und so durch Uebermacht an einzelnen Punkten, einzelne Siege erringen, unsere Truppen dadurch einzeln aufreiben und sie allmählig entzweien und muthlos machen.

Die Verbündeten wußten, daß sie es mit einem schlauen Gegner zu thun hatten, und trafen danach ihre Maßregeln. Kinder! das Erzählen wird jetzt immer verwickelter, denn ich habe Euch nun von drei Armeen der Unseren zu berichten, und alle Drei waren tapfer und von gleichem Geiste beseelt, und haben alle Drei mächtige Thaten gethan, und gerade jetzt alle Drei fast zu gleicher Zeit, da weiß man gar nicht, wo man anfangen soll. Ich muß Eine nach der Andern vornehmen, und Jede soll vorerst einmal einen aparten Abend haben, und Ihr müßt recht aufpassen, dann wird's schon gehen.

Das Nest von Napoleons Stellung war Dresden. Wenn Dresden mit der Hauptmacht bedroht wurde, so mußte Napoleon seine Streitkräfte auf diesen Punkt zusammenziehen. Darum sollte unsere Hauptarmee aus Böhmen gegen Dresden vordringen, und wenn dann die französischen Heerhaufen um diese Stadt sich sammelten, sollten die Nordarmee von Berlin und die schlesische von Breslau her nachrücken, damit die Franzosen wie von einem Netz umzogen, und zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen würden. Das war der Plan der Verbündeten, und wenn die Dinge auch vorerst anders kamen, als man dachte, so ist er doch im Ganzen ausgeführt worden, nur

daß das Netz nicht bei Dresden, sondern späterhin bei Leipzig zusammengezogen wurde, und es hier zu der großen Völkerschlacht kam. Wir aber wollen uns jetzt zuerst nach der schlesischen Armee umsehen, denn daß der alte Vater Blücher am wenigsten Ruhe halten konnte, werdet Ihr wohl glauben.

Also der General der Kavallerie, Graf Blücher, war zum Oberbefehlshaber der schlesischen Armee ernannt worden. Dreimal hatten nun schon russische Feldherren über unsere braven Preußen kommandirt, da war's denn wohl nicht mehr als recht und billig, daß nun auch einmal ein Preuße ans Ruder kam, und alle unsere braven Landsleute jauchzten, daß sie den Zügel in solchen Händen wußten. Gott aber hatte noch ein Sonderliches an unserem alten General gethan. Er stellte dem weißhaarigen Brausekopf einen Mann zur Seite, der das in reichem Maaße besaß, was Blüchern allenfalls abging, den Schlachtendenker Gneisenau, dessen Bekanntschaft wir ja längst in Kolberg gemacht haben. Beide Männer handelten im schönsten Einverständniß miteinander. Gneisenau entwarf die Pläne, und Blücher führte sie aus. Blücher machte aber auch kein Hehl davon, was er an Gneisenau hatte, und hieß ihn oft scherzweise seinen Kopf, der für ihn denken müsse. Gneisenau hingegen wußte, daß es mit dem Erdenken allein noch nicht abgemacht war, und war seinerseits der aufrichtigste Bewunderer seines tapfern Generals. Wie gesagt, die herzlichste Freundschaft und Gemeinschaft bestand zwischen Beiden, und Blücher mochte gar keine Ehre annehmen, von der nicht Gneisenau sein gebührendes Theil bekam. Als ihn nach glücklich beendigtem Kriege die englische Universität Oxford zum Doktor machte, und das Ehrendiplom zusendete, da sprach der alte Held lachend: „Wenn ich Doktor heißen soll, so muß mein Gneisenau wenigstens Apotheker werden!“ Doch kehren wir zu seinem Heere zurück. 40,000 Preußen unter General York und 56,000 Russen unter den Generalen Langeron und Sacken sollten die schlesische Armee bilden. Das war eine räsonable Streitmacht. Als jedoch Blüchers früherer Kommandeur, der russische General Barklay de Tolly, ihm seine Ernennung zum Oberbefehlshaber ins Lager bei Schweidnitz brachte, und zugleich die Instruktion, nach welcher er sich in dem bevorstehenden Feldzuge richten sollte, schüttelte der alte Degen den Kopf.

Es stand nämlich in dem Papiere, er dürfe sich in keine Hauptaktion mit dem Feinde einlassen, sondern sollte ihm nur allen möglich Abbruch thun, ihn beobachten und folgen, wenn er sich zurückzöge, wenn er aber vordränge, ihm zwar jeden Schritt breit Landes streitig machen, aber doch der Schlacht immer ausweichen, und so noch viel Anderes mehr, was er thun und was er lassen sollte. Blücher erklärte dem russischen Feldherrn gerade zu: „Da möchte sich ein Anderer herausfinden. Er verstehe nichts besser, als gerade auf den Feind losgehen. Unter solchen Umständen möchten die Majestäten einem Andern das Kommando anvertrauen.“ Aber Barklay antwortete ihm: „Er nehme das Geschriebene zu buchstäblich. Wenn Einer 100,000 Mann zu kommandiren habe, dann könne er zur rechten Zeit auch einmal drauf gehen.“ Diese Auslegung ließ sich der alte Held gefallen, und beauftragte den russischen General, er möge den Majestäten sagen, daß er seine Instruktion so verstünde, und wenn sie damit zufrieden wären, so wollte er das Seinige schon thun.

Der Waffenstillstand war am 10. August zu Ende gegangen. Nach der Verabredung sollten aber noch sieben Tage lang auf beiden Seiten die Feindseligkeiten ruhen. Nun war, wie Ihr Euch erinnern werdet, ein großes Stück von Schlesien mit der Hauptstadt selbst für neutral erklärt worden. Hier durfte weder Preuße noch Franzose stehen. Da war nun viel daran gelegen, wer dem Andern zuvorkommen und dies neutrale Land zuerst in Besitz nehmen konnte. Vor dem 17. August hätte es von Rechts wegen nicht besetzt werden dürfen; aber der alte Blücher dachte: sollten die Schelmfranzosen wohl Treu und Glauben halten? und schickte darum seine Kundschafter aus. Und richtig, schon am 13. August erfuhr er, daß feindliche Streifkorps über die Grenze des neutralen Gebietes gegangen wären, und in etlichen Dörfern Erpressungen gemacht hätten. Nun hatte er das Recht auf seiner Seite; setzte sich mit seinen Truppen sofort in Bewegung, und schnappte den Franzosen den Braten vor der Nase weg. Bis zum 17. August hatte er das ganze neutrale Gebiet besetzt. Die französischen Waffenstillstandskommissarien erhoben einen Heidenlärm, und schrien Zeter über eine Verletzung des Völkerrechts. Der preußische und russische Kommissarius verlangten von Blücher Rechenschaft über sein Verfahren. Dieser erklärte, die Franzosen hätten zuerst

die Uebereinkunft gebrochen, und er habe die Pflicht gehabt, die Unterthanen seines Königs vor den feindlichen Uebergriffen zu schützen. Mit dieser Erklärung waren aber die Kommissarien nicht zufrieden, und verlangten, die schlesische Armee müsse wieder umkehren. Da schrieb ihnen Blücher kurz und bündig, wie's so seine Weise war: „Die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende haben. Er werde den Takt ohne Noten schlagen!" Und Punktum! mit dem 17. August fing er an frisch weiter vorzudringen. Es kam zu Plänkeleien und einzelnen kleinern Gefechten, aber unser Marschall Vorwärts ließ sich nicht aufhalten und drängte die Franzosen bis Löwenberg und Hainau zurück. Bei alledem hatte er aber doch einen zentnerschweren Stand. Die Russen waren falsch darüber, daß bei allen drei Armeen kein einziger russischer General den Oberbefehl führte, trotzdem sie so viele tapfere Feldherren hatten. Nun bestand das Blüchersche Heer noch obenein zum bei weitem größten Theile aus Russen, und ihr General Langeron hatte selbst schon einmal gegen die Türken den Oberbefehl geführt, während Blücher zum ersten Male einen so hohen Posten bekleidete. Um dem Faß den Boden vollends auszustoßen, lief ein Gerede durch die russischen Truppen, Blücher solle gesagt haben, die Russen wären viel langsamer als seine Preußen. Da war denn bald kein Haltens mehr, und das Murren ward immer allgemeiner. Einmal vergaß sich der General Langeron gar so weit, daß er einen offenbaren Befehl Blüchers nicht respectirte. Man war nahe daran, den Marschall Ney mit 20,000 Mann zu fangen, wenn Langeron nach Blüchers Befehle schnell vorgerückt wäre, aber er erwiederte, seine Truppen brauchten Ruhe und blieb trotzig stehen. Was sollte nun da Blücher thun? Wohl mochte dem alten Degenknopf die Laus über die Leber laufen, aber er bezwang sich und dachte, du mußt die Zeit abwarten, bis du dich bei den Russen in Respekt setzen kannst, dann wird das Pariren von selber kommen. Je strenger er aufgetreten wäre, um so toller wäre die Erbitterung geworden, und wer hätte es büßen müssen, als unser armes Preußen? So that er, als ob ihn Langeron falsch verstanden hätte, und rückte es ihm weiter nicht auf. Er war mit sich einig geworden, wie er seine Russen nehmen wollte. Er ließ sie, so viel als möglich, ihren Gang gehen, und muthete seinen

Preußen überall das Schwerste zu. Sie mußten überall vorn sein, dabei aber überließ er willig den Russen alles äußere Ansehen. Seine preußischen Generale waren mit diesem Verfahren vollkommen einverstanden. Sie sahen ein, daß ohne Einigkeit das Heer nichts ausrichten konnte. So kam durch Blüchers weise Mäßigung doch ein nothdürftiges Einvernehmen in Gang.

Am 21. August merkte Blücher plötzlich, daß etwas Wichtiges bei den Franzosen vorgegangen sein mußte. Sie brachen mit Macht wieder aus Löwenberg vor, und auf der fernen Landstraße sah man den Staub nachrückender Heermassen. Bald erfuhr er durch Kundschafter, daß Napoleon selbst im Lager angekommen sei. Der schlaue Luchs hatte bei sich speculirt: „Die Oestreicher habens von jeher nicht so eilig gehabt; es wird wohl auch diesmal so bald nicht werden, bis sie von Böhmen bis Dresden heraus sind. Der alte Blücher aber ist ein Brausekopf, der geht ins Zeug hinein und nimmt eine Schlacht an, wenn man sie ihm bietet." So war er nun schnell mit einem großen Theile seines Heeres von Dresden aufgebrochen, wollte Blüchern im Umsehen aufs Haupt schlagen, und dann im Hui wieder nach Dresden zurück sein. Aber Blücher dachte an seine Instruktion und darum nicht im Entferntesten daran, bei Napoleons Uebermacht sein Heer in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen. So befahl er den Rückzug. Klügeres konnte er auch gar nicht thun, denn je weiter er Napoleon von Dresden weglockte, um so freiere Hand hatte die böhmische Armee in Sachsen. Aber weil er den Feind fortwährend beobachten sollte, so wollte ers mit dem Rückmarsche nicht so gar eilig gethan haben. Langeron hingegen wollte weiter rückwärts, und als Blücher nicht nachgab, zog er mit seinen Truppen doch ab. Dadurch setzte er Blüchern der großen Gefahr aus, auf der Flanke umgangen zu werden. Blücher machte den Fehler schnell wieder gut, indem er sechs preußische Bataillone auf Langerons Posten schickte, dann aber sandte er diesem den gemessenen Befehl, er solle auf der Stelle wieder umkehren. Murrend gehorchte der Russe. Unterdessen waren aber die Franzosen so weit vorgedrungen, daß auch Blücher einen weitern Rückzug nunmehr für nothwendig hielt. Nun sollten die Russen denselben Weg, den sie eben wieder her hatten machen müssen, nochmals zurückmarschiren. Darüber ward Langeron wüthend.

Sogar York war wild über das ewige Hin- und Herziehen, bei dem seine Truppen in den Vorpostengefechten und durch Strapazen am meisten gelitten hatten, und machte Blüchern die bittersten Vorwürfe. Der alte Held blieb fest. Das aber sah er immer mehr ein: er mußte eine entscheidende That thun, damit er sich in den nöthigen Respekt setzte. Und die Gelegenheit kam, noch ehe ers dachte.

Napoleon hatte nämlich inzwischen Boten auf Boten erhalten, daß unsere Hauptarmee aus Böhmen herausgebrochen sei und auf Dresden zuziehe. Rasch hatte er einen großen Theil seiner mitgebrachten Truppen nach dieser Stadt zurückbeordert, und er selbst verließ am 23. August sein schlesisches Heer, welches er, noch 70,000 Mann stark, unter das Kommando des Marschalls Makdonald stellte. Bald hatte Blücher Wind von Napoleons Entfernung, und suchte nun getrosten Muthes eine Schlacht. Aber auch Makdonald, der das Blüchersche Heer im vollen Rückzuge begriffen meinte, wollte das Eisen schmieden, weils warm war. Nun ereignete sich ein merkwürdiger Zufall. Blücher meinte, die Franzosen dächten nicht ans Angreifen, und die Franzosen dachten, Blüchern fiels nicht ein. Am 26. August machte sich Blücher auf, und wollte die Franzosen schlagen, und an dem nämlichen Tage machten sich die Franzosen auf, um Blüchern den Garaus zu machen. Jenseits der Katzbach trafen sich die beiden Heere. Als Blücher die Kunde von dem Anrücken der Franzosen erhielt, verhielt er sich vorerst ganz still, und ließ die Feinde ruhig über die Katzbach. „Nun habe ich genug Franzosen herüber!“ rief er endlich. „Nun Kinder, frisch vorwärts!“ Und mit lautem Hurrah antworteten ihm die muthigen Haufen.

Doch ich will Euch erst das Schlachtfeld ein bischen beschreiben. Denkt Euch, lang hinter der Fronte der Franzosen fließt die Katzbach, welche sie eben überschritten haben. Gerade auf sie los, quer durch Blüchers Heer und quer durch das Heer der Franzosen läuft die wüthende Neiße, trennt also beide Heere in zwei Hälften, und fällt dann hinter der französischen Fronte in die Katzbach. Ihren Namen führt die wüthende Neiße, weil sie ein äußerst wildes Gebirgswasser ist. Auf ihrem rechten Ufer stand Blücher mit seinen sämmtlichen Preußen und den Russen, unter General Sacken; auf dem linken General Langeron mit dem russi-

schen Hauptkorps. Während des ganzen Schlachttages goß der Regen in Strömen herab, und die wüthende Neiße machte bald ihrem Namen Ehre, so schwollen ihre Fluthen. Aber auch alle kleinen Gebirgsbäche wuchsen zu wilden Strömen an. Die lehmigen Wege wurden bodenlos. Zuerst tönte von der linken Seite der Neiße Kanonendonner zu Blücher herüber, und er erfuhr, daß Langeron angegriffen sei. Der russische General, in der Meinung, Blücher würde die Schlacht nicht annehmen, ließ einstweilen schon sein schweres Geschütz nach Jauer zurückgehen. Als er aber merkte, daß es Ernst wurde, hielten seine Russen tapfer Stand, und Blücher schickte drei preußische Bataillone nach Schlaupe, in welchem Dorfe eine Brücke über die Neiße führt, damit diese dem Feinde drüben in die Flanke fallen sollten. Bald aber hatte Blücher auch auf seiner Seite alle Hände voll zu thun. In hellen Haufen zogen die Franzosen aus der Thalschlucht der Neiße herauf.

Zwischen beiden Heeren lag eine wichtige Anhöhe, der Taubenberg, die das ganze Schlachtfeld beherrschte. Auf diese hätten die Franzosen für ihr Leben gern ihre Kanonen postirt. Aber wie der Wind kam ihnen General Sacken zuvor, und donnerte mit einer zwölfpfündigen Batterie von oben herunter. Blücher erkannte sogleich die Wichtigkeit dieses Punktes, und sandte noch drei preußische Batterien zu Hülfe, und als der Feind immer mehr Kanonen dagegen aufstellte, zog Sacken seine ganze Artillerie ins Gefecht, und zuletzt donnerten 90 Kanonen von oben herab. Da mußten die Franzosen wohl Respekt kriegen. Als die Preußen sahen, wie trefflich die Kanonen aufräumten, gingen sie im fröhlichsten Schlachtenmuthe mit den Bajonetten vor. Die brave Landwehr hatte wegen der großen Eile der Ausrüstung nur schlecht montirt werden können. Das Tuch zu den Röcken war nicht gekrumpen und bei dem häufigen Regenwetter arg eingelaufen; die Schuhe waren schlecht und zerrissen; Viele ließen sie im Schlamme stecken und mußten barfuß weiter, aber das hinderte sie Alles nichts. Die Flinten waren naß geworden und wollten nicht losgehen, desto besser traf das Bajonett seinen Mann, und wenn das noch nicht zog, so wurde die Flinte verkehrt genommen und mit dem Kolben drauf geschlagen. „Hör, Vater Blücher, heute geht's gut!“ jauchzte die Landwehr ihrem

Feldherrn beim Vorüberziehen zu. „Vorwärts Kinder, vorwärts!“ antwortete der, setzte sich im Sattel fest, zog seinen Säbel, und nun gings an der Spitze seiner Husaren und Uhlanen mit lautem Hurrah auf die gegenüberstehende feindliche Kavallerie, indeß die Landwehr unter der Infanterie aufräumte. Na, wo Blücher selbst voranritt, da könnt Ihr Euch denken, daß die Husaren nicht schlecht hinterdrein waren. Die feindlichen Reiter wurden geworfen, und eben hatten sie sich wieder nothdürftig gesammelt, da brach auch Sackens Reiterei wie ein Sturm auf sie los. Bald war kein Haltens mehr, und in voller Verwirrung und Auflösung rannte Alles in wilder Flucht davon. Aber wohin? Vor ihnen sausten die Husarensäbel und hinter ihnen brausten die wilden Fluthen der Katzbach und der wüthenden Neiße, die bei dem immer fortströmenden Regen so hoch geschwollen waren, daß sie alle Brücken und Stege mit fortgerissen hatten. Die Nacht brach herein. Tausende von Flüchtlingen kamen in den brausenden Fluthen um. Drüben bei Langeron wars unterdessen anfangs nicht so gut gegangen. Der russische General vermißte bitter seine zurückgeschickten Kanonen. Schon war er fast zum Weichen gebracht, da kam zur rechten Zeit von drüben Hülfe, und noch am späten Abend mußten auch hier die Franzosen über die Katzbach zurück, oder hinein und elendiglich ersaufen, wies nun eben kam.

An diesem Tage konnte man gar noch nicht übersehen, wie viel eigentlich gewonnen und welche entscheidende Schlacht geschlagen war. Die ganzen folgenden Tage regnete es immer fort, und die vielen, die ganze Gegend durchschneidenden Wasser schwollen immer höher. Zwischen diesen Wassern gabs nun ein förmliches Treibjagen, so die rechte Kosackenlust. Eine Menge Versprengter wurden noch eingefangen. General Langeron, der sich wohl ärgerte, daß es bei ihm am Schlachttage nicht so recht geflutscht hatte, sollte noch eine besondere Revange bekommen. Der französische General Puthod war am Schlachttage kommandirt worden, Langerons Flanke zu umgehen, und ihm in den Rücken zu fallen. Er hatte einen so weiten Umweg gemacht, daß er gar nicht mehr zur Schlacht gekommen war. Nun war er von den Franzosen abgeschnitten, und suchte wieder auf einem Umwege durchzuwischen. Aber bei Plagwitz am Boberflusse packte ihn Langeron, und da er sich nicht ergeben wollte, wurde

er im Sturme geschlagen. Was nicht niedergemacht wurde, oder im Bober ertrank, wurde gefangen. Der General selber, 100 Offiziere, 4000 Gemeine, 16 Kanonen und alle Wagen fielen in Langerons Hände. Am 31. August ging das ganze schlesische Heer über den Bober und nun ließ sich erst der Gewinn des 26. August und der sämmtlichen unzähligen, kleinen Gefechte der folgenden Tage, die zusammen die Schlacht an der Katzbach heißen, übersehen. Das ganze Heer erstaunte, als es erfuhr, es habe 105 Kanonen, 250 Pulverwagen, 2 Adler, 18,000 Gefangene und darunter 3 Generale, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen erbeutet. Unser eigener Verlust betrug dabei nur 1000 Mann. Die Zahl der erschlagenen und ertrunkenen Franzosen ließ sich nicht genau bestimmen, doch hat der feindliche Verlust zum Wenigsten 30,000 Mann betragen. Das war doch ein herrlicher Sieg! Da ließ Blücher am 1. September zu Löwenberg einen feierlichen Dankgottesdienst halten, Viktoria schießen und „Herr Gott dich loben wir" singen. Auch eine Proklamation erließ er an seine Armee, in der hieß es zum Schluß: „Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe wir den Sieg errangen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm danken. Dann aber frisch wieder auf den Feind los." Was aber der größte Gewinn bei dieser herrlichen Schlacht war: alle Mißstimmung hatte ein Ende, das ganze Heer war wie umgewandelt. Russen und Preußen waren nun rechte Waffenbrüder geworden, und Alle waren von herzlicher Liebe zu Vater Blücher durchdrungen. Auch die Generale gaben alle Eifersucht auf. Es war Ein Geist, der das ganze Heer beseelte, und so bliebs nun auch im ganzen Feldzuge. Der König aber wußte seinen tapfern Feldherrn hoch zu ehren. Auf dem Schlachtfelde der Katzbach liegt die Probstei Wahlstadt, und Blücher wurde später zum ewigen Andenken an diesen glorreichen Tag zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Damit mags für heute genug sein. Wir wollen Blüchern und seine Armee bei Löwenberg stehen lassen, und uns das nächste Mal nach der großen böhmischen Hauptarmee umsehen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Niederlage bei Dresden und der Sieg bei Kulm.

Hiob 5, 17 und 18. „Weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht; denn er verletzet, und verbindet; er zerschmeißet, und seine Hand heilet.“

Hinter der Eger, bei Budin in Böhmen, standen 230,000 Mann Oestreicher, Russen und Preußen, und die drei verbündeten Monarchen befanden sich selbst bei dieser ihrer großen Hauptarmee. Der Oberbefehl über dieselbe war dem Fürsten Karl von Schwarzenberg übertragen worden. Also, wie schon erwähnt, kein russischer Feldherr führte einen Oberbefehl, trotzdem Rußland eine so starke Streitmacht ins Feld gestellt hatte, und so viele tapfere Generale zählte. Das ist gewiß ein schöner Zug vom Kaiser Alexander, daß er so willig zurücktrat. Aber bei der Nordarmee wollte man dem Kronprinzen von Schweden den Vorrang lassen, bei der Schlesischen bestand Kaiser Alexander selbst darauf, daß nun auch einmal ein preußischer General das Kommando führe, und hier bei der Hauptarmee, nun, da waren erstlich die Oestreicher der Hauptbestandtheil, und zweitens meinte man auch keinen bessern Feldherrn finden zu können, als den Fürsten von Schwarzenberg. Auch der östreichische Staatskanzler, Fürst Metternich, hatte Alles aufgeboten, um die Wahl auf diesen zu lenken. Es ist in unserer Zeit so viel auf den Metternich gescholten worden, und man sagt, daß er allein an allem Unglücke Deutschlands schuld wäre, und sie haben den greisen Diplomaten noch in seinem hohen Alter zum Lande hinausgejagt. Ich weiß nicht, was an dem Gerede wahr sein mag, denn ich verstehe von den diplomatischen Federfuchsereien zu wenig — das aber weiß ich, von Anno 12 und 13 her hat der Metternich das nicht um Deutschland verdient, und selber wenns wahr ist, daß der alte Mann zuletzt so gewissermaßen der Hemmschuh an Deutschlands Wagen geworden war (ich meine aber, ein guter Hemmschuh ist auch was werth, und mancher Fuhrmann hat den Hals gebrochen, der ohne Hemmschuh ausgefahren ist), so hätte das Volk um jener großen Zeit willen, doch seine weißen Haare in Ehren halten sollen. Aber unser Volk hat jene große Zeit vergessen, das ist eben der Jammer. Wenn in dem Metternich nicht ein deutsches Herz geschlagen hätte, so wäre

Oestreich sicherlich nicht unserem Bunde beigetreten, und was dann aus unserem armen Vaterlande geworden wäre, das mag ich gar nicht ausdenken. Alles, was der Metternich nun seit langen Jahren in seinem klugen Kopfe umhergetragen, und in langen und kurzen Noten aufs Papier gesetzt hatte, alle seine wohldurchdachten Pläne, legte er nun in Schwarzenbergs Hände nieder; der sollte sie mit dem Schwerte ausfechten.

Und wahrhaftig, es war eine hohe Stellung mit einer furchtbaren Verantwortlichkeit, die der Schwarzenberg übernommen hatte. Es gehörte schon großer Muth dazu, sich solcher Stellung gewachsen zu fühlen, denn da die böhmische Armee die Hauptarmee, und in allen Stücken der Tonangeber sein sollte, so folgte daraus von selbst, daß ihr Anführer zugleich der Oberfeldherr der gesammten Streitmacht war. Er hatte also über 800,000 Mann zu kommandiren, über eine Armee, wie sie die Welt wohl so leicht nicht wieder sehen wird. Das Wohl und Wehe unseres ganzen Vaterlandes war in seine Hände gelegt, wahrhaftig, eine schwere Verantwortung! Der Fürst Schwarzenberg stand erst in seinem 43. Lebensjahre, war also bedeutend jünger, als die meisten großen Generale, welche unter ihm befehligten. Daß er Tapferkeit, Ruhe und Besonnenheit, kurz, die rechte Feldherrneinsicht besaß, hatte er in mancher Schlacht schon bewiesen, das konnte ihm sein Feind nicht streitig machen. Aber er besaß noch mehr. Als Gesandter war er längere Zeit in Rußland und Frankreich gewesen; er kannte den gewaltigen Schlachtenfürsten, gegen den der Riesenkampf gekämpft werden sollte, näher und besser, als irgend ein Anderer ihn kennen konnte. Napoleon selbst hatte ihn mit besonderer Auszeichnung behandelt, auf Fahrten und Jagden hatte er ihn von Paris aus begleiten müssen, über Krieg und Politik und über seine Pläne für die Zukunft hatte Napoleon oft und lange mit ihm gesprochen — Schwarzenberg wußte vollkommen, welchem ausgezeichneten Manne er jetzt auf Tod und Leben gegenüberstand, und daß er dieß wußte, und den Oberbefehl doch annahm, zeigte, daß er den rechten Muth besaß, seine schwere Rolle durchzuführen. Und schwierig war die Aufgabe gewiß, die Heermassen dreier verschiedener Völker zu befehligen, und noch dazu drei Monarchen selbst im Lager zu haben, von denen doch auch Jeder seine besonderen Pläne hatte, und

denen er darum die Nothwendigkeit jeder einzelnen Maßregel auseinandersetzen mußte, und zwar nicht, wie sie Einer einem Andern seines Gleichen auseinandersetzt, sondern wie ein Unterthan seinem Monarchen, hier gar nicht bloß Einem, sondern Dreien zugleich. Das war gewiß keine leichte Sache! Er mußte Hofmann und General, Diplomat und Feldherr zugleich sein. Keiner hat wohl die ganze Schwierigkeit dieser Lage besser gefühlt, als der alte Blücher, der bei seinem eigenen Heere so einen kleinen Vorschmack von dergleichen Dingen gekostet hatte. Zu Karlsbad hat Blücher nach ausgemachtem Streite einmal einen Trinkspruch auf Schwarzenberg ausgebracht, da hat ers drin ausgesprochen, wie ers meinte: „Unserem gemeinsamen Führer," sagte er, „dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, der trotz der Anwesenheit dreier Monarchen, doch gewußt hat, die Sache zum guten Ende zu bringen." Viele machen Schwarzenberg den Vorwurf, er sei eine zu zaudernde, allzuvorsichtige Natur gewesen, und habe dadurch oft die richtige Zeit versäumt, und es ist wahr, wir selbst werden beim spätern Verlauf unserer Geschichte oft meinen, daß solches Urtheil gerecht sei. Der alte Blücher mit seinem Feuergeiste, seinem „Immer Vorwärts durch!" wird uns viel mehr gefallen, wie er auch viel mehr der Liebling und die Hoffnung seiner Truppen war. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß wir auch dafür Gott zu danken haben, daß gerade eine solche, bei aller Tapferkeit doch vorsichtige Natur an der Spitze der Armee stand, denn wir müssen bedenken, daß diese Armee eine unersetzliche, das letzte Aufgebot unserer gesammten Volkskraft war, und daß wir sie, eben weil sie nicht wieder zu ersetzen war, nicht auf Einen Wurf dran wagen durften. Strebte schon der glühende Franzosenhaß in jedem einzelnen Streiter immer rastlos vorwärts zum Wagniß auf Tod und Leben, und waren darum die kühnsten und verwegensten Führer auch die Lieblinge des Heeres, wie leicht hätte sich da, wenn solch ein wildbrausender Feuergeist an der Spitze des ganzen Heeres sich befunden hätte, derselbe zu raschen und unüberlegten Schritten verleiten lassen können, und wie schwer würden sich dieselben gerächt haben, da Napoleon jede Schwachheit des Feindes so meisterlich auszunutzen verstand. So hatte Schwarzenberg z. B. den Grundsatz, die Franzosen nicht anzugreifen, bis er ihnen doppelt so viele

Streitkräfte entgegensetzen könnte. Das mag Mancher allzu vorsichtig finden, aber Schwarzenberg wußte, daß Napoleons Genie allein eine halbe Armee war, und daß das französische Heer fortwährend in dem großen Vortheile stand, daß es nur von Einem Willen, der Alles beherrschte, geleitet wurde, während bei den Verbündeten die verschiedenen Völker, und die Eifersucht unter den verschiedenen Generalen eine solche Einmüthigkeit, ein solches Ineinandergreifen und Handeln wie aus Einem Gusse nimmermehr voraussetzen ließ. Doch wir halten uns zu lange bei dem Feldherrn auf; es wird Zeit, daß wir uns nach seinem Heere umsehen.

Die böhmische Armee bewegte sich, so schnell sich dies bei einer so großen Menschenmasse thun ließ, vom 20. August an vorwärts, und stieg allmählig aus den Engpässen des Erzgebirges ins Sachsenland hernieder. Anfänglich hatte der Zug nach Leipzig gehen sollen, als Schwarzenberg aber vernahm, daß Napoleon zu der schlesischen Armee geeilt wäre, richtete er seinen Marsch direkt auf Dresden, um diese Stadt zu nehmen. Mit dieser Veränderung des Planes war einiger Zeitverlust verbunden, und erst am 25. August kam die Armee vor Dresden an, und zwar in sehr erschöpftem Zustande. Der Regen hatte die Gebirgswege verdorben, so daß zwanzig und mehr Pferde kaum eine Kanone schleppen konnten. Die Zufuhr war dadurch ins Stocken gerathen, und das Heer litt an allem Nöthigen den bittersten Mangel. Freilich, hätte Schwarzenberg gewußt, daß Napoleon nur 20,000 Mann Besatzung in Dresden gelassen habe, so hätte er noch desselben Tages Dresden angegriffen, und vermuthlich auch in Besitz genommen. Er glaubte aber eine weit stärkere Macht sich gegenüber zu haben, und beschloß, um den Truppen Ruhe zu gönnen und die ganze Armee erst heranzuziehen, den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben. Inzwischen war Napoleon von der Gefahr unterrichtet worden, die Dresden drohete, und eilte, wie wir wissen, mit einem großen Theile seiner Armee aus Schlesien herbei. Er wollte eigentlich gar nicht nach Dresden, sondern oberhalb dieser Stadt bei Pirna über die Elbe gehen, und den Verbündeten in den Rücken fallen. Da er aber Nachricht bekam, daß sich Dresden nicht 24 Stunden würde halten können, änderte er diesen Plan, schickte den General Vandamme mit 45,000 Mann über Pirna

den Verbündeten in den Rücken, und eilte selbst nach der bedrohten Stadt. Am folgenden Tage, den 26. August, sahen die Verbündeten jenseits der Elbe in großen Massen die Franzosen heran und nach Dresden hereinziehen, und erfuhren bald, daß Napoleon selbst mit in der Stadt sei.

Erst Nachmittag um 3 Uhr begann der Angriff. Es kamen etwa 50,000 Mann unserer Truppen ins Gefecht. Schon hatte der Kampf etliche Stunden gedauert, und unsere Truppen harrten sehnsüchtig auf weitere Unterstützung, da beschloß Napoleon Abends um 6 Uhr einen heftigen Ausfall, um die Verbündeten zurückzuwerfen. Der Angriff gelang, und die Unsern mußten sich auf den meisten Punkten zurückziehen. Auch hier, wie an der Katzbach, fiel der Regen in Strömen, und in der Nacht beschlossen die Verbündeten, den Angriff auf die Stadt am folgenden Tage nicht fortzusetzen, sondern sich auf den nächstliegenden Höhen vertheidigend zu verhalten. Napoleon ließ denn auch am 27. nicht auf sich warten. Sein Plan war, die beiden Flügel der Verbündeten anzugreifen, und sobald das Centrum derselben, um die Flügel zu decken, durch Absendung von Truppen geschwächt war, es mit aller Macht zu durchbrechen. Es gelang ihm auch unsern linken Flügel, der nicht eng genug mit dem Centrum verbunden war, zurückzudrängen; auf dem rechten Flügel hielten aber die Russen und Preußen noch tapfer Stand. Da kam die Nachricht, daß Vandamme den Rücken bedrohe, und Nachmittags 5 Uhr entschloß sich Schwarzenberg die Schlacht abzubrechen, um einen Rückzug in Ordnung ausführen zu können. Die Schlacht bei Dresden war also für uns verloren, und zwar mit schweren Verlusten. Wir zählten 12,000 Todte und Verwundete. 10,000 Oestreicher unter General Mezko waren auf dem linken Flügel abgeschnitten worden, und hatten das Gewehr strecken müssen. Unter denen, die bei Dresden ihren Tod fanden, war auch der französische General Moreau, Napoleons früherer Waffengefährte, von diesem aber später nach Amerika verwiesen. Er war aus diesem Lande zurückgekehrt und befand sich im Gefolge des Kaiser Alexander, um mit seiner Kriegserfahrung zur Befreiung Europas und seines Vaterlandes mitzuhelfen, denn er verfluchte den Ehrgeiz, welcher Napoleon athemlos aus einem Kriege in den andern trieb. Eine der ersten französischen Kanonenkugeln riß am 27. dem wackern Manne beide Schenkel

weg. Ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, ließ er sich beide Beine vollends abnehmen, starb aber wenige Tage darauf an den Folgen der Amputation. Das war auch ein Finger Gottes, den er aus den Wolken über unser Vaterland ausreckte. Nicht durch eines Fremden, wenn auch noch so treffliche Kriegskunst sollte der Kampf entschieden werden, sondern durch die treue, kühne und auf Gott vertrauende deutsche Volkskraft. Napoleon aber verfehlte nicht den Tod des General Moreau als eine Strafe des Himmels für seinen Abfall von ihm hinzustellen. „Bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt," sagt die Schrift.

Diese verlorne Schlacht bei Dresden ist nun freilich einem rechten Patrioten ein wahrer Stich durchs Herz, aber der im Himmel hatte seine weisen Absichten dabei, daß gerade diese erste Schlacht des Hauptheeres verloren gehen mußte. Er that wieder einmal nach seiner wunderlichen Weise; wollte Napoleon stürzen und uns erhöhen, darum ließ er's also geschehen. Für Napoleon war sein Sieg ein Nagel zum Sarge, denn er bestärkte ihn in seinem Hochmuthe. Uns brachte die verlorene Schlacht den großen Vortheil, daß sie uns demüthiger und vorsichtiger machte, denn Ihr könnt Euch denken, daß bei unserer gewaltigen Streitermacht schon manches Herz anfing, sich auf Roß und Wagen zu verlassen. Und gleich als hätte uns der liebe Gott bei Dresden nur eine recht nachdrückliche Lehre geben, hernach aber desto freundlicher seine Gnadensonne scheinen lassen wollen, so kam es auf diesem Rückzuge, trotzdem es den Anschein zum geraden Gegentheile hatte, noch für uns zu einer Hauptaktion. Der Regen goß in den folgenden Tagen noch immer fort. Alle Wege wurden vollends grundlos, so daß Gepäck und Geschütz nur schwer fortgeschafft werden konnten. Hunger und Näße machten unsere Truppen ganz matt, und doch mußten sie vielfach gegen die nachsetzenden Franzosen fechten. Glücklicherweise betrieb Napoleon die Verfolgung nicht so stürmisch, wie es sonst seine Art war. Er hatte sich in dem Regenwetter eine Erkältung geholt, und war krank nach Dresden zurückgegangen. Wo aber Napoleon nicht selbst dabei war, war's, wie wenn die Feder in der Uhr fehlte. Auch mochten wohl seine Truppen so matt, als die unsern sein; doch hatten sie wenigstens keinen Mangel an Lebensmitteln, und brauchten nicht zu hungern. Hätte er uns aber mit Nachdruck

verfolgt, und wäre so seinem General Vandamme, der uns bereits seitwärts im Rücken stand, zu Hülfe gekommen, so wärs gewiß für die Unseren ganz schlecht abgelaufen. Vom General Vandamme will ich nun eben erzählen.

Als Schwarzenberg merkte, was Napoleon im Schilde führte, hatte er dem Vandamme ein russisches Korps unter den Generalen Ostermann und Herzog von Würtemberg entgegengestellt, das aber zu schwach war, um wirklichen Widerstand leisten zu können, sondern nur immer auf alle Weise die feindlichen Truppen aufzuhalten suchte. So hatte es den Franzosen den Elbübergang bei Pirna streitig gemacht, und als es doch weichen mußte, wich es nur immer Schritt vor Schritt zurück. Nun wißt Ihr, daß zwischen Sachsen und Böhmen das hohe Erzgebirge hinläuft. Ueber dies Gebirge führen nur etliche Hauptstraßen, die für ein Heer zu passiren sind. Fürst Schwarzenberg hatte Ordre gegeben, daß die Russen auf der Straße über Dohna und Peterswalde nach Töplitz, welches schon im Böhmerlande liegt, zurückgehen sollten. Ihr Befehlshaber, General Barklay, besorgte aber, daß er gerade auf dieser Straße am meisten von den nachdringenden Franzosen und von Vandammes Truppen, die ihr zunächst standen, auszustehn haben würde, änderte eigenmächtig seine Instruktion, und zog mit seinem Heere ohne Weiteres weiter rechts über Dippoldiswalde dem Böhmerlande zu. Das war aber ein großer Fehler von ihm, denn nicht allein daß diese Straße schon den Oestreichern angewiesen war, und er nun mit seinen Truppen und Gepäck die heilloseste Verwirrung anrichtete, sondern es hätte noch bei weitem schlimmere Folgen haben können. Er hatte nämlich die ihm angewiesene Straße nach Töplitz dem Feinde nunmehr völlig preisgegeben, und Vandamme konnte mit seinem Heere schnell über das Gebirge weg nach Töplitz ziehen, und unsere Truppen, wie sie einzeln aus den Gebirgspässen herabstiegen, völlig aufreiben. Noch obenein hatte Barklay dem General Ostermann den Befehl zugeschickt, er möge, wenn die Töplitzer Straße bereits vom Feinde besetzt sei, sich über Maren gleichfalls der Hauptarmee anschließen. Dadurch hätte nun General Ostermann den Franzosen geradezu die Thür zum Böhmerland aufgethan. Er erkannte indeß die Gefahr, in welcher das ganze verbündete Kriegsheer schwebte, und hatte

den Muth, wider diesen ausdrücklichen Befehl seines Vorgesetzten, nach seiner höhern Pflicht zu handeln. Er wußte, daß sein Leben und seine Ehre dem russischen Kriegsgerichte verfallen war, wenns fehlschlug, aber er wagte es doch. Er beschloß sich dem Feinde mit seinem schwachen Korps allein entgegenzustellen, und ihm das Töplitzer Thal streitig zu machen, es koste, was es wolle. Die Franzosen waren indeß in seinem Rücken bereits vorgedrungen, aber Ostermann und sein tapferer Kriegsgenosse, der Herzog von Würtemberg, schlugen sich mit ihren Truppen heldenmüthig durch, und machten nun dem Feinde buchstäblich jeden Fuß breit Landes streitig. Drei volle Tage hatten die braven Russen bereits mit einem Muthe, einer Standhaftigkeit und Ausdauer gestritten, die ihres Gleichen sucht, hatten so das Vordringen des wilden, durch seinen Kaiser, der ihm den Marschallsstab für den glücklichen Erfolg seines Unternehmens versprochen hatte, noch mehr aufgestachelten Vandamme aufgehalten, und hatten damit dem verbündeten Heere eine unschätzbare Zeit zum ungestörten Rückzuge gewonnen. Aber noch immer war bei den grundlosen Wegen unsere Armee nicht aus dem Gebirge herab.

Da stand nun am 29. August das Heldenhäuflein auf den Ebenen bei Kulm, schon jenseits des Gebirges auf Böhmer Grund und Boden, ihre Zahl fast bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, nicht viel über 8000 Mann mehr betragend, und der Feind stürmte mit seiner Uebermacht immer wilder auf sie ein. Die Ebene bei Kulm war aber außerordentlich wichtig, weil viele Gebirgsstraßen hier mündeten. Alle noch in den Schluchten des Erzgebirges marschirenden Heerestheile wären rettungslos verloren gewesen, wenn Vandamme im Besitz dieser Ebene war. Deshalb war Ostermann entschlossen, dem Feinde hier bei Kulm bis auf den letzten Mann und die letzte Kanone Widerstand zu leisten. An den Kaiser von Oestreich, der nebst unsrem Könige schon in Töplitz war, sandte er Botschaft: „Er stünde hier bei Kulm und wollte diese wichtige Stellung bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen; er habe aber wenig Hoffnung, auf die Dauer des Feindes Uebermacht aufhalten zu können, darum wären die Majestäten in dem nahen Töplitz nicht mehr sicher.“ In diesem gefährlichen Augenblicke zeigte unser König die größte Einsicht und Seelenstärke. Auf alle Wege sandte er seine Adjutanten aus, um den heranziehenden preußi-

schen Truppen zu befehlen, schleunigst zu Hülfe zu eilen. Desgleichen schickte er Eilboten an den Kaiser von Rußland und an Schwarzenberg, damit sie ihrerseits die nöthigen Befehle treffen möchten. Er hielt eben auf der Höhe von Töplitz, als er in der Ferne ein russisches Regiment heranziehen sah. Sogleich berief er den Obersten desselben zu sich, und beschwor ihn seinen bedrängten Waffenbrüdern zu Hülfe zu eilen. Er kam den ganzen Tag nicht vom Pferde, um alle ihm irgend möglichen Anordnungen zu treffen.

Inzwischen tobte der Kampf bei Kulm in voller Wuth. Mit großer Umsicht und mit Benutzung aller Vortheile der Gegend hatte Graf Ostermann seine Truppen aufgestellt, und diese kämpften wie die Löwen. Dennoch fing gegen Mittag ihre Schlachtlinie bereits an zu wanken, da kam zur rechten Zeit Verstärkung, die der König von Preußen herübergesandt hatte, einige Regimenter russischer und östreichischer Kavallerie. Diese stellten das Treffen wieder her, ja brachten die Franzosen zum Weichen. Gegen Abend rückten starke Züge russischer Infanterie auf das Schlachtfeld, so daß die Franzosen nicht wieder in Vortheil kommen konnten. Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende, welcher an 6000 Russen den Tod oder schwere Blessuren gebracht hatte. Dem tapfern Ostermann hatte eine Kanonenkugel den linken Arm weggerissen. Das war der Heldenkampf bei Kulm am 29. August.

Am Abende trafen Fürst Schwarzenberg und General Barklay auf dem Schlachtfelde ein. Schwarzenberg beschloß für den folgenden Tag Fortsetzung des Kampfes. Zwei östreichische Divisionen mußten während der Nacht nach dem Schlachtfelde marschiren. Der preußische General von Kleist stand noch bei Fürstenwalde oben im Gebirge, und erhielt gleichfalls Befehl, über den Geiersberg herunter zu Hülfe zu ziehen. Das war aber ein schlechter und total ausgefahrener Weg, und Kleist faßte den kühnen Entschluß, gerade auf der entgegengesetzten Seite auf Nebenwegen nach Nollendorf zu marschiren, von wo die Franzosen hergekommen waren, und ihnen so in den Rücken zu fallen. Er zeigte diesen Entschluß noch in der Nacht dem Oberfeldherrn an. Schwarzenberg aber übergab für den folgenden Tag die Leitung der Schlacht dem General Barklay. Seht, das war ein edler Zug von Schwarzenberg! Der Sieg war mit aller Wahrschein-

lichkeit vorauszusehen, und er hätte sich hier Lorbeeren pflücken können, wenn's ihm um eitle Ehre zu thun gewesen wäre. Aber hatten die braven Russen unter Ostermann so heldenmüthig gestritten, so war es gerecht, daß nun auch ein russischer General das ausführen sollte, was sie am Tage vorher so rühmlich begonnen, und gerade den General Barklay wählte Schwarzenberg, der durch seinen Fehler Veranlassung gegeben hatte, daß die Hauptarmee in solche Gefahr gerathen war. Da konnte er nun seine Scharte auswetzen, und den alten Ruhm neuerdings bewähren. Seht, so wußte Schwarzenberg seine Leute zu nehmen, und ich wette, daß der General Barklay ihm von nun an noch einmal so treu ergeben war.

Die Schlacht am folgenden Tage wurde zu einem förmlichen Kesseltreiben. Bis gegen 11 Uhr Mittags waren die Franzosen in immer engerem Raume gegen das Gebirge gedrängt worden; doch hielt sich Vandamme noch immer tapfer. Da erschien plötzlich in seinem Rücken, von woher er so sehnlich Hülfe erwartete, Kleist mit seinen Preußen. Dieser Anblick wirkte wie ein Donnerschlag auf die Franzosen. Bald waren sie trotz der hartnäckigsten Gegenwehr gänzlich eingeschlossen. Vandamme versuchte mit dem Muthe der Verzweiflung durchzubrechen, und da es geschah, ehe noch die Preußen sich recht hatten in Schlachtordnung stellen können, gelang es anfangs auch einem Theile der französischen Reiter sich durchzuhauen; bald aber stand der Masse eine geschlossene preußische Mauer entgegen. Schon am frühen Nachmittage war der vollständigste Sieg entschieden. 81 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Adler, über 200 Pulverwagen und das ganze Gepäck fielen in unsere Hände. Ueber 5000 Franzosenleichen lagen auf dem Schlachtfelde, unter ihnen 2 Generale. 10,000 wurden gefangen, unter ihnen der Vandamme selber und noch 3 Generale. Das ganze Korps war in Auflösung gerathen, und nur zerstreute Haufen kamen nach Sachsen zurück. Aber auch unserseits war der Sieg theuer erkauft. Wir verloren an beiden Schlachttagen 9500 Todte und Verwundete, und unter ihnen drei Generale. Der tapfere General Kleist aber, ohne dessen kühnen Zug nach Nollendorf der Sieg niemals so glänzend hätte ausfallen können, erhielt für sich und seine Nachkommen vom Könige den ehrenden Beinamen Kleist von Nollendorf. Vandamme wurde als Gefangener

nach Rußland transportirt. Er war zwar einer der muthigsten und talentvollsten der französischen Anführer, aber ein wilder, harter und grausamer Mensch, der das Kind im Mutterleibe nicht schonte. In den Gegenden, die er als Feind heimgesucht hat, ist sein Andenken sobald nicht vergessen worden. Auf seinem Wege durch Böhmen und Schlesien wurde er als Gefangener vom Volke dafür desto mehr verhöhnt und verwünscht. Na, edler wärs wohl gewesen, das Volk hätte solche Rache bleiben lassen, aber in solcher Zeit darf man eben die Gefühle nicht auf die Goldwage legen wollen.

So war denn also der Verlust, den wir bei Dresden erlitten hatten, in Kulm wieder ins Gleiche gebracht, und auch der Geist der Armee, der durch die Niederlage bei Dresden, deren Schuld immer eine Nation der andern zuschob, und durch den traurigen Rückzug sehr heruntergekommen war, war durch die Schlacht bei Kulm wieder hergestellt. Muth, Vertrauen und Zuversicht belebten aufs Neue die Herzen. Noch am Tage der Schlacht aber, am 30. August, traf die Nachricht von Blüchers Siege an der Katzbach, und vom Siege der Nordarmee bei Großbeeren ein. Da war große Freude in unserem Lager, und am 3. September ward bei Töplitz ein großes Dankfest für den dreifachen Sieg feierlich begangen. Von der Nordarmee aber, und von dem Siege bei Großbeeren wollen wir das nächste Mal reden.

Funfzehntes Kapitel.

Die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz.

Jer. 37, 34 und 35. „Des Weges, da er gekommen ist, soll er wiederkehren, daß er in diese Stadt nicht komme. Denn ich will diese Stadt schützen, spricht der Herr.“

Unsere Nordarmee bestand aus Preußen, Russen und Schweden. Die Preußen machten aber allein die große Hälfte aus. Die Stärke der ganzen Armee belief sich, wenn man alle Mannschaft im nördlichen Deutschland zusammenrechnet, auf über 150,000 Mann. Die standen aber freilich lange nicht Alle auf Einem Punkte. Abzurechnen sind das Armeekorps des russischen Generals Wallmoden, welches nahe an 30,000 Mann stark gegen Hamburg, oder vielmehr gegen den Marschall Davoust darin aufgestellt war, ferner das Beobachtungskorps

vor Magdeburg und die Blokadekorps vor den vom Feinde besetzten preußischen Festungen Stettin und Küstrin. Etwa 90,000 Mann waren nach Ausgang des Waffenstillstandes in der Gegend von Berlin zusammengezogen, um diese Stadt zu decken. Der Oberbefehl war dem Kronprinzen von Schweden übertragen worden, und unter ihm befehligten die beiden preußischen Heerabtheilungen, die größere, der General Graf Bülow, die kleinere, General Graf Tauenzien. Napoleon aber sah die ganze Nordarmee nur so über die Achsel an. Die preußische Mannschaft, und die war doch der Hauptbestandtheil derselben, war größtentheils neugebildete Landwehr, und die hielt Napoleon für nicht viel Besseres, als Kanonenfutter. Außerdem aber dachte er, was ihren Befehlshaber, den schwedischen Kronprinzen, anbelangt, so willst du mit dem schon fertig werden, denn bei dem ist der Knüppel an den Hund gebunden. Es ist wahr, mit dem hatte die Sache auch eine eigene Bewandtniß. Ich habe Euch zu seiner Zeit erzählt, daß sich die Schweden den französischen General Bernadotte zu ihrem Kronprinzen gewählt hatten. Ursprünglich wars geschehen, weil die Schweden dadurch bei Napoleon einen Stein ins Brett zu bekommen hofften, nun hatten aber die Sachen eine andere Wendung genommen. Die französische Partei war auch in Schweden von der Pritsche gekommen, und die andere sah den Franzmann mit mißtrauischen Augen an. Ueberdies, was konnte den Schweden an der Unabhängigkeit Deutschlands viel gelegen sein! Wenn unsere gerechte Sache siegte, so war ihnen von den verbündeten Monarchen das Land Norwegen versprochen, zu dessen Eroberung meinten sie ihre Truppen hinterher besser gebrauchen zu können. Auch hatte sich Schweden derzeit von seinem Kriegsunglücke noch am Wenigsten erholt; es wäre nicht im Stande gewesen, eine zweite Armee auf die Beine zu bringen. Der Kronprinz wußte, wenn er seine 24,000 Schweden nicht wieder mitbrachte, so wars auch mit seiner Aussicht auf den schwedischen Königsthron Essig, darum behandelte er sie denn auch in dem ganzen Kriege wie rohe Eier, die man bekanntlich auf keinen Fleck bringt, wo sie einen Puff abkriegen. Sein Wahlspruch war: Immer mit Rath! Das Alles wußte Napoleon so gut als Bernadotte selber, und darauf baute er seine Hoffnungen.

Bei alledem läßt sich aber doch nicht leugnen, daß

der Kronprinz ein erfahrner Feldherr war, ja sein ganzer Kriegsplan, einem Napoleon gegenüber, war auch keineswegs so ganz zu verwerfen. Er hatte sich nämlich fest eingebildet, Napoleon würde sich in Person zuerst gegen ihn wenden. Nun dachte er: „Mag er kommen! aber niemals solls ihm gelingen, mich mit Einem Stoße über den Haufen zu werfen, wies seine Mode ist. Ich will ihn todt manöveriren; mich zurückziehen, sobald er seine Truppen zu einem Schlage sammelt, und sie einzeln aufreiben, sobald er sie wieder ausbreitet. Keine Schlacht, dachte er, sondern bloß Scharmützel. Der ist jetzt der Stärkste, der seine Truppen am Meisten schont. Napoleons Stunden sind ohnedies gezählt. Ueberall empören sich die Völker gegen ihn. Keine Schlacht also, war sein Kriegsplan, damit Napoleon keine gewinnen kann." Wie gesagt, das mochte ganz richtig spekulirt sein, aber unsere braven Preußen waren mit der Spekulation nicht zufrieden. Die wollten gerade auf den Feind los, und unsere Generale auch, und so stands denn im Hauptquartiere der Nordarmee nicht gut. Der Oberbefehlshaber wollte Allen nicht gefallen. Napoleon kam inzwischen nicht selbst. Er dachte mit dem Schwedenprinzen wird mein Marschall Oudinot schon allein fertig, und sandte denselben mit 73,000 Mann der Nordarmee entgegen. Unter ihm standen die Generale Bertrand, Reynier und der Henker von Kitzen, der Mörder der Lützow'schen schwarzen Husaren, Arrighi. Napoleon hatte einen schlauen Plan ausgeheckt. Oudinot sollte den zaudernden Kronprinzen über die Seite schieben, das preußische Landwehrgesindel, wie ers nannte, auseinanderjagen, und wie der Blitz Berlin nehmen. Marschall Davoust anderseits sollte mit 30,000 Mann aus Hamburg vorbrechen, sich mit Oudinot vereinigen, die starken Besatzungen von Stettin und Küstrin an sich ziehen, in weiterm Marsche auch Danzig entsetzen, und mit dem so gesammelten ansehnlichen Heere die russischen Grenzen bedrohen. Der Plan war gut, aber die preußische Landwehr, die Napoleon für eine Null achtete, schlug ihn mit dem Kolben nieder.

Wenn man jetzt auf der Anhaltischen Eisenbahn nach Berlin fährt, so gehts hinter der letzten Station über das Schlachtfeld von Großbeeren hinweg. So weit hatte also der Kronprinz die Franzosen richtig herangelassen, und

Ihr könnt Euch denken, wie dazumal den Berlinern zu Muthe gewesen sein mag. Die Franzosenherrschaft stand bei ihnen noch in frischem Andenken. Sie brauchten nur nach dem Brandenburger Thor zu sehen, wo der schöne Siegeswagen, den Napoleon nach Paris geschickt hatte, fehlte, so mußten sie immer von Neuem an ihre Peiniger denken. Und nun hörten sie die Kanonen so nahe vor ihren Thoren donnern. Der Kronprinz von Schweden war zwar entschlossen, Berlin hartnäckig zu vertheidigen, er hatte seine Truppen in einem engen Halbkreise um die Stadt aufgestellt, wie ein Vogelsteller sein Netz, aber wenns auf den letzten Ruck, auf das schnelle Zufassen ankam, da haperte es immer. Den Preußen aber schlug das Herz auf dem rechten Flecke, und sie warens, die Berlin retteten. Am 23. August kams, nachdem schon an dem vorhergehenden Tage Geplänkel stattgefunden hatte, zum Klappen, und zwar auch hier bei vollem Regenwetter. Es hatte erst gar nicht den Anschein, als obs an diesem Tage was Ordentliches werden sollte. Die Zeit zog sich hin, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Auf dem linken Flügel, bei Blankenfelde, hatte Tauenzien gegen Bertrand, der hier durchbrechen und auf Berlin los wollte, heldenmüthig Stand gehalten, so daß Bertrand in seine Stellung zurück mußte. Da brach Nachmittag zwischen drei und vier Uhr der General Reynier aus dem Walde vor, und nahm im Sturme das Dorf Großbeeren. Die Preußen, welche es besetzt hielten, mußten sich zurückziehen. So hatte sich Reynier mitten in unsere Stellung hineingeklemmt, in der Meinung, Bertrand und Oudinót ständen ihm rechts und links zur Seite. Vom Kronprinzen war bereits der Befehl eingelaufen, die ganzen Truppen sollten sich weiter auf Berlin zurückziehen. Auch Reynier war der festen Meinung, für heute sei sein Tagewerk gethan, zur eigentlichen Schlacht würde es erst morgen kommen, und fing an sich mit seinen Leuten für die Nacht einzurichten. Aber unserem tapfern Géneral Bülow wollte es nicht in den Kopf, daß er noch weiter zurückgehen sollte, und seinen braven Preußen hatte sich gleichfalls dieser Herzwurm unter der Montur eingefressen. So beschloß Bülow noch vor einbrechender Nacht einen allgemeinen Angriff auf die Franzosen. Seine Truppen waren von frühem Morgen an auf den Beinen gewesen, waren vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, hatten

den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen, aber mit lautem Hurrah nahmen sie den Befehl zum neuen Angriff auf. Verdrossen stellte Reynier seine Truppen in Schlachtordnung. Er wollte es erst gar nicht glauben, daß die Preußen ihm noch einen Abendbesuch zugedacht hätten, und übrigens regnete es gerade, was vom Himmel herabwollte. Die Kanonen spielten wie gewöhnlich zum Tanze auf, und die gingen auch noch rechtschaffen los. Aber an Kleingewehrfeuer war nicht mehr zu denken, so naß war Alles geworden. Da gab Bülow den Befehl zum Sturmangriffe. Bald kams zu einem furchtbaren Handgemenge. Die Landwehr nahm die Flinten verkehrt und schlug mit den Kolben drauf los. „Es fluscht besser so," meinte sie. Die Wuth war so groß, daß Manche die zerbrochenen Gewehre wegwarfen, und mit der Faust auf ihren Mann losgingen. Leider handelte es sich zuerst um einen Bruderkampf. Nicht Franzosen, sondern die tapfern Sachsen, die doch von Gottes- und Rechtswegen in unsern Reihen hätten kämpfen sollen, standen uns gegenüber. Sie wehrten sich heldenmüthig, wurden aber geworfen. Großbeeren ward im Sturme genommen. Reyniers Franzosen sollten jetzt vor, aber den sonst tapfern Truppen war der Schreck vor der verachteten Landwehr in die Glieder gefahren. Sie hatten gemeint, der Flintenkolben wäre bloß da, um ihn zum Losdrücken an den Backen zu legen, jetzt hörten sie mit Entsetzen die Schädel knacken und sahen, wie er besser aufräumte, als Kugel und Bajonett. Da versagten sie den Gehorsam und liefen in wilder Flucht davon. Bald blieb dem ganzen Reynierschen Korps nichts weiter übrig. Es rannte in Wald und Dunkelheit hinein. Das Oudinotsche, auf welches sich Reynier bei seiner vorgeschobenen Stellung verlassen, hatte ihn zwar im Stiche gelassen, doch lockte der Kanonendonner jetzt noch eine Abtheilung desselben herbei. In aller Nacht rückte eine Kavalleriedivision auf das Schlachtfeld. Sie hatte aber kaum Zeit zum Umwenden. Das Leibhusarenregiment brauste heran, und im Hui stoben die Franzosen nach allen Richtungen auseinander. So war die Schlacht bei Großbeeren glänzend gewonnen, und die Preußen hatten ihre Hauptstadt gerettet. Der Verlust der Franzosen ist nicht genau ermittelt; die Sachsen aber hatten allein über 2000 Todte und Verwundete und 1500 Gefangene verloren. 14 Kanonen und 60 Pul-

verwagen waren in unsere Hände gefallen. Aber auch Bülow zählte gegen 1700 Todte und Verwundete. Die Letztern aber bekamen gute Pflege. Ihr könnt denken, daß es die Berliner an nichts fehlen ließen. Ein unermeßlicher Jubel erscholl bei der Siegesnachricht durch die ganze Stadt. Tausende von Menschen strömten zu Fuß nach dem nahen Schlachtfelde, und schwer bepackte Wagen folgten ihnen, beladen mit allerhand Erquickung für unsere müden Truppen. Als Rückfracht nahm man Blessirte mit, und die Berliner stritten sich förmlich um die Ehre, wer Einen zur Verpflegung ins Haus bekommen konnte. Jeder wollte den Rettern des Vaterlandes etwas Liebes anthun.

Marschall Oudinot, als er die Nachricht von Reyniers Niederlage erhielt, hatte keine Lust, es mit den Kolben der preußischen Landwehr noch einmal zu versuchen, und ordnete einen allgemeinen Rückzug an. Nun, den konnte er in aller Gemächlichkeit ausführen, denn wem der Kronprinz von Schweden auf den Hacken saß, der brauchte sich nicht warm zu laufen. Erst am 25. ließ er die Verfolgung fortsetzen, und ohne große Verluste kamen die Franzosen bis Wittenberg, wo sie auch bis zum 2. September in voller Sicherheit blieben. Dazwischen liegt aber noch ein Landwehrehrentag, von dem muß ich Euch gleichfalls kurzen Bericht geben. Marschall Oudinot hatte dem General Girard in Magdeburg Befehl gesandt, ihm mit 12,000 Mann zu Hülfe zu ziehen. Girard hatte das kleine Beobachtungskorps vor der Festung bis Ziesar zurückgedrängt, und wartete nun auf weitere Ordre von seinem Herrn Marschall, der inzwischen schon im vollen Rückzuge begriffen war. Da schickte der Kronprinz den preußischen General Hirschfeld mit 11,500 Mann, die sollten dem Franzosengeneral erzählen, wie es bei Großbeeren hergegangen war. In Hagelsberg bei Belzig trafen sie ihren Feind. Die Kräfte waren sich gleich, und obschon den Franzosen der Angriff ganz unvermuthet kam, und ihre Flanke in die Flucht gejagt ward, so sammelten sie sich doch bald wieder, und es war, als ob der Sieg sich auf ihre Seite neigen sollte. Die kurmärkischen Landwehrbataillone stutzten, als die Kanonenkugeln und Kartätschen bei Hagelsberg so hagelsdicht in ihre Reihen brachen. Der strömende Regen verhinderte auch hier das Kleingewehrfeuer. Es war, wie wenn überall Regen da-

bei sein müßte, damit die Landwehr die Flinten verkehrt nehmen konnte. General Hirschfeld sah ein, daß seine Kanonen die feindlichen nicht zum Schweigen bringen würden, und kommandirte: „Marsch, marsch! mit Bajonett und Kolben drauf los.“ Noch einmal krachte die feindliche Batterie von ihrem Hügel herab — aber, was stürzte, das stürzte, im Hui waren die Preußen oben, und hatten die Kanonen weg. Und nun gings hinunter ins Dorf Hagelsberg. An 4000 Franzosen, die hier standen, wurden fast Mann für Mann mit den Kolben todtgeschlagen. Die Todten lagen an manchen Stellen so hoch wie die Gartenmauern. Das feindliche Korps wurde fast ganz aufgerieben. 5000 französische Gewehre lagen auf dem Schlachtfelde und 5000 Mann wurden gefangen genommen. 7 Geschütze und das ganze feindliche Gepäck fielen in unsere Hände. General Hirschfeld hatte aber auch über 1000 Mann eingebüßt.

Als die Nachrichten von den Niederlagen bei Großbeeren und Hagelsberg so verblümt und überzuckert als möglich Napoleon hinterbracht wurden — da hatte Oudinot bei ihm verspielt. Er nahm ihm auf der Stelle den Oberbefehl, und setzte den Marschall Ney in seine Stelle. Der sollte nachholen, was jener versäumt hatte. Oudinot aber sollte unter Ney's Kommando beim Heere bleiben, damit er sähe, wie's Ney besser machen würde. Er fühlte sich dadurch nicht wenig gekränkt, und sah den neuen Kommandirenden nicht eben freundlich kommen. Napoleon aber wollte mit Gewalt einen Sieg haben. Zwei große B's waren ihm ein Dorn in den Augen, die sollten mit Gewalt unter. Das eine hieß Blücher, das andere Berlin. Blüchern aufs Haupt schlagen und Berlin erobern, mit einem Worte, die preußische Macht brechen, das war sein Ziel; dann, wußte er, würden die Verbündeten bald von Frieden sprechen. Vor Berlin stellte sich aber noch ein drittes B, der tapfere Bülow, der setzte seinen Kopf drauf, daß die Hauptstadt nicht wieder in Feindeshand fallen sollte.

Am 4. September langte Marschall Ney mit neuer Verstärkung in Wittenberg an, und hielt noch an demselben Tage große Musterung. Er zählte mit dem, was er zugebracht hatte, 77,000 Mann heraus; also war das Heer jetzt stärker, als es vor der Schlacht von Großbeeren gewesen war. Schon am 5. September mußte es aus

dem Lager vor Wittenberg aufbrechen. Ney war seiner Sache so gewiß, daß er das ganze Packwesen mitschleppen ließ. Unsere Nordarmee war auf 10 Stunden Weges von Belzig nach Jüterbog verstreut. In und bei Jüterbog lag als äußerster linker Flügel das Korps des General Tauenzien. Das wollte Ney mit Gewalt über die Seite schieben und sich so die Straße nach Berlin erzwingen. Er spekulirte auf des Kronprinzen Zaudern, und da hätte er sich auch nicht verrechnet gehabt, nur hinter dem Berge standen auch noch Leute — der tapfere Bülow mit seinen Preußen. Tauenziens Vortruppen wurden bis Jüterbog zurückgedrängt, faßten aber hier unter tapferer Gegenwehr Posto. Sobald Bülow Ney's Vorhaben durchschaute und die Vorgänge beim Tauenzienschen Korps erfuhr, entschloß er sich aus seiner Stellung nach der Wittenberg-Jüterboger Straße schleunigst herunter zu rücken, und dem Feinde in die linke Flanke zu fallen. Er mochte wohl denken, wer viel fragt, wird viel berichtet, zeigte darum seinen Entschluß bloß kurz dem Kronprinzen an, und marschirte mit seinen Preußen den Abend ab und die Nacht durch.

Auf der genannten Straße, ein Stündchen diesseits Jüterbog, liegt das Dorf Dennewitz. Ueber Dennewitz, auf den sumpfigen Wiesen bei Niedergersdorf, entspringt der Aarbach, läuft nach dem ersterwähnten Orte hinunter und von da weiter durch das Dorf Rohrbeck. So klein der Bach ist, kann man doch nicht ohne Brücken über denselben kommen, da die Ufer zu morastig sind. In Dennewitz und Rohrbeck führen Brücken über die Aar. Am 6. September früh um 8 Uhr setzten sich nun die drei Armeekorps des französischen Heeres in Bewegung, voran das des Generals Bertrand, bei dem sich Ney selbst befand, eine halbe Stunde hinter ihm drein kam General Reynier, und eine Stunde hinter diesem folgte Marschall Oudinot mit seinem Korps. Die Franzosen hatten keine Ahnung, daß ihnen der Bülow so nahe stand, schickten auch keine Seitenpatrouillen aus, sondern marschirten in der größten Sorglosigkeit. General Bertrand war bereits über die Dennewitzer Brücken hinaus und traf an den Weinbergen vor Jüterbog auf Tauenzien. Die Kanonen begannen alsbald zu spielen, und die Bataillone rückten aneinander. Tauenzien verhielt sich bald angreifend, bald vertheidigend; er wartete auf Bülow. Der war inzwischen bei Niedergersdorf angekommen, hatte, als er die Ueberzeugung ge-

wonnen, die ganze feindliche Armee gegen sich zu haben, dem Kronprinzen davon Anzeige gemacht, um die Nachsendung der preußischen Brigade Borstell gebeten, aber, um seiner Sache gewiß zu sein, zugleich dem General von Borstell Befehl gesandt, ihm augenblicklich zuzuziehen, und hatte dann die Brigade Kraft auf dem rechten, die Brigade Thümen auf dem linken Aarufer vorgehen lassen. Tauenzien, der Bertrands 20,000 Mann kaum halb so viel Mannschaft entgegen zu setzen hatte, hatte schon recht sehnsüchtig nach seinem Waffenbruder ausgeschaut, da, gegen 1 Uhr, erscholl plötzlich Kanonendonner rechts von Dennewitz herüber. Die Franzosen stutzten, und diesen Augenblick benutzte Tauenzien zu einem stürmischen Reiterangriffe. Er gelang. Mehrere Bataillone wurden gesprengt, und ehe die Franzosen sich recht besinnen konnten, war die preußische Kavallerie schon wieder mit ihren Gefangenen hinter dem Fußvolke. Der Kanonendonner bei Dennewitz ward immer stärker, und während Tauenzien einen neuen Angriff vorbereitete, zog sich das Korps Bertrands in der Richtung auf Rohrbeck zurück. Ueber Dennewitz an beiden Ufern des Aarbaches war indessen General Reynier bereits im vollen Handgemenge mit den Preußen. Er hatte seine Truppen gleichfalls in zwei Hälften getheilt und den Preußen entgegen an den Aarufern in die Höhe gehen lassen. Unsere Brigade Thümen war anfangs nicht glücklich. Ein heftiges Kartätschenfeuer brachte ihr erstes Treffen zum Weichen. Da sprengte General Thümen selbst gegen die Weichenden und rief: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schritt zurückgeht!" und augenblicklich hielten die Bataillone und drangen mit wildem Hurrah wieder vor. Auf dem rechten Aarufer, wo Bülow selbst war, gings gleichfalls hart her. Da hielten in dem Dörfchen Gölsdorf die Sachsen hartnäckig Stand, wurden aus dem Dorfe geworfen, erobertens wieder und wurden wieder geworfen. Um 3 Uhr stand die Schlacht hier so: die Preußen waren zwar überall im Vortheil, drängten noch überall auf die Franzosen, aber General Bülow hatte seinen letzten Mann Reserve bereits ins Gefecht ziehen müssen. Bei den Franzosen aber war das ganze Armeekorps des Marschall Oudinot noch nicht heran, und also auch noch unberührt. Eben marschirten die ersten Bataillone desselben in die feindliche Front, und stellten sich links neben den Sachsen auf. Rasch

eroberten diese mit ihrer Hülfe Gölsdorf wieder, schon neigte sich der Sieg auf Seite der Franzosen, da ertönte in unserem Rücken lustige Regimentsmusik, und gerade zur rechten Zeit erschien der General von Borstell mit seiner tapfern Brigade und gab den Ausschlag. Ein äußerst heftiger Kampf fand noch statt. Die französischen Anführer boten Alles auf. Ney wagte sich so ins Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges getödtet wurde. Oudinot, mit dem Degen in der Faust, griff an der Spitze seines Heerhaufens selbst an, und Reynier setzte sich den Kugeln der preußischen Scharfschützen aus, wie Einer, der den Tod sucht. Die Franzosen geriethen so in Wuth, daß sie sich sogar an den Leichnamen der Gefallenen vergriffen, und wenn sie einen Todten mit dem eisernen Kreuze auf der Brust fanden, so durchstießen ihn wohl zehne in ihrem Grimme noch mit den Bajonetten. Aber die Preußen ließen sich nicht mehr halten. Der Feind mußte weichen. Drüben auf dem andern Ufer hatte sich inzwischen General Thümen mit Tauenzien vereinigt, und bald auch hier den Feind in die Flucht geschlagen. Der Befehl zum Rückzuge wurde gegeben. War eigentlich unnöthig, denn die Franzosen liefen ohnedies schon, was sie laufen konnten, zunächst nach Rohrbeck, aber die Preußen drängten mit Ungestüm nach und die Franzosen zum Dorfe hinaus. Der Feind war völlig geschlagen und kam nicht wieder zum Stehen bis Langenlipsdorf. Erst die Nacht machte der Verfolgung ein Ende.

Um 6 Uhr Abends erschien auch der Kronprinz mit seinen Schweden auf dem Schlachtfelde, und pfefferte mit 118 Kanonen hinter dem Feinde drein. Gefahr war nicht mehr vorhanden, aber manches Franzosenleben bliesen die Paßkugeln noch aus. In wildester Unordnung floh der Feind auf Torgau. Das war die berühmte Schlacht bei Dennewitz, eine reine Preußenschlacht, von welcher General Bülow zum ewigen Andenken den Namen erhalten hat: Graf Bülow von Dennewitz. Wenig mehr als 40,000 Mann Preußen hatten den vollständigsten Sieg gegen eine feindliche Armee von 77,000 Mann in geordneter Feldschlacht errungen. Berlin war zum zweiten Male gerettet. Der Verlust des Feindes belief sich an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf gegen 18,000 Mann. 60 Kanonen, 400 Pulverwagen und alles Gepäck war in unsere Hände gefallen.

Marschall Ney meldete in einem, von den Unseren aufgefangenen Schreiben dem Kommandanten von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee. Sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich selbst aufgelöst.“ Aber auch von unserer Seite war der Sieg theuer erkauft; wir zählten 9000 Todte und Verwundete.

Die Sachsen hatten mit der größten Tapferkeit gegen ihre preußischen Brüder gefochten, hatten wiederum verhältnißmäßig die stärksten Verluste gehabt, und was wurde ihnen zum Dank dafür von den fremden Unterdrückern? Der Marschall Ney schob in seinem Berichte über die verlorene Schlacht alle Schuld auf die Sachsen. Sie hätten nicht Stand gehalten und dadurch die Franzosen mit zum Weichen gebracht. Aber so war's damals! Der würtembergsche General Franquemont, der sich einmal beklagte, daß seinen Truppen immer die gefährlichsten Stellungen angewiesen würden, bekam zur Antwort: „Darauf müßt ihr gefaßt sein. Es ist unser Vortheil, wenn ihr Alle umkommt, damit ihr nicht am Ende die Waffen gegen uns kehrt.“ Und es war gut, daß es so war; denn nun mußten doch den Rheinbundsländern die Augen darüber aufgehen, auf wessen Seite sie in diesem Kampfe gehörten.

Ehe ich heute schließe, muß ich noch ein Paar Worte vom Marschall Davoust in Hamburg und vom General Wallmoden, der ihm gegenüberstand, sprechen, denn erstlich gehörte Wallmoden gewissermaßen mit zur Nordarmee, und zweitens paßt mir der Kampf an der Niederelbe das nächste Mal nicht recht in den Kram. Davoust rechtfertigte das Vertrauen schlecht, welches Napoleon in ihn gesetzt hatte. Er rührte sich fast nicht hinter seinem festverschanzten Lager. Das war eine harte Geduldsprobe für die Unsern; denn angreifen konnte man nicht, weil Davoust zu sehr im Vortheil war. Als nun vollends die Nachrichten von den Siegen bei Großbeeren und an der Katzbach anlangten, war bei den Truppen gar kein Haltens mehr. Endlich spionirte man heraus, daß Davoust den General Pecheux mit 8000 Mann auf das linke Elbufer geschickt habe, um nach Magdeburg hin das Land von den kleinen Streifkorps der Unseren zu säubern. Flugs war ein meisterlicher Plan gefaßt. Wallmoden, der den Kosackengeneral Tettenborn und den Major von Lützow mit seinem Freikorps unter sich hatte,

ging mit Beiden bei Dömitz auf das andere Ufer der Elbe, und ließ nur den General Vegesack mit einer Handvoll Leute gegen Davoust zurück, aber es waren Truppen aller Gattungen, die sich während Wallmodens Abwesenheit möglichst breit machten, so daß die Franzosen immer denken mußen, das ganze Korps stände ihnen noch gegenüber. Die List gelang vortrefflich. Davoust wurde in seinem Lager förmlich abgesperrt. Die Kosacken verhinderten, daß auch nur die geringste Nachricht zu ihm hineingelangen konnte, so daß er in völliger Unkenntniß von dem, was vorging, blieb. Drüben, jenseits der Elbe, bei dem Jagdschlosse „die Görde" trafen indessen die Unseren den Feind, und es kam am 16. September zu einem glänzenden Gefechte, in welchem die Franzosen gänzlich aufs Haupt geschlagen wurden. Pecheur entkam mit nur etwa 600 Mann wieder nach Hamburg. Er weinte vor Wuth über sein Pech. Tettenborn machte noch einen kühnen Abstecher nach Bremen, und überrumpelte diese Stadt. Wallmoden aber zog mit seinem Korps eilends wieder über die Elbe zurück, und bald kam man wieder ins alte Gleis, in den langweiligen Beobachtungskrieg hinein.

Zum Abschied noch ein Wort. Vielleicht frägt Einer, wo denn die Engländer bleiben, die ja auch mit uns gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Nun, die Engländer schlugen gleichfalls tapfer drein, aber nicht auf deutschem Grund und Boden, sondern den Franzosen im Rücken, weit hinten im Lande Spanien. Da hatte ihr General Wellington mit den tapfern Spaniern tüchtig aufgeräumt und die Franzosen zum Lande hinausgejagt. Napoleons Bruder, König Joseph, hatte Reißaus genommen, und General Wellington stand mit seinen Truppen bereits dicht an der französischen Grenze. Also, allen Respekt vor den Engländern!

Sechszehntes Kapitel.

Das Treffen bei Wartenburg und die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht.

Jes. 14. 13. „Du dachtest in deinem Herzen, ich will in den Himmel steigen, und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen; ich will über die Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten.

„Wir sind nun nacheinander bei allen drei Hauptarmeen gewesen," redete der Förster am heutigen Abend seinen Preußenverein an, „und haben Gott sei Dank bei allen Dreien von fröhlichen Siegen berichten können, aber einen Unterschied zwischen den verschiedenen Heertheilen habt Ihr vielleicht schon selbst bemerkt. Bei der Nordarmee harmonirten Heer und Befehlshaber nicht mit einander. Es war zweierlei Geist, der sie trieb. Die Landwehr wollte mit dem Kolben gerade auf den Feind los; der Kronprinz hätte am liebsten seine Schweden um die Ecke schießen lassen, damit sie nur gedeckt stünden. Bei der böhmischen Armee war des Volkes fast zu viel, und bei aller Einigkeit im Ganzen und Großen, doch in der Ausführung oft dreierlei Grundton. In Schlesien aber standen Heer und Feldherr, wie Ein Mann, wie aus Einem Gusse, wie Blitz und Schlag neben einander. Vorwärts! rief Blücher, und Hurrah! antworteten seine Getreuen. Und so war's denn auch Blücher, der später Alles mit sich fortriß, Alles vor sich niederritt und niedertrat, und der ganz von selbst der Volksheld dieser großen Zeit wurde. Mit großer Demuth aber, und das ist ein besonders liebenswürdiger Zug in dem Charakter unseres Helden, lehnte er alles Lob von sich ab, das ihm später so reichlich und von allen Seiten gezollt wurde. Er unterbrach einmal die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen hatte, mit den ungeduldigen Worten: „Was ists, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Wir rücken jetzt in die zweite große Periode des Befreiungskrieges. Haben wir bisher die einzelnen Thaten der drei großen Armeen an unseren Blicken vorübergehen lassen, so kommt nun der Zeitpunkt heran, wo diese, immer näher und näher sich zusammenziehend und endlich sich vereinigend, Napoleon zu einer großen, Alles

entscheidenden Schlacht nöthigten. Dieser gewaltige Mann saß jetzt wieder in Dresden und brütete neue Pläne. Wohl hatten ihn schwere Verluste getroffen, über 80,000 Mann seiner Armee waren aufgerieben, aber dennoch war er bisher noch immer der Unbesiegte. Nur seine Marschälle waren geschlagen worden, und meist immer durch eigene Schuld. Er selbst, der Weltbezwinger, hatte noch keine Schlacht verloren. Er sah die Heere der Verbündeten sich näher und näher rücken, und machte nun mit seinen Truppen bewunderungswürdige Gewaltsmärsche, um vor ihrer Vereinigung irgend eine der drei Armeen zu einer Schlacht zu nöthigen und sie zu vernichten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Vor Gottes Augen fuhr er mit aller seiner Kriegskunst doch nur wie eine Hummel in der Trommel umher. Und dies viele Hin- und Herziehen in schlimmer Herbstwitterung ermüdete seine Truppen aufs Aeußerste, so daß sie den Krieg verwünschten, der ihnen früher eine Lust war.

Zuerst stürmte Napoleon nach Schlesien. Bei Bautzen strömte ihm waffenloses Fußvolk haufenweise mit bleichen Gesichtern entgegen. Er verbiß seinen Aerger. Wagen mit Kisten wurden herbeigeschafft. Die Franzosen glaubten, sie seien mit Zwieback gefüllt, aber statt der Speisen erhielten die Hungrigen neue Gewehre, und mußten wieder gegen den Feind. Blücher merkte bald an dem ihm gegenüber sich mehrenden Widerstande, und erfuhrs durch Gefangene zugleich für gewiß, daß Napoleon wieder selbst mit ansehnlicher Verstärkung im Lager angekommen sei. Getreu seiner Instruktion, jeder Schlacht mit ihm für jetzt noch auszuweichen, zog er sich sofort zurück. Napoleon durfte sich, mit Schwarzenberg im Rücken, nicht tiefer nach Schlesien hereinlocken lassen. Bald brachten ihm auch Kouriere die Nachricht, daß die böhmische Armee wieder gegen Dresden vordränge, und er eilte schnell mit einem großen Theile seiner Truppen nach Sachsen zurück. Blücher aber drang wieder vor. Als Napoleon in Dresden ankam, erwartete ihn die Nachricht von der gänzlichen Niederlage seiner Truppen bei Dennewitz. Er dürstete nun förmlich nach einem Siege, um den Eindruck der Niederlagen seiner Marschälle vor den Augen der Welt wieder auszugleichen. Er wollte sich auf die böhmische Armee werfen, und sie zu einer Schlacht nöthigen. Diese zog sich aber vorsichtig in ihre feste Stellung hinter

den Rücken des Erzgebirges zurück. Da faßte er den Plan, durch einen Gebirgspaß mit Gewalt in die Ebenen Böhmens herabzudringen, um Vandamme zu rächen. Aber alle Gebirgspässe waren wohl verschanzt, und alle Bemühungen, Kanonen durch die Engen und Schluchten hinunterzubringen, waren vergeblich. Sein Heer litt in dieser durch den Krieg gänzlich verwüsteten Gegend Mangel an allem Nothwendigen. Napoleon mußte seinen Plan aufgeben. Er, der von keinen Schwierigkeiten wissen wollte, der mit einer Armee die Schweizer Alpen überstiegen hatte, wollte lange auch hier an keine Unmöglichkeit glauben. Er untersuchte die Gegend selbst. Schweigend hielt er zu Pferde auf der Höhe bei Ebersdorf, und sah tief in das Böhmerland hinein, sah vor sich im Thale von Töplitz die Linien der weitüberlegenen feindlichen Armee in gesicherter Stellung, und ritt mit dem bittern Gefühle, daß der Plan, von dem er sich so viel versprochen hatte, völlig gescheitert sei, nach seinem Hauptquartiere zurück. Er befahl den Rückzug des Heeres und ging nach Dresden voraus. Wieder aber drängte die böhmische Armee auf seine zurückgelassenen Truppen, und die Heftigkeit und der Nachdruck, womit es geschah, erregte in ihm von Neuem die Hoffnung, er werde die Verbündeten doch noch zu einer Schlacht hinreißen können. Die kaum nach Dresden zurückgekehrten Garden mußten nochmals nach dem Gebirge aufbrechen. Napoleon folgte, aber alle seine Angriffe scheiterten; er mußte aufs Neue unverrichteter Sache zurück. Am 17. September standen sich Napoleon und Fürst Schwarzenberg auf zwei Klippen des Erzgebirges gegenüber, und beobachteten sich gegenseitig mit ihren Fernröhren. Plötzlich wendete sich Napoleon; Fürst Schwarzenberg setzte das Fernrohr ab, und sagte scherzend zu seiner Umgebung: „Nun hat er den Entschluß, in Böhmen einzudringen, für immer aufgegeben." Und so war es auch. Napoleon sah ein, daß er auf diesem Boden den Verbündeten nicht gewachsen war. Noch eine schöne Anekdote muß ich Euch aus diesen Tagen erzählen. Bei den vielen blutigen Gefechten, die in dieser Zeit zwischen dem Vortrabe der beiderseitigen Armeen stattfanden, fiel auch der Oberstlieutenant Blücher, ein Sohn des alten Feldherrn, schwer verwundet in die Hände der Franzosen. Napoleon ließ ihn vor sich führen, und fragte ihn: „Wie viel Soldaten sein König

habe?" So viel, als er treue Unterthanen hat! erwiederte ihm stolz der junge Held.

In der Zeit, wo Napoleon mit aller Macht auf die böhmische Armee drängte, hatte Schwarzenberg den Entschluß gefaßt, einen großen Theil der schlesischen Armee zur Verstärkung heranzuziehen, und Blücher erhielt den Befehl, 50,000 Mann nach Böhmen zu entsenden. Das war aber unserm Feldherrn gar nicht recht. Er stand am liebsten auf eigenen Füßen, und glaubte der böhmischen Armee viel bessere Dienste zu leisten, wenn er gerade auf Dresden los marschire, und so Napoleon am Sichersten nöthige, von den Angriffen auf Böhmen abzulassen. Ueberdies besorgte er mit Recht, daß der Kronprinz von Schweden, wenn er sich nicht mehr auf die schlesische Armee würde stützen können, von allem weitern Vordringen ablassen und so die Folgen des Sieges von Dennewitz gänzlich verloren geben würde. Deshalb hatte er seinerseits den Plan gefaßt, daß beide Armeen, sowohl die seinige, als die des Kronprinzen über die Elbe gehen, und sich vereinigen sollten. Er hielt es nach dem, was aus dem Hauptquartiere des Kronprinzen verlautete, für sehr wichtig, bei allen künftigen Operationen in der Nähe desselben zu sein. Seine Gründe, die er eindringlich vorstellen ließ, leuchteten ein, und Blücher erhielt wieder freie Hand. Dagegen ward ein anderes Manöver ausgeführt. Durch Schlesien herauf zog nämlich der General Benningsen mit der russischen Reservearmee von 50,000 Mann, die bisher in Polen gestanden hatte. Hinter Blüchers Rücken, und ohne daß also Napoleon etwas davon merken konnte, schwenkte Benningsen links herum nach Böhmen hinein, und übernahm nun den Posten, den die böhmische Armee bisher inne gehabt hatte. Schwarzenberg aber führte mit der Hauptarmee den längst beschlossenen Plan, den Feind in die Ebenen von Leipzig zu drängen, nunmehr aus; ließ gleichfalls links abmarschiren, und drang hinter Napoleons Rücken in Sachsen vor. Anfangs Oktober stand sein Heer zwischen Chemnitz und Altenburg. Auch General Benningsen blieb nicht müßig, brach über das Gebirge nach Sachsen herein und seine Vortruppen streiften bis Dresden. Wir würden gar nicht fertig werden, wenn ich Euch von allen den unzähligen kleinen Gefechten, die jetzt fast täglich vorfielen, ausführlich berichten wollte. Wir dürfen uns nur auf die wirklichen Schlach-

ten einlassen. So müßt Ihr Euch damit begnügen, daß ich bloß die Stellung und den Marsch unserer Armeen im Ganzen und Großen angebe. Darum lassen wir auch jetzt die große Schwarzenbergsche Armee in der Chemnitzer Gegend ruhig stehen, und wenden uns wieder zur Blücherschen.

Marschall Vorwärts hatte für seinen Theil dem Marschall Makdonald genug zu schaffen gemacht, war wieder bis Bautzen vorgedrungen, und ließ es außer den Scharmützeln mit dem Feinde seine Hauptsorge sein, seine Preußen, denen es, wie wir gehört haben, bei der Eile ihrer Ausrüstung noch an gar Manchem fehlte, auf bessern Fuß zu bringen. Napoleon, als er von Schwarzenberg ablassen mußte, hatte sich auch wieder gegen ihn gewendet, doch ohne bessern Erfolg. Es war zu keiner Schlacht gekommen. Napoleon hatte immer weniger freie Hand. Er brauchte jetzt seine Truppen zu sehr gegen die heranrückende böhmische Armee. Wie nun aber diese ihre Bewegung links ins Sachsenland hinein ins Werk gesetzt hatte, so schritt auch Blücher zur Ausführung seines längst überdachten, aber bisher geheimgehaltenen, kühnen Planes. Der bestand in nichts Anderem als von Bautzen, dem Feinde verdeckt, rechts ab- und in Gewaltsmärschen an der Elbe hinunterzuziehen, in der Gegend zwischen Wittenberg und Torgau, dieser beiden feindlichen Hauptfesten, über diesen Strom zu setzen, sich hier mit der Hauptarmee des Kronprinzen zu vereinigen, der böhmischen Armee entgegen Napoleon auf den Leib zu rücken, und ihn mit vereinigten Kräften zur Annahme einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen. Und wie gedacht, so geschehen. General Sacken mußte sich mit den Franzosen herumkanoniren, während Blücher mit York und Langeron rechts abzog. Dem Kronprinzen von Schweden hatte er bereits am 25. aus Bautzen gemeldet, er würde nun den Rechtsabmarsch über die Elbe antreten, und am 3. Oktober bei dem Dorfe Elster über diesen Strom setzen. Er ließe ihn einladen, auch seinerseits über die Elbe zu gehen und auf Leipzig vorzurücken. Der Kronprinz hatte zwar Ja gesagt, mochte aber denken, es hat solche Eile nicht. Blücher mag vorangehen, damit man erst sieht, wie es abläuft. Als drum die schlesische Armee bei Elster anlangte, stand der Kronprinz noch ruhig in der Coswiger Gegend, und hatte noch nicht die geringsten

Anstalten zum Uebergange getroffen. Dies Zaudern setzte den Marschall Ney, der von Blüchers Zuge Wind bekam, in den Stand, den General Bertrand mit 20,000 Mann nach Wartenburg, dem Dorfe Elster gegenüber, zu senden, um Blüchern den Uebergang streitig zu machen. Blücher aber ließ sich nicht irren; der Uebergang sollte und mußte erzwungen werden. Am Morgen des 3. Oktober sandte er einen Adjutanten an den Kronprinzen mit dieser Nachricht, und ließ ihn zugleich fragen, an welcher Stelle denn eigentlich seine Armee übergegangen wäre?

Doch nun zur Schlacht. Also drüben jenseits des Dorfes Elster liegt das Dorf Wartenburg. Ein hoher Damm zieht sich in geringer Entfernung von der Elbe längs dem Ufer hin, und jenseits des Dammes läuft die sogenannte todte Elbe, ein tiefer Arm, der nicht durchwatet werden kann, und welcher nur einen Uebergang hat. Dieser Elbarm, der Damm und die aufgeworfenen Verschanzungen machten Wartenburg zu einer förmlichen Festung. Noch während der Nacht ließ Blücher über den Strom zwei Brücken schlagen, ohne daß es die Franzosen hindern konnten, denn seine wohlaufgestellten Kanonen deckten die Arbeiten, und am folgenden Morgen früh war Blücher einer der ersten, der über den Fluß setzte. Für jetzt hatte er nur seine Preußen bei sich. Die mußten überall voran sein. Die Russen waren noch einen Marsch zurück. Da hielt er nun drüben zu Pferde und ließ Yorks brave Truppen an sich vorüberziehen. Sie sangen munter das alte Lied: Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc. „Vorwärts, Kinder!" rief ihnen Blücher zu, „und gut gehalten! Die Brücke laß ich hinter uns abbrennen." Das nahmen aber die Helden von der Katzbach krumm und antworteten, so dürfe er ihnen nicht kommen; sie würden ihre Schuldigkeit thun, ohne zu fragen, ob hinter ihnen die Brücke brenne, oder nicht." Da lachte dem alten Degen das Herz im Leibe über solchen Muth, und begütigend rief er: „Na, seid nur klug, Kinder! So habe ich's nicht gemeint; wir kennen einander schon!"

Prinz Karl von Meklenburg mußte links abmarschiren, um das Dorf Bleddin zu nehmen, des Feindes rechten Flügel zu umgehen, und ihm dann in die Flanke zu fallen, während der General von Horn direkt auf dem Elbdamme gegen Wartenburg vordringen sollte. Aber

Prinz Karl hatte in Bleddin einen harten Stand, und als das Dorf endlich genommen war, mußte er wieder einem starken feindlichen Haufen, der von Torgau heranzog, die Zähne weisen. Er trieb zwar auch diesen zurück und nahm ihm 9 Kanonen und 500 Gefangene ab, dabei kam er aber freilich dem General Horn nicht zu Hülfe. Bereits 4 Stunden hatte dieser mit seinen braven Truppen gekämpft; den ganzen Elbdamm bestrichen die feindlichen Batterien und schleuderten Tod und Verderben in seine Reihen, und noch immer ließ sich nichts vom Prinzen Karl sehen. Da wurde Horn endlich wüthend und setzte einen Hundsfott drauf. „Bursche," rief er, „ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut! Vorwärts, mit dem Bajonette!" Und nun gings drauf los; das zweite Bataillon vom Leibinfanterieregimente voran. Keine Kartätschenmasse konnte den wilden Andrang brechen, immer auf dem schmalen Elbdamme hin, gerade auf die feindlichen Kanonen los, und dann weiter in das Dorf Wartenburg hinein gings im tollen, unaufhaltsamen Sturme. Die Franzosen wurden völlig geworfen, 2000 blieben todt oder verwundet auf dem Platze, 1000 wurden gefangen, dazu 10 Kanonen und 70 Pulverwagen erbeutet. Inzwischen kam auch Prinz Karl heran, und die Franzosen flohen eilig nach Wittenberg und Kemberg zurück. Das war vielleicht der kühnste Angriff im ganzen Kriege, aber er hatte dem Yorkschen Korps gleichfalls über 2000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. 24,000 Mann Preußen hatten einen 20,000 Mann starken Feind aus einer uneinnehmbaren Stellung vertrieben. Als die Truppen am Abend in ihr Lager rückten, hielt General York mit seinem ganzen Stabe vor ihnen, und ließ das ganze Fußvolk an sich vorübermarschiren. Jedes Bataillon begrüßte der Feldherr auf die gewöhnliche, militärische Weise, als aber das zweite Bataillon vom Leibinfanterieregimente heran kam, frug er: „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregimente?" Ja! rief der rechte Flügelmann des ersten Zuges. Da entblößte York sein Haupt, seine ganze Begleitung folgte dem Beispiele, und sie bedeckten sich nicht eher wieder, als bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. So ehrte York seine tapfern Preußen; ihn aber ehrte das dankbare Vaterland, und gab ihm den Namen: York von Wartenburg.

Die Russen unter Langeron und Sacken gingen noch

desselben Abends und am folgenden Tage über die Elbe. Nun endlich, da er seinen Rücken gedeckt sah, folgte ihnen auch der Kronprinz, und setzte am 4. Oktober bei Aken und Roßlau gleichfalls über den Fluß. Am 7. Oktober kam Blücher mit ihm in Mühlbeck zusammen, und sie verabredeten, daß am folgenden Tage ihre Heere sich zusammenziehen, und dann am 9. in der Richtung auf Leipzig abmarschiren sollten. Allein in der Nacht kam die Nachricht, daß Napoleon von Dresden nach Leipzig bereits aufgebrochen sei. Da gaben beide Führer die verabredete Unternehmung wieder auf, um nicht die ganze feindliche Armee gegen sich zu haben. Der Kronprinz wollte gar sofort über die Elbe zurück, und ließ sich nur unter der Bedingung halten, daß Blücher mit ihm bis jenseits der Saale ausweichen wollte. Blücher mußte dann freilich seine Verbindungen an der Elblinie aufgeben, aber um den Kronprinzen zu halten, gab er nach, ja mehr noch, er fügte sich im Blick auf die große Sache sogar, als der schwedische Sicherheitskommissarius das wunderliche Verlangen stellte, die schlesische Armee, die jetzt den linken Flügel der ganzen Truppenmasse bildete und an die Elbe sich lehnte, sollte auf den rechten Flügel abmarschiren, der natürlich von der Elbe am entferntesten war. Was der Kronprinz damit wollte, werdet Ihr leicht herausmerken. Ihm wars vor allen Dingen darum zu thun, mit seinen Schweden den Elbübergang nahe im Rücken, und seine Truppenposten in der Mark zur Deckung des etwaigen Rückzuges nahe bei der Hand zu haben. Wie gesagt, Blücher fügte sich; aber das ganze zaudernde, unentschlossene Wesen des Kronprinzen, dies ewige Rückwärtsschielen in einer Lage, wo es nur Vorwärts, Sieg oder Untergang, hätte heißen sollen, machte ihn von Tage zu Tage kälter gegen ihn.

Durch diese neue Schwenkung kam die schlesische Armee nunmehr auf einen ganz andern Posten, und ihr rechter Flügel näherte sich dem linken der böhmischen Armee immer mehr. Die ganze, gewaltige Truppenmasse zog sich im Rücken Napoleons zu einem großen Halbkreise zusammen. Lange vorher jedoch schwärmten die leichten Truppen Blüchers und des Kronprinzen bis in das Voigtland, und die des böhmischen Heeres bis über Weißenfels hinaus. Sie konntens zwar nicht hindern, daß der Marschall Augereau Napoleon mit einer ansehnlichen Verstärkung alter

Kerntruppen aus Spanien, besonders Reiterei, zu Hülfe zog; aber sie thaten dem Feinde doch unausgesetzt Schaden, brachten eine Menge Gefangener ein, hoben Munitionstransporte auf, eroberten Geschütze, hielten die Franzosen in steter Furcht, und stellten in Napoleons Rücken zwischen den großen Armeen der Verbündeten eine Verbindung her. Die Franzosen konnten bald keinen Eilboten mehr absenden, ohne ihm hundert und mehr Mann Bedeckung mitzugeben. Fast aller Verkehr mit ihrem Vaterlande war ihnen abgeschnitten. Unsere Streifschaaren ermuthigten aber zugleich durch ihr Erscheinen überall die Bewohner, sich gegen ihre Peiniger zu erheben, und diese erblickten nun überall Feinde. Die Furcht verwandelte bei ihnen jeden Bauer, der auf dem Felde ritt, in einen Kosacken, und so weiß man, daß oft ganze Schaaren Franzosen vor reitenden Bauern ausrissen. Die Kosacken ließen aber auch den Franzosen bei Tag und Nacht keine Ruhe. Bald kamen sie aus dieser Himmelsgegend her, bald aus jener. Habe ich Euch indeß nicht einmal von den Gefechten der Hauptarmee erzählen können, so kann ich noch viel weniger von all den kühnen Streichen dieser Streifkorps Bericht geben; doch Ein Kosackenstückchen darf ich denn doch nicht weglassen, das ist Tschernitschefs Zug nach Kassel.

Zur Zeit als der Kronprinz noch ruhig drüben über der Elbe stand, war diesem kühnen General plötzlich der Gedanke durch den Kopf gefahren, das ganze Königreich Westphalen über den Haufen zu werfen. Der Kronprinz gab seine Erlaubniß zu dem verwegenen Plane aus zwei Gründen, erstens, weil die Kosacken keine Schweden waren, die geschont werden sollten, und zweitens, weil ein solcher Handstreich, wenn er gelang, das französische Ansehen im Westen unseres Vaterlandes vollends zu nichte machen mußte. Doch wurde Tschernitschef die Bedingung gestellt, daß er in 14 Tagen wieder bei der Nordarmee zurück sein müsse. Am 25. September brach der Kosackengeneral mit 2000 Pferden und sechs reitenden Geschützen von Eisleben auf, und umzingelte Kassel schon am 28. des Morgens früh. Zwei Stunden vorher hatte König Hieronymus bereits mit 2 Bataillonen Garde das Hasenpanier nach Frankfurt zu ergriffen, und dem General Alix die Vertheidigung von Kassel überlassen. Tschernitschef theilte seine Kosacken sofort in drei Haufen. Der

eine schwamm durch die Fulda und setzte hinter der westphälischen Majestät her, holte auch die Bedeckung noch ein, nahm ihr 10 Offiziere und 250 Mann ab, und eroberte einen Theil des königlichen Gepäcks. Mit Mühe und Noth wischte Hieronymus noch durch. Tschernitschef selbst marschirte gegen den westphälischen General Bastineller, der von Heiligenstadt her zu Hülfe ziehen wollte. Bei Melsungen traf er ihn. 300 Westphälinger gingen sofort zu Tschernitschef über, und die andern liefen auseinander. Der dritte Haufen endlich hatte Kassel selbst angegriffen. General Alix wollte die Stadt zwar tapfer vertheidigen, aber als Tschernitschef zurückkam, hatte sein Oberst Benkendorff bereits aus Ueberläufern, westphälischen Gefangenen, Studenten, und solchen Bürgern, die noch treu an ihrem alten Landesherrn hingen, ein Infanteriebataillon gebildet und den Sturm tapfer begonnen. Das Leipziger Thor ward erobert, und dieser Erfolg, so wie die Gährung in der Stadt, nöthigten den General Alix zu kapituliren. Er zog mit der 2700 Mann starken Besatzung ab, und mußte dem Sieger seine 22 Kanonen und eine Kriegskasse von 79,000 Thalern übergeben. Unter dem Jubel der Einwohner hielt Tschernitschef am 1. Oktober seinen Einzug in Kassel, und erklärte in einer Proklamation das Königreich Westphalen für aufgelöst. Halten konnte er sich freilich nicht, sondern mußte bereits am 3. Oktober wieder abziehen; er thats aber nicht, ohne dem Hieronymus ein hinlängliches Andenken zu hinterlassen, daß er dagewesen sei. Das Zeughaus wurde geleert, alles königliche Eigenthum, alle Kriegsbedürfnisse und Militärvorräthe nahm er mit sich fort. Diese Eroberung von Kassel brachte eine ungeheure Wirkung in allen Rheinbundstaaten hervor. Sie bewies, wie gehaßt die Napoleonische Herrschaft vom ganzen deutschen Volke war. Und wenn auch auf kurze Zeit die Franzosen Kassel wieder besetzten — im Glauben des Volkes existirte kein Königreich Westphalen mehr. Doch wir müssen von unserem Abstecher nach Kassel zu den großen Ereignissen bei den Hauptarmeen zurückkehren.

Napoleon war schnell von Dresden aufgebrochen; noch immer in der Hoffnung, den Heerabtheilungen der Verbündeten einzeln zu begegnen, und sie wie ein Wetterstrahl schlagen, zerstreuen, wo möglich ganz vernichten zu können. Auf Blücher hatte er es zunächst abgesehen.

Er wollte ihn angreifen, und wenn er wieder auswiche und sich über die Elbe zurückzöge, so meinte er, das Heer des Kronprinzen im Garne zu haben. Napoleon hatte trefflich gerechnet und doch wieder, wie wir gesehen haben, sich verrechnet. Blücher ging nicht über die Elbe zurück, sondern den entgegengesetzten Weg, und Napoleon war mit allen seinen Plänen wieder ins Ungewisse hinausgewiesen. Da saß er nun in seinem Hauptquartiere zu Düben und erhielt eine niederschlagende Nachricht nach der andern. Noch einmal regte sich sein Riesengeist und faßte einen gewaltigen Plan. Er wollte mit seinem ganzen Heere über die Elbe setzen, das Kriegstheater auf die andere Seite dieses Flusses verlegen, Berlin bedrohen, das feindliche Land verwüsten, sich auf seine Elbfestungen, auf Hamburg und Dänemark stützen, ja bis nach der Oderlinie vordringen, seine dortigen Festungen entsetzen und den Polen die Hand bieten zur Befreiung ihres Vaterlandes. In der That hatte er auch seinen Truppen bereits eine darauf zielende Marschrichtung gegeben, Bertrand nach Wartenburg, Reynier nach Wittenberg entsendet. Die preußischen Generale, Tauenzien und Thümen, welche zur Deckung der Elbe stehen geblieben waren, vereinigten sich bei Zerbst und zogen in Eilmärschen nach Potsdam, um Berlin gegen ein etwa vordringendes feindliches Korps, zu schützen, und der Kronprinz von Schweden, als er die Nachricht von dem Abmarsche der beiden französischen Marschälle erhielt, wollte bereits wieder über die Elbe auf seine Rückzugslinie, fand aber glücklicherweise die Brücke bei Acken bereits abgebrochen, und ehe sie wieder hergestellt werden konnte, trafen andere Nachrichten ein. In Düben nämlich ereilte den Kaiser die Kunde von dem Abfalle Baierns, dieses wichtigsten der Rheinbundsländer. Am 8. Oktober war zu Ried der Vertrag zwischen dem östreichschen General Fürsten Reuß und dem baierschen General Wrede geschlossen worden. Napoleon wußte, daß die andern Rheinbundsfürsten dem Beispiele Baierns bald folgen würden, und diese Nachricht gab den Ausschlag. Nun konnte er seinen Plan nicht durchführen, ohne sich jede Rückzugslinie nach Frankreich unmöglich zu machen. Und auch in seiner Umgebung nahm mehr und mehr ein finsterer Geist überhand. Seine Generale waren der Wagnisse, Gefahren und Anstrengungen müde. Der Glaube an Napoleons Stern und

an seine Unbesiegbarkeit war in ihren Herzen wankend geworden. Napoleon fühlte dies und zog sich fast ganz auf sein Zimmer zurück. Das war diesem Manne wohl die größte Pein, den Krieg nicht mehr in seiner Gewalt zu haben, sondern abwarten zu müssen, was seine Feinde beschließen würden. In dumpfem Brüten verbrachte er vier qualvolle Tage im Dübener Schlosse und bekritzelte, vor einem großen Tische sitzend, gedankenlos weiße Papierbogen mit Figuren und Frakturbuchstaben. Einen Augenblick wollte er auch jetzt noch seine überelbischen Pläne festhalten — aber der Widerstand und die Ungeneigtheit seiner Umgebung wuchs so, daß er die Nothwendigkeit nachzugeben einsah. Er rief Reynier und Bertrand zurück, und gab allen seinen Truppen die Richtung nach Leipzig. Er selbst eilte nach dort voraus, um sein Schicksal zu erfüllen. Nun begann für Leipzig, dessen ganze Umgebung ohnedies durch den Krieg furchtbar ausgesogen war, die schwerste Drangsalszeit. Die Dörfer wurden in wenigen Tagen wüsten Stätten gleich; die unglücklichen Bewohner derselben mußten flüchten, ihr Hab und Gut ward vernichtet, den zusammengeraubten Viehheerden wurden die unausgedroschenen Garben aus den Scheunen vorgeworfen.

Werfen wir nun zum Schluß auch noch einen Blick auf unser preußisches Heer, wie es nach allen den Schlachten an der Katzbach, bei Großbeeren, Dennewitz und Wartenburg nun da an unsern Saalufern lagerte. Ein Geschichtsschreiber jener Zeit erzählt: „Ein frommer Heldengeist war in diese armen Leute gefahren, die nun schon wochenlang in den kühlen Oktobernächten unter freiem Himmel kampirten, oft auf nassem Boden und feuchtem Stroh, Manche ohne Schuhe, oder was noch schlimmer war, mit ganz zerrissenen, und das Alles nach angestrengten Tagemärschen, bei täglicher, grimmiger Anstrengung, bei seltenen, kärglichen Lebensmitteln. Ein Geist der Ruhe, der Ordnung, der aufopferndsten Pflichterfüllung durchdrang diese ernsten Männer und die goldenen jungen Burschen, von denen Jeder ein ganzes Heer der Lotterbuben aufwiegt, die jetzt wieder auf dem befreiten Boden mit Frankreich buhlen und liebäugeln und den alten Erbfeind herüberziehen möchten in unser gesegnetes Vaterland. Die einzelnen Abtheilungen wurden wie Familien; das Bataillon war ihre Heimath; der Hauptmann der Hausva-

ter; die Waffen die edelsten Güter des Hauses. Bei allen Beschwerden blieb das Heer heiter, zufrieden, unbekümmert um den Tod, den die nächste Stunde bringen konnte, und wenn die Nacht ihr Sternenzelt über die müden Helden spannte, drangen tausend Gebete für die Freiheit des Landes, für die Daheimgebliebenen, die man schützen wollte, zum Himmel empor, zum Herrn der Schlachten, der seinen Frieden über ihre Seelen goß mitten in dem Getümmel des Krieges.“ Seht! das war unser Heer — eine Streiterschaar, wie sie der Herr sich selber durch eine lange Leidensschule erzogen hatte, um mit ihr das Land zu befreien aus doppelter Knechtschaft, der geistlichen und leiblichen, aus der Knechtschaft von innen und außen. Ein solches Heer war eine Riesenmacht, wider die auch ein Napoleon nicht länger ankämpfen konnte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Leipziger Völkerschlacht.

1 Cor. 15, 17. „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat.“

Der Förster hatte seinen zahlreichen Zuhörerkreis für den heutigen Abend zeitiger bestellt, als gewöhnlich, und begann ernster und feierlicher als je: „Lieben Freunde und Nachbarn! Ihr Alle wißt, was wir vor uns haben. Wir sind zu den wichtigsten und glorreichsten Tagen des ganzen Befreiungskrieges gekommen, und wenn ich mir Alles überdenke, was in diesen Tagen Großes geschehen ist, so weiß ich nicht, wie fertig werden, wenn ich auch nur das Wichtigste und Unerläßlichste wieder erzählen will. Vor allen Dingen laßt mich erst fragen: Wollen wir heute im Geiste die ganze Völkerschlacht noch einmal mit einander durchleben, oder meint Ihr, daß die Portion für einen Abend zu stark wird? Aber, wo soll ich abbrechen? Und ists auch recht, wenn ein Sieger in seinem freudigen Laufe anhält? Nein, es geht nicht anders; wir müssen in Einem Gange durch! Aber freilich, spät wirds werden; drum setzt Euch fest, und ich will in Gottes Namen anfangen.

Ja, in Gottes Namen! denn in demselbigen ist ja recht eigentlich die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und eine größere, folgenschwerere hat unser gan-

zer Welttheil noch niemals gesehen. Es wird wohl auch Keiner von den Jetztgeborenen etwas Aehnliches wieder erleben; doch Gott allein weiß, was der Zukunft vorbehalten ist. Fünf mal hunderttausend Streiter, die Blüthe der Mannskraft von ganz Europa, standen auf dem Raume von wenigen Meilen sich gegenüber, um den letzten, Alles entscheidenden Kampf auf Tod und Leben mit einander zu bestehen. Die Völker aus allen Himmelsgegenden, vom fernen Spanien bis zu den russischen Eisfeldern, vom blühenden Neapel bis zum kalten Schweden konnte man hier beisammen sehen — fürwahr, es war eine rechte Völkerschlacht! Und nicht bloß die Völker, die größten und tapfersten Feldherrn aller dieser vielen Nationen standen Mann gegen Mann sich gegenüber, eine Versammlung ohne Gleichen, und wiederum, nicht bloß ihre Feldherrn, nein, die Monarchen selbst, drei Kaiser und der ritterliche Preußenkönig, ohne die Königlein und Fürsten, welchen nicht Gottes Gnade, sondern Napoleons Willkühr die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, waren in den ewig denkwürdigen Ebenen um Leipzig erschienen. Das mußte wohl eine große Sache sein, um die ein solcher Kampf entbrennen sollte, und wahrlich, es handelte sich um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit, die Frage stand: Recht oder Gewalt, Freiheit oder Knechtschaft, Ehre oder Schande, und das hatten nicht bloß die Fürsten begriffen, es war nicht ein Krieg der Könige gegen Könige, die Völker hatten es ihnen nachgefühlt — es war ein Krieg der Völker gegen Völker. Wie ein neuer Stern mit nie gesehenem Glanze war der fränkische Kaiser am Ruhmeshimmel emporgestiegen, in thörichter Verblendung hatten viele Völker ihm zugejauchzt, und es schien, als sollte durch ihn die alte Sonne der Gerechtigkeit ausgelöscht werden. Er setzte Könige ab und ein nach seinem Wohlgefallen, und rühmte allen Völkern vor mit gleißenden Reden, welche große Güter und Gaben er ihnen bringen werde. Aber der Schein dieser neuen Sonne brachte kein fröhliches Gedeihen in das Völkerleben, alle frischen Blätter und Blüthen sengten, und den Menschen wurde einsam und schauerlich zu Muthe in dem neuen Treiben, vor welchem die alten traulichen Geister der väterlichen Weise mehr und mehr verschwanden. Da zog ein tiefes Sehnen auch in das Herz des zertretenen, deutschen Volkes, und die Seuf-

zer der Unterdrückten und Gemißhandelten stiegen auf zu Gott, fragend, ob er kein Wunder thun, und seine Macht beweisen wollte gegen den, der ihm seine Ehre geraubt hatte. Und siehe! das größte Wunder war bereits geschehen. Der Odem des Herrn hatte die Lande bewegt, hatte Leben in die Todtengebeine gebracht, ein neuer Völkerfrühling war hereingebrochen, und Licht und Finsterniß stritten um die Herrschaft. Darum glänzte es auf Leipzigs Feldern von Waffenschimmer; zwei mächtige Riesen rangen miteinander, von denen Jeder fühlte, es ginge um Sein oder Nichtsein, um Leben oder Tod. Da hielt er, der Sieger in dreißig Schlachten, der Gebieter der halben Welt, ein Eroberer, wie ihn seit Jahrtausenden die staunende Menschheit nicht gesehen hatte, der größte Mann seiner Zeit, und um ihn her seine Schlachtenfürsten und sein Volk, das aus dem Taumelkelch des Ruhmes berauschte, die große Nation, wie sie sich selbst so gern nannte, und Kaiser und Heer wußten, daß all ihr Ruhm auf dem Spiele stand, daß es einer letzten großen Entscheidung gälte. Aber auch die Streiter ihnen gegenüber kannten den Preis, um den gekämpft wurde, und ihre Herzen schlugen in muthiger Todesverachtung, nur mit dem Unterschiede, daß das Feuer, welches in den Franzosenreihen Ruhm, Ehrgeiz und Herrschsucht angefacht hatte, bei uns in den heiligen Flammen der Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht emporloderte.

Viele haben die Meinung ausgesprochen, mit unserem Siege bei Leipzig wäre es nicht so weit her, denn die Uebermacht wäre auf unserer Seite zu groß gewesen, da hätte Napoleon wohl unterliegen müssen. Nun ists wahr, daß die Verbündeten 300,000 Mann ins Feld geführt hatten, während Napoleons Streitmacht in jenen Tagen sich auf wenig mehr als 170,000 Mann belief; aber die so urtheilen, zeigen recht, daß sie von der Kriegskunst nichts verstehen. Erstlich ist ganz unbestritten wahr, daß gegen Napoleons Feldherrngenie keiner der Befehlshaber im Heere der Verbündeten aufkam. Zweitens kann nicht oft genug auf den großen Vortheil auf französischer Seite hingewiesen werden, daß hier nur Einer befehligte, nur Ein Wille herrschte, daß Napoleon des unbedingten Gehorsams aller seiner Unteranführer gewiß sein konnte und daß er als Kaiser selbst Niemandem auf Erden für seine Handlungen verantwortlich war. Alles das ging unserem

Oberbefehlshaber ab, und es war wahrlich ein schweres Stück, so viel verschiedene Nationen, die sich zum ersten Male in solcher Masse auf Einem Schlachtfelde zusammen fanden, in rechter Weise zu leiten und zu regieren. Drittens aber stand Napoleon mit seiner ganzen Streitmacht im Centrum, und die Verbündeten mußten ihn in weitem Kreise einschließen. Wie leicht konnte er da diesen Kreis durchbrechen, unser Heer spalten, den einen Theil schlagen, und welche Verstärkungen konnte er dann noch an sich ziehen, wenn es ihm gelang, bei Leipzig zu entkommen, da unsere wichtigsten Festungen mit bedeutender Besatzung noch in seinen Händen waren. Und überdies, wie wir gleich hören werden, waren am ersten Tage der Schlacht unsere Heermassen noch lange nicht beisammen, und die Kräfte auf beiden Seiten gleich. Also nehme Niemand den Sieg bei Leipzig so leicht.

Am 14. Oktober reiste Napoleon von Düben nach Leipzig ab, blieb aber nicht in der Stadt, sondern hatte sich dicht bei derselben auf freier Straße einen Feldtisch aufschlagen lassen. Sein Hauptquartier kam nach dem Dorfe Reudnitz. Die große böhmische Armee war inzwischen der Stadt von der Südseite her bis auf wenige Stunden nahe gekommen, und noch am 14. fand bei dem Dorfe Liebertwolkwitz zum Zwecke gegenseitiger Erkennung ein hitziges Reitergefecht statt. König Murat hatte sich an die Spitze von sechs alten Regimentern gesetzt, die aus Spanien gekommen waren, und wollte den Unseren zeigen, was französische Tapferkeit sei. Aber er traf auf Reiter, die wohl noch fester in ihren Sätteln saßen, als die seinen, und die in drei harten Stürmen so kräftig mit ihren Säbeln drein hieben, daß er selbst in die größte Noth gerieth. Wenig fehlte, so wäre er gefangen worden. Ein preußischer Offizier griff schon nach ihm mit den Worten: Halt, König! da stieß ihm leider Gottes ein Franzmann den Degen durch den Leib. Nachmittags 5 Uhr wurde der Kampf auf Befehl unseres Feldherrn abgebrochen. Der Zweck war erreicht; Jeder wußte, wen er vor sich hatte. Noch im Laufe desselben Tages kam auch auf Napoleons Wunsch, das hieß in solchem Falle allemal so viel als Befehl, der König von Sachsen mit seiner Familie von Dresden nach Leipzig herüber. Fürst Schwarzenberg aber gab gleichfalls noch an diesem Tage dem General Blücher die Nachricht, er werde am 16.

die Franzosen bei dem Dorfe Wachau im Süden von Leipzig angreifen und rechne darauf, daß Blücher und der Kronprinz einen gleichzeitigen Angriff von der Nordseite machen würden. Auf diese Botschaft hatte Blücher am 15. sein Hauptquartier nach dem Dorfe Großkugel verlegt, und drang in den Kronprinzen, der in Köthen stand, bis Delitsch vorzugehen. Der aber war nicht dazu zu bewegen. Er konnte immer noch den Gedanken nicht los werden, daß Franzosen jenseits der Elbe ständen und hielt sich in Delitsch für zu gefährdet. So brach er zwar von Köthen auf, rückte aber, statt auf den linken Flügel, nach Halle in Blüchers Rücken. Nun war dieser mit seiner Armee wie ein vorgeschobener Posten, und da er nicht wissen konnte, ob Napoleon mit seiner Hauptmacht nicht gegen ihn ziehen würde, wars allerdings sehr gewagt von ihm, unter solchen Umständen allein vorzugehen. Aber er hatte Schwarzenberg sein Wort gegeben, und wäre er nicht vorgegangen, so hätte sich Napoleon mit seiner ganzen Macht auf die böhmische Armee werfen können, und es wäre dann am 16. Oktober wahrscheinlich das Schicksal der Schlacht zu unserem Nachtheile entschieden worden. Als daher Schwarzenberg in der Nacht zum 16. drei große weiße Raketen gegen den dunklen Himmel aufsteigen ließ, leuchteten bald darauf gegenüber im Norden vier rothe Raketen als Antwort empor. Das war das verabredete Zeichen. Nun wußte Jeder, daß er auf den Andern zählen konnte.

Wenden wir uns zuerst zur Schwarzenbergschen Armee. Der ganze 15. war auf beiden Seiten mit Vorbereitungen zur Schlacht zugebracht worden, und am 16. gegen 9 Uhr Morgens befahl der Fürst den Angriff. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm hielten auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe Gossa. Napoleon hatte sich seinen Feldtisch in einer Baumallee bei Wachau aufschlagen lassen, und leitete von hier aus die Schlacht. Er ging mit auf den Rücken zusammengeschlagenen Händen hin und her, sah sehr ernst aus, blickte häufig auf die Landkarte und ertheilte schnell jeden nöthigen Befehl. Alle Augenblicke sprengten Adjutanten herbei, und flogen mit neuen Verhaltungsbefehlen wieder fort. Von unsern Streitkräften fehlten, außer der Nordarmee des Kronprinzen, am heutigen Tage noch das russische Armeekorps des General Benningsen, die sogenannte pol-

nische Armee, so wie eine östreichische Heerabtheilung unter Colloredo, so daß bei Wachau Napoleon sogar in der Uebermacht war. Er hatte 109,000 Vertheidiger gegen 90,000 Angreifende. Unserseits waren nämlich gegen 50,000 Mann in den Gegenden zwischen Pleiße, Elster und Luppe zum gleichzeitigen Angriffe vertheilt worden, und Napoleon setzte diesen nur geringe Streitkräfte entgegen, um seine Truppenmassen auf Einem Punkte sammeln, und es hier zur Entscheidung bringen zu können. Auf allen Punkten erfolgte der Angriff der Unseren mit solchem Ungestüm, daß die Franzosen auf ihrer ganzen Linie ein wenig zurückwichen. Eine unerhörte Kanonade begann auf beiden Seiten, und wurde fünf Stunden lang so heftig fortgesetzt, daß die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte, und die ältesten Krieger versicherten, ein solches entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Der Himmel war am Morgen überzogen; der Kanonendonner erschütterte aber die Luft bald so, daß die Wolkendecke zerriß und heller Sonnenschein bis zum Abend die kämpfenden Heere beleuchtete. General Kleist hatte das Dorf Markkleeberg genommen, und drängte nach Dölitz vor, aber der Fürst Poniatowsky schob ihn wieder zurück. Der Prinz von Würtemberg kämpfte um Wachau, Gortschakoff und Klenau um Liebertwolkwitz. Sechs Angriffe der Verbündeten wurden nach und nach auf diesen Punkten zurückgewiesen. So ging der ganze Vormittag hin. Die Abtheilung des Prinzen von Würtemberg hatte außerordentlich gelitten; Napoleon bemerkte es, und ging von der Vertheidigung nun selbst zum Angriffe über. Er sammelte alle seine Reserven hinter Wachau zu einem großen Schlage gegen das Centrum, und befahl zugleich einen erneuten heftigen Angriff auf die beiden Flügel der Verbündeten. Aber Schwarzenberg, der von dem Kirchthurme zu Gautsch die Bewegungen des Feindes beobachtete, erkannte zur rechten Zeit die drohende Gefahr, berief schleunigst die östreichischen Reserven, und an dem Heldenmuthe der braven Kürassire des Grafen Nostiz brach sich der drohende Sturm. Da gebot Napoleon dem Reiterkönige Murat, die schnelle Entscheidung herbeizuführen. Dieser sammelt sofort die ganze schwere Kavallerie, und an der Spitze von 8000 Pferden bricht plötzlich aus dem Wäldchen links von Wachau der König von Neapel hervor. Mit verhängtem Zügel über Sturz- und Stoppelfelder

gings im rasenden Ritte vorwärts, daß die Erde unter den Tritten der Pferde zu zittern schien. Zwischen den Vierecken unserer Infanterie jagt der Reitersturm durch, und unaufhaltsam, mit einer Schnelligkeit, die Alles vor sich niederwirft, dringt die feindliche Reiterei bis gegen das Dorf Gossa vor. Das Centrum unserer Aufstellung war durchbrochen, die Schlacht schien verloren. Napoleon sandte an den König von Sachsen Boten des Sieges, und befahl, daß zur Feier desselben mit allen Glocken der Stadt geläutet, und daß alle Kirchen aufgethan werden sollten, damit die Leipziger Gott für den Sieg des großen Kaisers danken könnten. Dies geschah; aber während die Glocken tönten, hatte sich das Blatt bereits gewendet.

Fürst Schwarzenberg hielt auf dem Hügel zu Gossa neben den beiden Monarchen, und sah den tollen Reitersturm daherbrausen. Da sagte der im Reiterdienste wohlerfahrene Feldmarschall: „Ihre beste Kraft geht verloren! Sie sind athemlos, wenn sie am Ziele zu sein meinen!“ Dann bat er die beiden Monarchen sich rückwärts zu begeben, da der Feind kaum noch einige hundert Schritte entfernt war, nur der sumpfige Teich bei Gossa lag zwischen ihnen — zog seinen Degen, stellte sich an die Spitze der 400 Mann Leibgardekosacken, welche bloß zur Deckung der Person des Kaisers bestimmt, von Niemand anders als dem Kaiser selbst Befehle annehmen durften, und sprengte mit dieser auserlesenen Schaar hinab nach der Schlachtlinie. Zu gleicher Zeit flog ein Adjutant zu dem neumärkischen Dragonerregimente mit dem Rufe: „Dragoner, rettet die Schlacht!“ — Die französische Kavallerie war in Folge ihres rasenden Rittes richtig außer Athem und beim Aufstellen in einiger Unordnung. Der kräftige Angriff der Leibgardekosacken und der neumärkischen Dragoner setzte ihrem Vordringen ein Ziel. Die stolzen französischen Kürassire wichen vor unserer leichten Reiterei, stürzten durch die Vierecke des Fußvolkes, das ihnen mit raschen Gewehrsalven das Geleit gab, und mußten zurück bis hinter die französischen Kanonen. Die Gefahr war vorüber; unsere Schlachtlinie wieder hergestellt, und mit unerschütterter Ruhe ritt Fürst Schwarzenberg an derselben hinauf. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen hatten ihre Garden vorgehen lassen, und unsere Truppen konnten wieder zum Angriffe übergehen. Die Vortheile, welche die Franzosen errungen

hatten, wurden ihnen wieder genommen — die Schlacht ermattete von beiden Seiten und löste sich allmählig in eine Kanonade auf, der endlich die Nacht ein Ende machte. Die furchtbaren Feuerschlünde kühlten sich ab, der Donner der Schlacht ruhete, und tausend große und kleine Feuer loderten im weiten Kreise um Leipzig durch die schwarze Nacht. Acht Dörfer und Städtchen schlugen in Flammen zum Himmel empor. Viele Tausende schliefen auf diesen Feldern bereits den festen Todesschlaf, und noch viel Mehrere kämpften mit herben Schmerzen und erflehten den Tod als eine Gnade statt ihrer Martern.

Der östreichische General-Feldzeugmeister Giulay hatte auf der Abendseite von Leipzig das Dorf Lindenau, die einzige Rückzugslinie der Franzosen, angreifen sollen, aber den ganzen Tag vergeblich gegen Bertrand gekämpft. Der stark verschanzte Ort wurde zwar einen Augenblick erobert, von den Franzosen aber bald wieder gewonnen, und die Oestreicher hatten sich zurückziehen müssen. Was aber Napoleon in Lindenau allenfalls gewonnen, das hatte er dreifach bei Möckern gegen Blücher verloren. Der alte Held hatte an diesem Tage bereits einen glorreichen Sieg errungen. Vom Kronprinzen im Stiche gelassen, hatte er den General Sacken bei Radefeld als Reserve aufgestellt, da er nicht wissen konnte, wo, und in wie starker Zahl er seinen Feind treffen würde. Die Zahl war ihm auch gleichgültig. Er wollte ja sich und sein eigenes Heer gern preisgeben, wenn die große Sache selbst nur dadurch gefördert wurde. So ließ er denn York auf der rechten, Langeron mit den Russen auf der linken Seite unverzagt vorrücken. Für diesmal hatte ers mit dem französischen Marschall Marmont zu thun, der ihm mit etwa 34,000 Mann entgegenstand, während das Yorksche Korps 21,000, das Langerons 20,000 zählte. Dem General York fiel heute wieder der gefährlichste Posten zu. Marmont selbst stellte sich ihm in dem Dorfe Möckern — Langeron hatte in den Orten Groß- und Klein-Widderritsch zu schaffen, nachdem er seinen Feind aus den Dörfern diesseits hinausgeplänkelt hatte. Möckern war stark besetzt. Gegen 2 Uhr begann der Major Hiller den Sturmangriff. Zweimal dringen seine Scharfschützen in das Dorf, werden aber von dem feindlichen Fußvolke immer wieder zurückgeschlagen. Da zieht er seine Reservebataillone heran, führt sie zum neuen Sturme und

drängt den Feind zu den Gassen des Dorfes hinaus. Hier aber werden die Preußen von einem solchen Kartätschenhagel empfangen, daß sie weichen müssen und das Dorf aufs Neue verlieren. Zum dritten Male sammelt Major Hiller seine letzten Kräfte, und stürmt mit seinen Getreuen hinein in das brennende Dorf. Jedes Haus, jeder Garten muß einzeln erobert werden, so fürchterlich tobt der Kampf, und der Feind wird wieder geworfen. Da geht der Marschall Marmont mit 4 frischen Bataillonen vor, und eröffnet aus 50 Geschützen ein mörderisches Feuer. Prinz Karl von Meklenburg eilt mit der zweiten Brigade dem schon in das Dorf dringenden Feinde entgegen; er wird verwundet und übergiebt das Kommando dem Obersten Lobenthal. Auch dieser stürzt. Bald sind alle Stabsoffiziere der zweiten Brigade, bis auf einen einzigen, entweder todt, oder schwer verwundet, die Bataillone in dünne Haufen zusammengeschmolzen — so furchtbar wirkt das Kartätschenfeuer. Fast ebenso ergeht es der ersten Brigade unter dem Obersten Steinmetz; immer ein Anführer nach dem andern sinkt. Blücher sendet dem General Sacken Befehl, mit seiner Reserve schleunigst zu Hülfe zu eilen; aber York erkennt, daß der entscheidende Augenblick bereits eingetreten ist, daß er es mit eigenen Kräften zu Ende führen muß, denn das verheerende Geschützfeuer reißt die Glieder rottenweis nieder. Er befiehlt einen allgemeinen Sturmangriff. Gerade in diesem Augenblicke fällt eine preußische Granate in einen feindlichen Pulverwagen, zündet, und fünf nebenstehende Wagen fliegen mit in die Luft. Marschall Marmont wird selbst verwundet, Unordnung entsteht, und diesen günstigen Augenblick benutzend, dringt York an der Spitze seiner gesammten Kavallerie vor, während die Generale Horn und Hühnerbein mit dem Bajonnette angreifen. Der Feind muß weichen, kommt nicht wieder zum Stehen und eilt bald in wilder Flucht davon, einen Adler, zwei Fahnen, 53 Kanonen und über 2000 Gefangene in den Händen der Sieger lassend.

Aber theuer war dieser Sieg erkauft worden! 172 Offiziere und gegen 6000 Unteroffiziere und Gemeine waren todt oder schwer verwundet, die, welche nur leichte Blessuren erhalten hatten, gar nicht mitgerechnet. Die Preußen hatten eine Tapferkeit, eine Todesverachtung, eine Vaterlandsliebe gezeigt, die zur Bewunderung hinreißt.

Das waren Männer! Die sterbenden Anführer sammelten ihre Getreuen um sich, und mahnten sie zur Ausdauer in der Todesnoth, indem sie ihre Seelen dem barmherzigen Gott empfahlen. Ich will von den Vielen, die hier den Heldentod starben, nur Einen herausgreifen. An der Spitze seiner Füseliere stürmt der Major von Krosigk ein feindliches Viereck, wirft den Flügelmann nieder, und sinkt in demselben Augenblicke von Kugel und Bajonnet getroffen zu Boden. Die Seinen wollen den Blutenden forttragen; er aber winkt ihnen mit dem Degen und ruft sterbend: „Laßt mich hier, und thut eure Schuldigkeit!" Da setzten die Getreuen die Leiche auf eine kleine Erhöhung, als eine Mahnung zur Rache, gingen hin und thaten ihre Schuldigkeit. 997 Streiter zählte Krosigks Bataillon am Morgen, und hundert waren davon noch am Abend übrig.

Inzwischen hatte Langeron drüben in Groß- und Klein-Widderitsch auch ziemlich aufgeräumt. Er hatte beide Dörfer bereits genommen, als den Franzosen von Leipzig her Unterstützung kam, und sie ihn wieder aus den eroberten Orten vertrieben. Doch gegen Abend warf er sie von Neuem heraus, und drängte sie gleichfalls nach Leipzig zurück. Der fliehende Marmont hatte sich in Eutritsch und Gohlis setzen wollen, die preußische Kavallerie ließ ihn aber nicht zu Athem kommen; er mußte bis in die hallesche Vorstadt von Leipzig zurück. Langeron hatte etwa 1500 Mann durch Tod oder Verwundung verloren und eilf Kanonen erobert. Der Verlust der Franzosen überstieg 10,000 Mann. Der Hauptheld des Tages aber blieb York, und wenn er nicht den Namen von Wartenburg bekommen hätte, so hätte man ihn getrost York von Möckern nennen können. Es war eigentlich ein wunderlicher Mann. Seine Vorgesetzten hatten manchmal schwer Auskommens mit ihm; denn er nahm kein Blatt vor den Mund und tadelte oft heftig. Aber wenn er an der Spitze der Truppen stand, so konnte man darauf rechnen, daß er alle Befehle, mochten sie ihm recht sein, oder nicht, pünktlich ausführte. Darum ließ man ihm auch gern Manches hingehen, und die Soldaten waren beruhigt, wenn sie ihn auf dem Schlachtfelde sahen. Sie fürchteten ihn zwar, aber sie liebten ihn auch, weil er gerecht war und für sie sorgte. Sie nannten ihn wegen seines strengen und ernsten Wesens den Vater Isegrimm.

Während des 17. October, der gerade ein Sonntag war, ruhten die Feindseligkeiten auf beiden Seiten; freilich nicht um des lieben Sonntags willen, sondern die Sache hatte einen ganz andern Haken. Blücher zwar fing am frühen Morgen schon wieder an zu manövriren, aber als Nachricht aus dem Hauptquartier kam, stellte ers ein, und gönnte nun gern seinen Truppen den Ruhetag. Daß diese Waffenruhe den Verbündeten ganz recht war, läßt sich leicht denken. Konnten sie doch nun die noch zurückgebliebenen Heerestheile vollends an sich ziehen. Aber bei Napoleon scheints befremdlich, warum er nicht entweder die Schlacht sofort erneuert, oder wenn er meinte, sich gegen die Uebermacht nicht halten zu können, warum er dann nicht den Rückzug angetreten hat. Nun, er hatte seine guten Absichten. In der Schlacht von Wachau war nämlich der östreichische General Meerveld gefangen worden. Den ließ er vor sich kommen und unterhielt sich auf das Gefälligste mit ihm. Er setzte sich dabei immer noch aufs hohe Pferd, meinte, man solle ihn nicht zum Aeußersten treiben, und das Ende vom Liede war, er schickte Meerveld mit Friedensvorschlägen an seinen Schwiegervater ab. Er wollte bis über den Rhein zurückgehen und Alles bewilligen, was Oestreich von ihm vor den Friedensunterhandlungen in Prag gefordert hatte. Nun durfte er freilich weder angreifen, noch Anstalten zum Rückzuge machen. Ersteres hätte ja seine eigenen Absichten zertrümmert, letzteres wäre ihm für ein Zeichen seiner Schwäche ausgelegt worden. Der östreichische Kaiser aber ließ den Schwiegersohn ohne Antwort; da mußte er denn am 18. den Kampf wieder aufnehmen.

Der alte Blücher aber hatte während des ganzen 17. seine liebe Noth mit dem Kronprinzen von Schweden. Der hatte endlich Nachricht geschickt, daß er von Halle aufbrechen, und sich zum Abend mit Blücher vereinigen werde. Er mochte sich wohl ärgern, daß Blücher ohne ihn einen Sieg erfochten hatte, und that deshalb, als ob die Schlacht bei Möckern nur ein unbedeutendes Gefecht gewesen wäre, was nun vollends Alles im Hauptquartiere auf ihn wild machte. Zuletzt gar, bevor noch sein Heer in die Linie einrückte, stellte er plötzlich an Blücher das wunderliche Verlangen, die schlesische Armee, die erst auf seinen Wunsch an der Saale den rechten Flügel gebildet hatte, sollte nun wieder den

linken Flügel abgeben; das heißt mit andern Worten, sollte auf die vom Feinde wohl besetzte und noch gar nicht angegriffene Morgenseite ziehen, während der Kronprinz sichs mit seinen Schweden auf den Punkten gefallen lassen wollte, welche die braven Preußen mit so schweren Verlusten bereits vom Feinde reingefegt hatten. Auf diese Weise hätte er freilich wieder einen vollkommen gesicherten Rückzug gehabt. Aber nun wurde Blücher denn auch fuchswild, und schlug die Forderung rund ab. Der Kronprinz ließ ihn darauf um eine vertraute Unterredung ersuchen, aber Blücher war einmal falsch geworden, und ließ sagen: „Der Prinz habe so weit her, als er hin. Wenn er was wolle, so solle er selber kommen!" Der alte Degen rechnete jetzt gar nicht mehr auf den Kronprinzen, sondern schickte einen vertrauten Offizier an Bülow, und ließ ihn fragen, ob er auf ihn zählen könnte, wenn's sein müßte, auch gegen den Willen des Kronprinzen. Bülow ließ antworten: es solle sein, wie bei Großbeeren und Dennewitz. Auch der russische General Winzingerode gab sein Wort, Blücher könne auf ihn im Nothfalle rechnen. Der Kronprinz hatte sich indessen eines Bessern besonnen, und ließ noch spät Abends ganz höflich sagen, er wünsche den Angriff für den folgenden Tag mit Blücher zu verabreden. Das zog denn, und Blücher ritt am frühen Morgen des 18. nach Breitenfelde hinüber. Der Kronprinz wollte nun mit seiner Armee auf der Morgenseite angreifen, verlangte aber, Blücher sollte ihm das russische Korps unter Langeron zur Hülfe abtreten. Um ihn bei Gutem zu erhalten, willigte Blücher ein. Auf der Nordseite gabs ohnehin nicht viel mehr zu thun, denn da war der Feind bereits bis in die hallesche Vorstadt zurückgetrieben. Er ließ nun hier bloß sein kleineres russisches Korps unter Sacken vorgehen, und das Feuer unterhalten, während York mit seinen braven Truppen für diesen Tag in Reserve kam. Blücher selbst aber beschloß bei dem Theile seines Heeres, welches zum Kronprinzen stoßen sollte, zu bleiben, um im Falle der Noth doch nach eigenem Ermessen handeln zu können.

Napoleon war am 18. schon sehr früh auf. Er hatte Befehl gegeben, zu besserer Vertheidigung den Aufstellungskreis seiner Truppen etwas zu verengern, so daß die Linie von Wachau freiwillig geräumt wurde, und seine Armee nun einen Bogen von zwei Meilen Ausdehnung in

den zahlreich um Leipzig liegenden Dörfern bildete. Bereits um 2 Uhr Nachts stieg Napoleon in seinen Wagen und fuhr in dem Halbkreise umher, um überall die Stellung seiner Truppen selbst in Augenschein zu nehmen. Für den Fall, daß er die Schlacht verlor, hatte er, wie schon erwähnt, nur die einzige Rückzugslinie durch Lindenau und von da über die Saale. Weil er fürchtete, daß ihm die Verbündeten auch diesen Rückzug abschneiden würden, befahl er dem General Bertrand, mit 10,000 Mann nach Weißenfels vorzugehen, um den dortigen Saalübergang zu sichern. Dann fuhr er von Lindenau nach der Südseite von Leipzig zurück. In einem Bauernhause zu Stetteritz saß er eben beim Frühstück, als der von allen Seiten erschallende Kanonendonner ihn aufs Pferd rief. Rechts neben dem Dorfe Probstheida ist auf einer Höhe, die eine weite Umsicht gewährt, noch jetzt ein einfacher Stein zu sehen, der bezeichnet den Punkt, von welchem Napoleon an diesem ewig denkwürdigen Tage die Schlacht leitete. Er hatte die Anhöhe am frühen Morgen zuerst erstiegen, und hier blieb er auch während des ganzen Tages. Neben ihm stand eine durchlöcherte, halbzerstörte Windmühle, ein mahnendes Bild des von allen Winden abhängigen Glückes.

Napoleons Standpunkte gegenüber, auf einer Anhöhe, die noch heute der Monarchenhügel heißt, übersahen die drei verbündeten Monarchen, die Kaiser Franz und Alexander, und König Friedrich Wilhelm, nebst dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg den ungeheuren Schlachtenkreis. Es war ein Schauspiel, wie es die Welt wohl noch niemals gesehen hat. Zwar hats schon ebenso zahlreiche Heere gegeben, z. B. als die Mongolen unter Dschingischan Europa überschwemmten, aber es fehlte den damaligen Schlachten der majestätische Donner der Kanonen. Hier aber ließen über 2000 Feuerschlünde in fast ununterbrochener Thätigkeit die ganze Erde umher erzittern. Noch bedeckte Nebel die Gegend, aber von dem ungeheuren Geschützdonner brach er sich, wie die Wolken am 16., und die klare Herbstsonne schien bald hell auf die kämpfenden Heermassen, und beleuchtete ein wunderbares Schauspiel. Auf dem Raume von einer Meile ins Gevierte focht eine halbe Million Menschen. Hier wurden brennende Dörfer angegriffen und umgangen, dort plänkelten Tirailleurschwärme; da sprengten Rei-

terregimenter gegen den Feind los; ein Kartätschenhagel warf sie zurück; das Kreuzfeuer der Artillerie wüthete; hinter den angreifenden Linien rückte langsam und wohlbedacht unsere 100,000 Mann starke Reserve nach, und harrte des Befehles, um den entscheidenden Schlag auszuführen.

Die Schlacht verlief im Ganzen regelmäßig. Von der besonnenen Ruhe Schwarzenbergs geleitet, drangen die Unsern allmählig überall vor, und warfen die Franzosen aus einem Dorfe nach dem andern heraus. Mit scharfem Blicke spähete Napoleon umher, ob er nicht irgend eine falsche Bewegung, irgend einen schwach besetzten Punkt gewahren könnte, um solchen Fehler sogleich auszubeuten, aber vergebens. Am fürchterlichsten wüthete der Kampf um Probstheida. Beide Theile stritten um dies Dorf mit blutigster Entschlossenheit. Napoleon sprengte selbst hinab, als die Seinigen zu weichen anfingen, und ließ seine alten Garden vorrücken. Auf unserer Seite zeichnete sich besonders der tapfere Prinz August von Preußen aus. Die Kartätschen schmetterten ganze Reihen nieder. Berge von Leichen und Verwundeten thürmten sich an den Eingängen des Dorfes auf. Probstheida selbst brannte. Bald waren die Unseren, bald die Franzosen Meister. 300 Kanonen donnerten auf diesem Einen Punkte gegen einander. So wars bereits Nachmittags 5 Uhr geworden, da ließ Schwarzenberg auf ausdrücklichen Befehl der drei Monarchen die Angriffe einstellen und zog seine Bataillone zurück. Die Schlacht hatte rings im Umkreise bereits eine solche Wendung genommen, daß man mit Sicherheit annehmen konnte, Napoleon werde Probstheida bald freiwillig räumen müssen. Von allen Seiten, besonders von der Blüchers und des Kronprinzen sprengten die Boten siegreicher Fortschritte herbei, und mit den Fernröhren konnte man jenseits Leipzig den Abzug des Bertrandschen Korps gewahren, woraus man folgerte, daß Napoleon zum Rückzuge sich entschlossen habe. Die Menschlichkeit gebot daher den Monarchen, dem Blutvergießen bei Probstheida ein Ende zu machen.

Der Kronprinz war indessen von der Morgenseite, freilich auf einem Umwege, über das Städtchen Taucha und die dortige Parthabrücke gegen Leipzig vorgedrungen. Blücher hatte sich einen kürzern Weg gewählt. Er ging mit seinen unverzaglichen Russen bei Mokau frisch durchs

Wasser, obschon das Fußvolk bis über den Gürtel hineinfiel, und stand schon in vollem Feuer, als der Kronprinz ankam. Dieser bewährte aber heute auch seinen alten Feldherrnruhm, und leitete die Schlacht mit großer Umsicht und Entschlossenheit, doch nach wie vor mit äußerster Schonung seiner Schweden. Die Franzosen mußten überall weichen. Napoleon, als er Nachricht erhielt, wie schlecht seine Sache hier stände, sprengte selbst einmal nach dem bedrohten Punkte, konnte aber nichts schaffen und kehrte nach Probstheida zurück. Auf dieser Seite standen auch die sächsischen Truppen noch gegen uns, und hier war es, wo sie nun endlich um die eilfte Stunde zu uns übergingen. Die armen Sachsen hatten einen schweren Stand gehabt. Ihr Herz hatte sie längst zu uns herübergezogen, aber ihres Königs Wort, und darum ihre Pflicht, hielt sie noch immer in den Reihen unserer Unterdrücker. Sie fochten tapfer gegen uns; aber wenn die Unseren siegten, so freuten sie sich des Sieges, als wärs ihr eigener. Wenn vom Feinde die Rede war, so dachte man in Sachsen nicht etwa an uns, sondern nur an die Franzosen. Die Stimmung der sächsischen Truppen war zuletzt immer finsterer geworden. Schon als Napoleon in Düben über sie Musterung hielt und mit Schmeichelworten sie anredete, blieb Alles stumm und düster, und nicht Ein Mann war zu bewegen, in das vive l'empereur! mit einzustimmen. Nun war der große Entscheidungstag gekommen, und ohne Verabredung waren alle sächsischen Truppen entschlossen, die Sache der Franzosen zu verlassen. Sie wollten aber noch einen letzten Versuch machen, ob sie es nicht mit ihres Königs Willen thun könnten. Allgemein war der Glaube, daß der sächsische König von Napoleon in einer Art Gefangenschaft gehalten werde. Ein Offizier ward nach Leipzig zum Könige geschickt, um ihm die Stimmung seiner Truppen zu schildern, und ihn zu bitten, daß er die Trennung von den Franzosen gestatten möge. Im Kanonenfeuer wartete das Militair seine Zurückkunft ab. Er brachte abschlägigen Bescheid. „Gerade jetzt müsse man tapfer aushalten!“ war des Königs Antwort gewesen. Aber der Strom war durch solches Gebot nicht mehr zu dämmen. Das Geschütz voran, das Fußvolk hinterdrein, gings um vier Uhr im Geschwindschritte hinüber in unsere Reihen. Nur einige Abtheilungen wurden abgeschnitten und mußten bei den Franzosen bleiben. Im

Blick aber auf ihres Königs Befehl, nahmen die Sachsen am Kampfe keinen Theil, sondern marschirten hinter unsere Aufstellung zurück. Nur ihre Artillerie, vom Kronprinzen dazu aufgefordert, weils an dieser Stelle gerade an Geschütz fehlte, feuerte sofort in die französischen Reihen. Es waren zusammen etwas über 4000 Mann mit 38 Kanonen, die an diesem Tage zu uns übergingen. Für die Entscheidung der Schlacht konnten sie in keiner Weise mehr einen Ausschlag geben, wie die französischen Berichterstatter die Welt gern glauben machen möchten; aber eine große Freude wars allerdings, daß sie noch vor ausgemachter Sache auf unsere Seite traten.

So neigte sich denn der große Tag zu Ende. Hätte ein Josua, wie zu Gibeon, auch heute die Sonne noch wenige Stunden still stehen heißen, so würde die Niederlage der Franzosen noch heute vollständig entschieden sein. So mußte die Vollendung des großen Werkes auf den nächsten Tag verschoben werden. Auf dem Monarchenhügel verweilten noch immer der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, und hierher berief nun auch Schwarzenberg seine Unterfeldherrn, um ihnen mündlich zu eröffnen, was er auf morgen beschlossen habe. Es war ein großer Augenblick nach so vielen Jahren des Unglücks. Auf jedem Angesichte glänzte die Freude des nahen entscheidenden Sieges. Und die Abendsonne, wenige Minuten vor ihrem Untergange, warf ihre letzten Strahlen in die glänzende, feierlich bewegte Versammlung hinein, die sich erst spät trennte.

Ganz anders sah es auf der gegenüberliegenden Höhe aus, von der Napoleon während des ganzen Tages die Schlacht geleitet hatte. Er weilte noch immer bei der zerschossenen Windmühle. Ernst, nachdenkend und in sich gekehrt schritt er umher. Die hereinbrechende Nacht hatte dem Donner des Geschützes allmählig Schweigen geboten. Mit athemlosem Schweigen blickte seine Umgebung auf den ernsten Gebieter. Endlich hatte seine Seele den schweren Entschluß durchgearbeitet. Er sah die Nothwendigkeit des Rückzuges ein. An einem Wachtfeuer mußte Berthier die erforderlichen Befehle ausfertigen. Während dies geschah, überwältigten Napoleon die Anstrengungen des Tages. Man hatte ihm einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er erschöpft in einen kurzen Schlummer versank. Seine Hände ruhten nach-

lässig gefaltet im Schooße, die zahllosen Wachtfeuer rings umher erhellten sein bleiches Gesicht — wie so gar nichts ist doch alle Macht und Herrlichkeit der Menschen — er glich in diesem Augenblicke jedem andern hülflosen Menschenkinde. Seine Generale standen düster und verstummt um das Feuer, und die abziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte der Kaiser und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, als wollte er fragen: „Wache ich, oder träume ich?" Doch sammelte er sich sogleich wieder, ließ sein Pferd vorführen, ritt nach Leipzig, und nahm, eine merkwürdige Fügung des Schicksals, sein Nachtquartier im Könige von Preußen. Fast die ganze Nacht diktirte er Befehle, die, wegen der veränderten Lage der Dinge, nach der Rheingrenze, nach Hamburg und nach Paris gesendet werden mußten.

Schon am Vormittage des 18. Oktober hatte der Rückzug des französischen Gepäckes begonnen, und das war eine endlose Masse. Welch ein unabsehbarer Troß von Menschen, Wagen und Pferden zu befördern war, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß Alles, was seit dem Monate April aus Frankreich herübergezogen war, Soldatenweiber mit ihren Kindern, Wundärzte mit ihren Gehülfen, die Schaaren der Kommissaire mit ihren Helfershelfern, Geschütz und Munition, Wagen und Geräth der Heerhaufen und der Einzelnen, daß dies Alles nun hier in einem Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengehäuft war. Mit Aufgang des Mondes trat jetzt auch die Armee selbst ihre rückgängige Bewegung an. Ein Flammenkreis von brennenden Dörfern umgab Leipzig, dessen Einwohner für ihre Stadt zum 19. das Schlimmste fürchteten. Bertrand war, wie ich berichtet habe, vorausgesendet, um den Uebergang bei Weißenfels zu sichern, aber Blücher hatte bereits am Nachmittage, als er diese Bewegung bemerkte, dem General York Befehl gegeben nach Halle abzumarschiren, um dem Bertrandschen Korps an der Saale zuvor zukommen. Oestreichischerseits hatte der Feldzeugmeister Giulay am Abend gleichfalls Befehl erhalten mit seiner Truppenabtheilung nach Naumburg aufzubrechen und den Paß bei Kösen zu besetzen. Die ganze französische Heermasse mit dem oben beschriebenen ungeheuren Schweif an Gepäck und Geräth hatte nur den einzigen engen Ausweg aus Leipzig, durch das

Rannstäder Thor, die Vorstadt gleiches Namens und dann auf einem nicht sonderlich breiten Damme weiter nach dem Dorfe Lindenau. Auf diesem kurzen Wege hatte sie nur allein sechs Brücken über die Pleiße und die vielen Arme der Elster zu passiren. Die steinerne Elsterbrücke am äußern Thor war unterminirt. Die Armee war zu groß, als daß der Abzug schnell hätte bewerkstelligt werden können, deshalb hatte Napoleon einem beträchtlichen Theile seiner Truppen den Auftrag gegeben, die Stadt aufs Aeußerste zu vertheidigen, bis die Kavallerie, die Garden und die übrigen Truppen abmarschirt sein würden. Später sollten jene dann durch die Korps der Marschälle Makdonald und Poniatowsky abgelöst werden, und unter deren Schutze der Armee nachziehen, Makdonald und Poniatowsky aber den eigentlichen Nachtrab bilden.

Gegen neun Uhr Morgens verließ Napoleon seine Wohnung und ritt in die innere Stadt, um von dem Könige von Sachsen, seinem treusten Verbündeten, Abschied zu nehmen. Der greise Fürst hatte vorgezogen, statt Napoleon zu folgen, in Leipzig zu bleiben und sein Schicksal abzuwarten. Am Königshause entließ Napoleon auch die sächsischen Garden, und ritt quer über den Markt nach dem innern Rannstädter Thore. Hier aber konnte er sich schon von dem furchtbaren Durcheinander überzeugen, welches in allen Straßen der Stadt herrschte. Das Thor war so vollkommen verstopft, daß es unmöglich war durchzukommen. Er ritt auf einem Umwege durchs Petersthor nach dem Rannstädter Steinwege, aber auch hier konnte nur mit Gewalt der nöthige Raum für ihn gemacht werden. Truppen aller Gattungen, Munitionswagen, Marketender, Gensdarmen, Kanonen, Kühe und Schafe, Weiber, Kutschwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Alles hatte sich im wilden Gewirre so enge zusammengepreßt, daß er und sein ganzes Gefolge nur einzeln an der Seite des verworrenen Knäuels sich durchdrängen konnten. Dann folgte er dem Strome bis Lindenau, diktirte in der Mühle daselbst noch ein Schreiben an Makdonald, in dem er diesem befahl, die Stadt so lange als irgend möglich zu halten, und schlief dann, aufs Höchste erschöpft, trotz dem Geräusche der dicht an den Fenstern vorüberziehenden Massen und dem Kanonendonner in Leipzig, ein.

Im Heerlager der Verbündeten wars auch bald

Tag geworden, und von allen Seiten rückten die Truppen zur Erstürmung Leipzigs heran. Bald erschienen Abgesandte von Seiten des Königs von Sachsen und des Magistrats, welche um Schonung der Stadt baten. Man verhieß ihnen, so viel zu schonen, als möglich wäre; doch müsse die Stadt erobert werden, wenn sich der Feind nicht freiwillig und ohne Bedingung ergäbe. Daran war nun nicht zu denken, und so ging nun der Sturm von allen Seiten los. Doch ließ man aus Menschlichkeit keine Granaten in die Stadt werfen, und so kam im Ganzen Leipzig noch besser weg, als es sich am Morgen anließ. Die Franzosen wehrten sich auf allen Seiten tapfer, aber lange konnten sie dem Andrange unserer Truppen nicht widerstehen. Die tapfern Preußen unter Bülow gewannen zuerst das Grimmasche Thor. Sturmmarsch wurde geschlagen und die Landwehr rückte trotz des mörderischen Kugelhagels drauf los. Doch es fehlte an allen Werkzeugen, um das festverrammelte Thor zu sprengen. Da schlägt der Major Friccius mit dem Gewehrkolben eine Wand des Thorschreiberhauses ein, die Soldaten folgen und das Bataillon dringt durch. Aus allen Häusern und Fenstern pfeift ihnen Kleingewehrfeuer entgegen, aber nichts vermag die Sieger mehr aufzuhalten. Bald kommen ihnen vom Hospitalthore her die Russen entgegen. Der alte Blücher hatte es aufs Gerberthor und die Hallesche Vorstadt abgesehen. Aber er konnte vor dem Kartätschenhagel lange nichts schaffen, bis ihm Bülow vom Grimmaschen Thore her Luft machte. Von diesem Sturme aufs Gerberthor schreibt sich auch eigentlich erst Blüchers Name, Marschall Vorwärts, her. Er hielt nämlich da auf seinem Pferde und feuerte die russischen Truppen unter Langeron unaufhörlich an. Aber das war eine liebe Noth; seine Preußen hatte er fortgeschickt und die Russen verstanden kein deutsch und er kein russisch. So brachte er weiter nichts heraus, als: Vorwärts, vorwärts! So viel hatten die Russen doch begriffen, zu wissen, was das bedeute, und diese Worte: Vorwärts, vorwärts! rief nun der alte Degen mit seiner Donnerstimme in eins fort, so lange der Sturm dauerte, und von da an hießen ihn die Russen zuerst den Marschall Vorwärts.

Es ging jetzt auf ein Uhr Nachmittags. Russische Scharfschützen waren durch das Rosenthal gedrungen, hatten sich von hier der Straße nach Lindenau genähert, und

fingen an mit lautem Hurrah die dichtgedrängten Reihen der abziehenden Franzosen zu beschießen. Da flog plötzlich mit lautem Gekrach die steinerne Elsterbrücke vor dem Rannstädter Thore in die Luft. Manche wollen behaupten, auf Befehl Napoleons, der, um sich den Rückzug zu sichern, seinen Nachtrab preisgegeben habe, aber ich mag es nicht glauben. Viel eher scheint mir der mit der Sprengung der Brücke beauftragte Offizier, oder einer seiner Leute bei dem Hurrahgeschrei und dem Schießen der Russen den Kopf verloren und zu schnell angezündet zu haben. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Franzosen, denn noch waren nicht nur die Truppen Makdonalds und Poniatowskys, sondern auch ein großer Theil des Lauristonschen und Reynierschen Korps in der Stadt. Die Masse drängte nun mit dem Feinde auf den Hacken links durch den Richterschen Garten nach der Elster, und versuchte über diesen Fluß zu setzen. Die beiden Marschälle folgten dem Menschenstrome, Makdonald kam glücklich durch, Poniatowsky und der General Dumoustier ertranken im Flusse, mit ihnen die Meisten, welche auf diesem Wege ihre Rettung suchten. Die Uebrigen streckten das Gewehr; die badenschen Truppen gingen zu den Verbündeten über.

Noch wurde der Sturmmarsch überall geschlagen, noch war das Gewehrfeuer nicht verstummt, als der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg ihren Einzug in Leipzig hielten. Der Kronprinz von Schweden eilte ihnen entgegen und die Monarchen ritten unter dem Zujauchzen des Volkes und dem Jubelrufe ihrer Truppen nach dem Markte. Hier erschienen nach einander alle die Helden, welche den großen Sieg erfochten hatten. Vom halleschen Thore her nahte Blüchers hohe Heldengestalt, und zog Aller Blicke auf sich. Auf dem Marktplatze stieg er ab, Kaiser Alexander ging ihm entgegen, umarmte ihn und nannte ihn Deutschlands Befreier. Sogar der Kronprinz von Schweden zollte diesmal seiner Tapferkeit das gebührende Lob. Besonders herzlich begrüßten sich Schwarzenberg und Blücher. Der greise König von Sachsen stand an dem Thore des Hauses, welches er bewohnte, und grüßte die beiden vorbeireitenden Monarchen ehrerbietig; sie erwiederten den Gruß höflich, aber mit ernster Kälte, und ritten ohne anzuhalten vorüber. Da ließ er sie durch seinen Minister um die Erlaubniß bitten, ihnen einen Be-

ſuch abſtatten zu dürfen; aber er bekam die Antwort, daß der ruſſiſche Kaiſer ihn als ſeinen Gefangenen betrachte. Später wurde über ſein Schickſal von den Monarchen dahin entſchieden, daß ihm das königliche Schloß in Berlin zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte angewieſen wurde. Unter Koſackenbegleitung mußte er dahin abreiſen. Es war ſeit langer Zeit das erſte Mal wieder, daß ein gekröntes Haupt vom Looſe der Kriegsgefangenſchaft betroffen wurde. Um 3 Uhr des Nachmittags war auch der Kaiſer Franz nach der Stadt gekommen und mit den beiden andern Monarchen am Grimmaſchen Thore zuſammengetroffen. Auch er empfing den alten Blücher, wie es dieſer Held verdiente. Der Jubel aber wollte nicht enden, als nun die drei hohen Herrſcher mit einander die Straßen durchritten.

Nun ließen ſich auch die Opfer überſehen, welche dieſer Rieſenkampf von beiden Seiten gekoſtet hatte. Genau läßt ſich der Verluſt der Franzoſen nicht angeben, aber er war ungeheuer. Napoleon brachte von ſeinen 171,000 Mann noch nicht volle 100,000 über die Elſter. 20,000 wehrhafte Männer waren gefangen oder übergetreten; alles Uebrige war todt, ſchwer verwundet, oder krank. In den Lazarethen von Leipzig waren 23,000 franzöſiſche Kranke zurückgeblieben. Sieben Adler, über 300 Geſchützſtücke, 100,000 Gewehre und mehr als 1000 Munitionswagen fielen in unſere Hände. Aber auch wir hatten dem Siege gewaltige Opfer bringen müſſen. Ein und zwanzig Generale, ſiebenzehnhundert und drei und neunzig Offiziere und fünf und vierzigtauſend Unteroffiziere und Gemeine waren in dem mörderiſchen Kampfe getödtet oder verwundet worden. Wie theuer der Kronprinz das Schwedenblut gehalten hat, läßt ſich am Beſten daraus ermeſſen, daß der Verluſt der Schweden an Todten und Verwundeten im Ganzen 10 Offiziere und 300 Mann betrug. Vierzehn Tage dauerte es, ehe man mit der Beerdigung der todten Menſchen und Pferde, die nicht ſelten in eine Grube geworfen wurden, zu Ende war. Aber an vielen Stellen, wo hartnäckig gefochten war, fand man keine Franzoſenleichen, denn die franzöſiſchen Truppen hatten während und nach der Schlacht ihre Leichen ſelbſt verſcharrt und meiſt ſo flach, daß die Landleute im folgenden Frühjahre beim Ackern auf dieſelben ſtießen. Die meiſten Leichen wurden bei Probſtheida und Möckern gefunden.

Und bald sollte der Tod noch eine reiche Nachernte halten. Ein verheerendes Nervenfieber brach in Folge des Leichengeruchs aus, und zehntete die Bevölkerung der Stadt. In den Spitälern erreichte die Sterblichkeit eine schauderhafte Höhe. Besonders groß war das Elend der französischen Verwundeten, die nur nach und nach in den Lazarethen und im Grabe untergebracht werden konnten. Viele hatten mehrere Tage lang nicht unter Dach und Fach gebracht werden können, und krochen in den Straßen Leipzigs umher. Der größte Theil der 23,000 französischen Kranken starb. Die Verbündeten hatten ihre Blessirten weiter rückwärts bringen lassen, wo sie in gesundern, weniger ausgesogenen Gegenden bessere Pflege fanden. Es war beim besten Willen nicht möglich gewesen, für alle diese armen Leute zu sorgen. An 50 Lazarethe waren in Leipzig errichtet worden, und die Zahl der Patienten in denselben rechnete man auf 30,000. Auch in der ganzen Umgegend Leipzigs sah es schrecklich aus. Bei einer solchen Masse kämpfender Heere konnte natürlich nichts geschont werden. Ueber 30 Dörfer und Ortschaften waren theils ganz zerstört, oder hatten durch Brand und Beschießung mehr oder weniger gelitten. Leipzig selbst zahlt noch heute an den Schulden ab, welche in jener Zeit gemacht werden mußten.

Nun und ich meine, wir Alle haben auch noch heute eine Schuld abzutragen an jene großen Tage; nämlich die Schuld des Dankes an Gott, dem allein die Ehre gebührt, darnach aber auch eine Schuld an alle die großen und tapfern Männer, welche Deutschlands Schmach in jenen Tagen mit Blute abgewaschen haben. So lange sich unser Volk noch um die Thaten voriger Zeiten kümmert, darf ihr Andenken nicht unter uns verlöschen. Drum in Gemäßheit eines Psalmworts will ich heute schließen: „Meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich nicht gedächte der Tage von Leipzig. Amen."

Achtzehntes Kapitel.

Die Ausfegung Deutschlands.

Zephan. 3, 16. „Laß deine Hände nicht laß werden."

„Man braucht gerade kein großer Kriegskundiger zu sein," sagte der Förster, als Alles Platz genommen hatte, „um herauszuklügeln, was die Verbündeten weiter zu

thun hatten, nachdem der Napoleon aufs Haupt geschlagen war, und mit seiner großen Armee ihnen den Rücken zugekehrt hatte. Zweierlei Arbeit gabs jetzt. Nämlich: frisch hinter drein setzen, und den Franzosen auf den Hacken bleiben, bis der letzte Mann zum Tempel hinaus war — und zweitens, die bedeutenden, vom Feinde noch mit starker Macht besetzten und wohl verproviantirten Festungen mit Ernst zu belagern, damit kein Fleckchen unseres schönen Vaterlandes noch ferner in Feindesgewalt schmachten müsse, aber auch, damit der Feind nicht etwa im Rücken unserer, nach dem Rheine vordringenden Armee, durch Zusammenziehung dieser Festungsbesatzungen an der Elbe, Oder und Weichsel, ein neues Heer von mehr als 80,000 Mann zusammenbringen konnte. Wäre dies geschehen, so hätte sich gewiß auch Napoleon bald wieder gesetzt. Für jetzt ging das Absehen des geschlagenen Kaisers auf die Festung Erfurt, welche in seinem Besitze, und mit Kriegsvorräthen aller Art angefüllt war. Da wollte er seine jämmerlich heruntergekommene Armee mit Schießbedarf, Lebensmitteln und Kleidung vorerst wieder einigermaßen auf die Strümpfe bringen.

Unsere Sache wars demnach, ihn von dieser Straße abzudrängen, oder gar, wenn es sich thun ließe, ihm zuvor zu kommen. Das hatte aber nun seine großen Schwierigkeiten. Erstens konnten die Franzosen besser laufen, als die Unsern, und zweitens war hinter dem französischen Heere her schlecht Fortkommen. Alle Wege waren bis auf den Grund ausgefahren, die meisten Brücken zerstört, und die ganze Gegend auf beiden Seiten des Weges war so rein ausgefressen, wie weiland Egypten von den Heuschrecken. Für Menschen und Thiere mußten deshalb die Nahrungsmittel weit hergeschafft werden. Drittens konnte es gar nichts Widerlicheres, ja Ekelhafteres geben, als der französischen Armee so auf dem Fuße nachzufolgen. Sie hatte aus Leipzig das Nervenfieber mitgenommen, und auf ihrer ganzen Straße lagen Leichen, oder Todmatte, die auf den letzten Augenblick warteten. Die Nachzügler, welche die Kosacken zahlreich einbrachten, trugen meist alle den Tod auf den Gesichtern — und nun denkt Euch, solchen Flüchtlingen auf den Hacken zu sein, jede Nacht auf derselben Stelle, ja vielleicht auf demselben Stroh zu schlafen, wo diese Nervenfieberarmee wenige Stunden zuvor kampirt hatte — brrrr, da kann Einem ganz schlimm werden.

So konnte denn die Verfolgung nicht mit dem gehörigen Nachdrucke betrieben werden. Freilich nach des alten Blüchers Kopfe war das nicht. Wenns dem nachgegangen wäre, so hätte nicht Ein Franzose lebendig über den Rhein kommen dürfen. Er sauste immer hinter ihnen her, wie das böse Gewissen. Schon am 21. bei guter Zeit war er in Weißenfels. Er kam gerade, als eben die letzten Franzosen über die hölzerne Saalbrücke gezogen waren, und fand diese in lichterlohen Flammen. Flugs trommelte Blücher alle Zimmerleute in der Stadt zusammen, und ließ fragen, wer am Schnellsten mit einer Brücke fertig werden könnte. An Holz fehlte es nicht, denn der ganze Fluß lag voll Flöße. Nun war in Weißenfels ein steinalter Zimmermeister, der hatte im Jahre 1757 als Lehrjunge an der Brücke mit gebaut, über die der alte Fritz zur Schlacht von Roßbach gezogen war. Der wußte den Fleck und die Kniffe und Griffe noch, und meinte, in ein Paar Stunden könnte alles gemacht sein. Und der Mann hielt Wort. Wie aber die Brücke fertig war, nahm Blücher den Weißkopf bei der Hand und sagte: „Komm, alter Kamerad! wir Beiden sind hier die Altmeister, wir müssen vortanzen!" und damit schritt er mit ihm voran. Seine Jungens folgten jubelnd nach. Doch ich darf nicht mit Blüchern ins Zeug hineinstürmen, und muß nach der Ordnung erzählen.

Die Franzosen hätten viel besser gethan, wenn sie von Weißenfels gleich nach Naumburg, und hier über die Saale gegangen wären; aber Naumburg war schon von den Oestreichern besetzt. Ihr erinnert euch, daß der General-Feldzeugmeister Giulay den Befehl erhalten hatte, ihnen hier den Paß zu verlegen. Drum mußten sie schon bei Weißenfels übers Wasser, und wollten nun über Freiburg die Straße nach Erfurt gewinnen. Dieser Weg führt aber durch das enge Thal der Unstrut und über diesen Fluß weg. Die Freiburger haben's nicht weit nach Naumburg, und die Naumburger nicht weit nach Freiburg. Damit ihm nun nicht etwa die Oestreicher in die Flanke fielen, hatte Napoleon den General Bertrand mit zahlreichen Streitkräften nach Kösen geschickt, um den dortigen Saalübergang zu besetzen und die Brücke zu zerstören. Die Oestreicher aber machten einen Strich durch die Rechnung, und waren schneller in Kösen als die Franzosen. Am 21. Oktober kam's in dem engen Saalthale zu einem heftigen

Gefechte. Der Donner der Kanonen gab einen furchtbaren Widerhall an den hohen Uferbergen. Leute, die dabei gewesen sind, sagen, es hätte noch schrecklicher gekracht, als bei Leipzig. Es soll ein wahrer Höllenlärm gewesen sein. Noch heutigen Tages sieht man in Kösen Häuser, in denen Kanonenkugeln stecken. Trotz der Uebermacht der Franzosen standen die Oestreicher baumfest, und der General Bertrand mußte mit einem Verluste von 2000 Mann unverrichteter Sache abziehen.

An demselben Tage ging das französische Hauptheer bei Freiburg über die Unstrut. Auf Freiburg aber hatte es unser General York abgesehen, den bekanntlich der alte Blücher schon am 18. Nachmittags über Halle vorausgeschickt hatte. Sich den Franzosen in den Weg werfen konnte er mit seinen Paar Leuten freilich nicht, aber eine gehörige Lektion wollte er ihnen noch nachträglich mit auf den Weg geben. Ueber die hochangeschwollene Unstrut waren zwei Floßbrücken geschlagen worden, und die Franzosen drängten in voller Unordnung mit Angst und Eifer hinüber, denn von Kösen herüber schallte ihnen das furchtbare Kanonengekrach in die Ohren, und Jeder wollte sein Leben salviren. Napoleon mochte an die Beresina denken, und sah überall selbst zum Rechten. Etliche Generale mußten mit Säbel- und Kantschuhhieben nachhelfen, aber das Volk nahm keine Vernunft an, und Mancher fand seinen Tod in den Wellen. Jenseits der Unstrut ging der Weg die steilen Berge in die Höhe auf Eckartsberga. Endlich, als der größte Theil des Heeres hinüber war, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, ritt Napoleon mit seinem Generalstabe selbst über die Brücke. Es war höchste Zeit; denn kaum war er drüben, so erschienen auf den diesseitigen Höhen die Truppen Yorks, und kanonirten ins Thal herunter. Ein Paar Granaten schlugen dicht neben dem Kaiser in die Erde. Sein glänzendes Gefolge, vorab der Hanswurstaufzug des Königs von Neapel, denn der mußte in seiner Kleidung allemal etwas Seiltänzermäßiges haben, gab eine herrliche Zielscheibe für unsere Kanonen ab. „Sire," sagte der Großstallmeister zu Napoleon, der eben durch's Fernrohr sah, „man zielt auf uns!" „Meinst du!" antwortete dieser, und drehte kaltblütig seine Falbe um. Das muß wahr sein, den Kopf behielt er immer oben. Wie schon gesagt, eigentlich angreifen konnte der General York nicht; er

hatte nur gerade genug Leute, um die Verwirrung noch ein gut Theil größer zu machen, und dem Feinde beträchtlichen Schaden zuzufügen. Das hat er denn auch redlich gethan, wenn auch mit ziemlich bedeutendem eigenen Verluste. Auf dem Marsche nach Freiburg hatte übrigens ein Theil seines Korps schon rechtes Kriegsglück gehabt, und 4000 östreichischer Waffenbrüder, die kriegsgefangen nach Frankreich transportirt werden sollten, aus Feindeshänden befreit. Diese beiden Gefechte bei Kösen und Freiburg sind die wichtigsten auf Napoleons Rückzuge bis Erfurt.

Während der alte Blücher auf dieser Franzosenjagd sich warm ritt, kam ihm Prinz Wilhelm von Preußen nach und brachte ihm seine Ernennung zum Feldmarschall. Darüber war große Freude im Heer, bei den Russen ebensowohl, als bei den Preußen; denn die Russen hatten den Marschall Vorwärts gar lieb, und die Kosacken bildeten sich ein, er wäre eigentlich ein geborener Kosacke, aber durch Zigeuner als Kind aus seinem Vaterlande gestohlen. In dieser Zeit kam auch das schöne Blücherlied auf; das wurde gesungen, was die Saiten halten wollten:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert!

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang.
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang;
Hei, wie der weiße Jüngling im Sattel sich schwang!
Da ist ers gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen die Haare standen kraus,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser, da hat ers auch bewährt,
Da hat er viele Tausende schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg.
Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Eisenschlacht!
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen sie so sicher nach letztem harten Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten, Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Du reit dem Glück entgegen, zum Rhein und übern Rhein!
Du alter, tapfrer Degen, und Gott soll mit dir sein.

Am 23. Oktober langte Napoleon in stockfinsterer Nacht vor Erfurt an. Mit nahe an 100,000 Mann war er aus Leipzig geflohen, mit wenig über 70,000 zog er in die Festung ein. Was fehlte, hatte er unterwegs theils in Gefechten verloren, theils auf der Landstraße liegen lassen, theils wars von den Verbündeten kriegsgefangen gemacht worden. Und auch diese 70,000 waren zum größten Theil im kläglichsten Zustande, abgerissen und ausgehungert, Viele ohne Waffen. Nur die Garden und einige Regimenter marschirten noch in kriegerischer Ordnung. Napoleon selbst nannte die Hälfte seines Heeres Kanaillenvolk. In Erfurt wurde zwei Tage Halt gemacht, und das Heer wieder auf besseren Fuß gebracht. Napoleon arbeitete in diesen Tagen unausgesetzt und mit einer Ruhe und Zuversicht, als säße er in seinem kaiserlichen Schlosse der Tuillerien. Er befahl eine neue Truppenaushebung des französischen Volkes, und erließ von hier aus das Dekret zum Zusammentritt der französischen Nationalversammlung, sowie viele andere zur Regierung seines großen Reiches wichtige Maßregeln. Er dachte noch nicht an seinen nahen Sturz, oder wollte doch mit eiserner Stirne dem Schicksale Trotz bieten. Die Verbündeten glaubten, er wolle bei Erfurt ihnen eine neue Schlacht liefern, und um ihre Vordertruppen nicht leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, machten sie Halt, bis die Haupttheile der Armeen heran waren. Napoleon aber dachte an keine Schlacht, und ehe es die Verbündeten meinten, war er am 25. Oktober schon auf der Straße nach Eisenach davon. Nun gings wieder hinterdrein, aber wie ichs Euch schon auseinandergesetzt habe, die Verfolgung konnte nicht recht in Gang kommen. Unsere eigenen Truppen waren durch übermenschliche Anstrengungen im erschöpftesten Zu-

stande. Blücher hatte seinen Jungens fast zu viel zugemuthet. Es wollte schon was sagen, mit den Franzosen gleichen Schritt halten, und nun gar ihnen noch vorkommen, das ging nicht; und wo es ja geschah, da waren die Unsern so abgemergelt von den unerhörten Märschen und in so geringer Zahl, daß sie nichts Rechtes ausrichten konnten. Die Haupttreiber blieben die Kosacken und unsere leichte Reiterei. Die schwärmten unaufhörlich um das französische Heer, wie die Bremsen um ein gejagtes Wild, und machten nicht geringe Beute an Gefangenen, Geschütz und Gepäck.

Indeß bald sollte sich den Franzosen ein anderer Stein in den Weg legen. Das war der bairische General von Wrede. Schon vor der Leipziger Schlacht habe ich Euch erzählt, daß von Seiten Oestreichs eine Heerabtheilung gegen die bairische Gränze aufgestellt war, und daß dann Baiern mit uns gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Weil der General von Wrede ein sehr tapferer Mann war, so gab ihm der Kaiser von Oestreich jetzt auch über seine Truppen den Oberbefehl. Dies östreichisch-bairische Heer nun sollte sich nach Fürst Schwarzenbergs Anordnung in die Maingegend ziehen, um bei einem etwa stattfindenden Rückzuge Napoleons ihm den Weg zu vertreten, ingleichen um alle aus Frankreich nachrückenden Verstärkungen abfangen zu können. Der Rückzug kam schneller als man gedacht hatte; kaum daß Schwarzenberg dem Wrede noch zur rechten Zeit Wind davon geben konnte. Leider hielt sich der bairische Feldherr erst noch ein Paar Tage mit der Belagerung der Stadt und Festung Würzburg auf, und überdies wußte Niemand gewiß, ob Napoleon auf seiner Flucht den Weg über Hanau, oder Wetzlar nehmen würde. So kams denn, als sich endlich die Flucht über Hanau herausstellte, daß ihm Wrede erst bei dieser Stadt und nicht einmal mit allen seinen Leuten, sondern nur mit 40,000 Mann entgegentreten konnte, denn er hatte eine Abtheilung seines Heeres nach Frankfurt vorausgeschickt. Ein Stück diesseits Hanau liegt ein gefährlicher Engpaß, wenn die Baiern den noch rechtzeitig hätten erreichen können, wäre die Gelegenheit viel günstiger gewesen. Es war übrigens ein kühnes Unternehmen mit 40,000 Mann einem Napoleon, der fast über noch einmal so viel kommandirte, den Weg verlegen zu wollen, aber es ging den Baiern wie den Preußen und

Russen vor der Schlacht bei Groß-Görschen, sie mußten sich schlagen. Baiern hatte die Dinge ohnehin lange an sich kommen lassen, und sich fast erst vor Thorschluß von Napoleon losgesagt, nun mußte es auch seinen Bundesbrüdern den Beweis liefern, daß es ihm ein rechter Ernst mit dem neuen Bunde sei. Es mußte seine Scharte auswetzen. Was würde aber unsere Armee, was ganz Deutschland gesagt haben, wenn sich die Baiern aus Furcht vor den Bärmützen der französischen Garde still auf die Seite gedrückt, und nur etwa aus gehöriger Entfernung hinterdrein kanonirt hätten? Nein, das ging nicht! Der tapfere Wrede fühlte, daß er mit seinen Baiern erst die Bluttaufe haben mußte, ehe er ebenbürtig wurde, und stellte sich drum bei Hanau mit seinen 40,000 Mann quer in den Weg. Napoleon wollte es erst gar nicht glauben, daß das bairische Heer wirklich Ernst gegen ihn machen würde, bis ihm der Glaube in die Hand kam. Nachdem es schon an den beiden vorhergehenden Tagen manchen harten Strauß zwischen den beiderseitigen Vortruppen gegeben hatte, kam es am 30. Oktober zu der Schlacht bei Hanau. Die Franzosen schlugen sich tapfer; es galt die Haut sicher über den Rhein zu bringen, und überdies war die Uebermacht auf Napoleons Seite. Der glaubte mit Recht keine Minute Zeit verlieren zu dürfen, weil jeden Augenblick die schlesische oder böhmische Armee ihm auf den Hacken sein konnte, und der alte Schlachtenmeister zeigte hier noch einmal, was er konnte. Als das Treffen im besten Gange war, da hatte er mit einem Male zwischen den Bäumen durch wie ein Wetter seine Kanonen aus dem Walde heraus und auf einen Punkt dicht beisammen. Die Kavallerie mußte im Sturm auf die Flügel, während er mit seinem Kanonenkeile das Centrum spaltete. Zum Unglücke ging den Baiern gerade in diesem Augenblicke die Munition aus, die Pulverwagen konnten nicht schnell genug herbei und der General Wrede mußte zum Rückzuge blasen lassen. Der ging aber bei tapferer Gegenwehr in guter Ordnung von statten, und Napoleon schob nun eilends durch Hanau, um so schnell als möglich Frankfurt zu erreichen.

Kaum ward am folgenden Tage die Gegend von Franzosen leerer, so war auch Wrede wieder da, und warf sich mit Macht auf die französische Nachhut unter Marmont und Bertrand. Er erstürmte Hanau,

wurde aber beim Kampfe um die noch vom Feinde besetzte und hartnäckig vertheidigte Brücke durch eine Flintenkugel schwer im Unterleibe verwundet. Da hatte er, was er haben wollte: die Bluttaufe für die heilige Sache der Befreiung Deutschlands. Zur Freude der Seinigen war die Wunde nicht tödtlich, und er genas schneller, als man zu hoffen gewagt hatte. Für Napoleon aber war die Schlacht bei Hanau ein Bissen, den er seinen Parisern mundrecht zu machen wußte. Er fabelte ihnen von einem großen Siege vor, durch den er die große bairisch-östreichische Armee gänzlich aufs Haupt geschlagen habe; aber wer selbst dabei gewesen war, oder wer auch nur seine Truppen ansah, der wußte es besser. Er hatte an Todten, Verwundeten und Gefangenen in diesen Tagen 20,000 Mann verloren, während der Verlust der Oestreicher und Baiern nur 10,000 Mann betrug, freilich der vierte Theil des Wredeschen Heeres. Napoleon floh nun eilig durch Frankfurt, und von da weiter an den Rhein. Am 2. November überschritt er diesen Fluß. Es sollte Gott sei Dank zum letzten Male sein. Seine Armee war bis auf 50,000 Mann zusammengeschmolzen. Also die Hälfte der Mannschaft, die er aus Leipzig gerettet, hatte ihm dieser Rückzug gekostet. Bis zum 7. November verweilte er in Mainz, dann reiste er ab nach Paris, wo er am 9. eintraf, zum zweiten Male seit Jahresfrist, mit einer nicht bloß geschlagenen, sondern fast völlig aufgeriebenen Armee. Die Verbündeten folgten ihm auf dem Fuße bis an den Rhein, und blieben hier vorläufig stehen, denn des alten Blüchers Plan, gleich vorwärts auf Paris los zu marschiren, ward leider nicht angenommen, obschon unsere Truppen dazumal leicht den Kehraus hätten machen können, da in Frankreich gar kein Widerstand vorbereitet war und Alles in flinker Flucht stand. So wollen wir denn unsere braven Truppen einstweilen ruhig am Rhein stehen und sich von den Kriegsstrapatzen erholen lassen, und uns unterdessen nach andern Ereignissen umsehen.

An demselben Tage, an welchem Napoleon über den Rhein ging, trat auch der König von Würtemberg auf die Seite der Verbündeten. Bis zum 1. Dezember folgten ihm alle Fürsten des Rheinbundes, natürlich mit Ausnahme der Napoleonischen Sippschaft, des Königs von Westphalen und des Großherzogs von Frankfurt. Die alten Regierungen von Braunschweig, Hannover, Hessen-

Kassel und Oldenburg wurden wieder hergestellt, das ehemalig preußische Land natürlich von unserem Könige wieder in Besitz genommen. Für Sachsen, dessen König, wie sich das nach dem, was er für Napoleon gethan hatte, nicht anders erwarten ließ, als Kriegsgefangener behandelt wurde, für das Großherzogthum Frankfurt, für die nicht preußischen Theile des Großherzogthums Berg u. s. w. wurden einstweilen Generalgouverneure eingesetzt, die diese Länder auf Rechnung der Verbündeten bis nach ausgemachter Sache und endlicher Regelung der deutschen Verhältnisse verwalten mußten. Außerdem wurde aber auch nach dem Siege von Leipzig für die deutschen Gebiete, die den Verbündeten anheim fielen, oder mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, eine Centralverwaltung eingerichtet, die für den Unterhalt der verbündeten Truppen und für Beiträge zu den gemeinschaftlichen Kriegskosten zu sorgen, und die Lieferungen und Zahlungen gleichmäßig zu vertheilen hatte. An der Spitze dieser obersten Behörde, die aus russischen, preußischen und östreichischen Beamten gebildet war, stand der Herr von Stein, und sie hatte, um allezeit bei der Hand sein zu können, gar keinen festen Sitz, sondern folgte dem Hauptquartiere der verbündeten Monarchen. So war denn auf das Beste dafür gesorgt worden, daß Alles in unserem Vaterlande mit Ordnung und Gerechtigkeit zuging.

Wir haben nun die böhmische, die schlesische und die östreichisch-baiersche Armee glücklich bis an den Rhein gebracht. Hinter uns gelassen haben wir demnach die russische Reservearmee unter Benningsen und die Nordarmee. Die Erstere wurde zur Belagerung der zahlreichen Festungen verwendet, welche noch in Franzosenhänden waren. Nun ist aber ein Festungskrieg schon für die, welche ihn führen, langweilig; viel langweiliger würde es sein, wenn ich Euch von allen Belagerungen einzeln erzählen wollte, denn Euer Sinn steht doch sicherlich jetzt nach Paris, und Ihr möchtet gewiß Alle je eher, je lieber in dieser alten Teufelsgarküche Einzug halten. So will ich denn nur erwähnen, daß die meisten dieser Festungen bis zu Ende des Jahres kapitulirten, nämlich Dresden, Stettin, Danzig, Lübeck, Torgau und ein Paar polnische noch dazu. Etliche hielten sich noch bis gegen das Frühjahr, etliche gar bis zum Pariser Frieden. Die Ersteren

waren Wittenberg, Küstrin und Glogau, während Magdeburg, Erfurt und Hamburg erst im Mai geräumt wurden.

Die Verbündeten vermutheten, Marschall Davoust werde von Hamburg aus längs der Seeküste nach Frankreich sich durchschlagen, und hatten deshalb im Kriegsrathe beschlossen, daß die Nordarmee gegen ihn aufbrechen sollte. Am 18. November kam der Kronprinz nach Bremen. Davoust konnte aber um so weniger an einen Rückzug nach Frankreich denken, als die Niederlande bereits im vollen Aufstande waren. General Bülow, der Münster für Preußen besetzt hatte, marschirte mit seinen Preußen flugs nach Holland, um dem tapfern Volke dort beizustehen. Er hielt sich nicht lange mit Belagerungen auf, erstürmte mehrere Städte; die Holländer traten überall, wohin er kam, auf seine Seite — kurz, die Sachen gingen hier so gut, daß schon anfangs Dezember das ganze Land wieder frei war, und der Prinz Wilhelm von Oranien als König der Niederlande proklamirt werden konnte. Für Napoleon aber war der Verlust Hollands, dieser Seitenwehr Frankreichs, ein unermeßlicher Verlust.

Während Bülow in den Niederlanden aufräumte, vereinigte sich der Kronprinz mit den Truppen Wallmodens. Nun stand er auf dem Flecke, wo er gern hingewollt hatte, an der dänischen Grenze. Die Dänen hatten nämlich Norwegen im Besitz, und dies Land war ihm von den Großmächten für seinen Beitritt zum Bunde versprochen worden. Um sich vor den Schweden zu schützen, hatten sich die Dänen desto fester an Napoleon angeschlossen, und da sie meinten, die Verbündeten würdens dem Kronprinzen allein überlassen, sich Norwegen zu erobern, so meinten sie auch, es hätte keine Gefahr mit ihnen, zumal Hamburg und Lübeck mit starker französischer Besatzung quer vor ihren Grenzen lagen. Aber sie irrten sich gewaltig. Der Kronprinz nahm jetzt auch einmal die Gelegenheit beim Schopf. Ob er wohl das Bülowsche Korps nach Holland hatte abgeben müssen, so hatte er doch dafür das Wallmodensche wieder gewonnen, und an seinen 24,000 Schweden fehlte ihm fast kein Mann. Weil er nun Gewißheit hatte, daß Davoust nicht nach Frankreich entwischen konnte, so ließ er bloß 7000 Mann unter dem General Woronzow gegen ihn, während er selbst mit einer Armee von 40,000 Streitern ohne Weiteres in Holstein einbrach. Es war jetzt ein ganz anderer Geist in ihn ge-

fahren, und er zeigte, daß es ihm an der nöthigen Entschlossenheit keineswegs fehlte. Aber er war jetzt auch in ganz anderer Lage. Ich habe Euch schon erzählt, daß es mit seinen Aussichten auf den schwedischen Königsthron einigermaßen wackelig stand, und daß er deshalb seine Schweden zu Rathe halten mußte, so lange der Krieg nicht ihrem Vaterlande offenbaren Vortheil brachte. Jetzt aber war das der Fall, und da war er denn auch tüchtig auf dem Plane. Er drang überall siegreich vor, denn die Dänen waren auf nichts vorbereitet, und bald hatte er ganz Holstein inne. Da wurde auf Oestreichs Vermittelung ein Waffenstillstand geschlossen. Die Dänen aber nahmen den Mund so voll, daß mit ihnen kein Auskommen war, gerade so wie sie es jetzt noch machen. Sie wollten Norwegen abgeben, verlangten aber als Entschädigung dafür nicht weniger als die drei Hansestädte, Hamburg, Lübeck und Bremen, sowie das ganze Küstenland von der Elbe bis Ostfriesland, also ungefähr für eine Wurst eine Speckseite. Die lächerlichen Forderungen wurden natürlich verworfen, und am 6. Januar begann der Krieg von Neuem. Der Kronprinz aber rückte so unaufhaltsam vor, daß die Dänen schon 3 Tage drauf anderen Sinnes wurden, sich zum Frieden fügten, und ihr Norwegen unter gelindern Bedingungen abtraten. Die Nordarmee konnte sich in Folge dieses Friedens Ende Januar gleichfalls gegen Frankreich wenden, denn man wollte Hamburg schonen, und meinte mit Recht, Davoust werde die Stadt schon von selbst räumen müssen, sobald Napoleon völlig besiegt und der Krieg gänzlich zu Ende geführt sei.

Nachdem wir also auch die Dänen noch glücklich zur Ruhe gebracht haben — ein Unternehmen, das bekanntlich in unserer Zeit nicht so schnell will von statten gehen, dächte ich, wir thäten für unsere Personen das Gleiche, und wenn uns auch nicht gerade ein Kronprinz zur Ruhe bringen wird, so wollen wir doch schlafen, wie die Prinzen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Rheinübergang.

5 Mos. 9, 5. „Du kommst nicht herein, dies Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit willen; sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Heiden, um ihres gottlosen Wesens willen."

„Heute gehts wohl nach Paris?" fragte am folgenden Abend der Sohn des Buschmüllers, ein junger, feuriger Bursch, dem der Husar schon jetzt im Kopfe stack, obgleich noch volle sechs Monate hin waren, ehe er als Freiwilliger eintreten sollte. „Bis dahin haben wir noch ein gut Stück Wegs," antwortete der Förster, „und überdies brauchts ja nicht immer mit Extrapost zu gehen. Es thut auch gut, wenn man unterwegs zuweilen stehen bleibt, sich besinnt, und den Blick rückwärts wirft auf die bereits zurückgelegte Strecke.

Die Neujahrssonne von 1814 beschien also ein ganz anderes Deutschland, als die vom Jahre vorher. Was damals kaum erst zu sprießen begann, das stand jetzt in voller Blüthe. Aber unser Vaterland war nicht bloß von den Franzosen gesäubert und reingefegt worden, sondern was mir noch viel mehr gilt, unser Volk war auch von der Franzosensucht, die ihm so lange angeklebt hatte, wie's schien, gründlich kurirt worden. Ein Aufschwung, wie ihn der Volksgeist in Preußen in der Zeit von Yorks Uebertritte bis zu des Königs Aufruf erlebte, hatte nun im Spätsommer und Herbste auch im westlichen Deutschland stattgefunden, nur daß unser Preußen, als das Land, welches den bittersten Leidenskelch hatte trinken müssen, auch im Schmelzofen der Trübsal am Meisten von den Schlacken gereinigt, und am Höchsten zu jener Liebe erwacht war, die um die heiligsten Güter wieder zu erringen, das Leben am Liebsten läßt. Drum heißt es auch in einem schönen Liede jener Zeit:

Aber der Geist, der die Preußen hat angerührt,
Der hat es vollführt,
Der ist's, der hat dich geschlagen zumeist.
Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen:
Aber, was dich bezwungen,
Das sind Gottes heilige Flammen!

Ja, Flammen Gottes waren es, die dies Erwachen aus der bisherigen Stumpfheit, dies Anklammern

an den, der allein helfen konnte, dies Ziehen Gottes an den Seelen der Völker hervorbrachten, Flammen Gottes, die von unserem Preußenlande ausgingen, und überall in unserem Vaterlande zündeten. Wie noth es that, daß ein solcher Feuerbrand das Land durchlohete, darauf habe ich schon oft hingewiesen, und muß immer und immer wieder darauf hinweisen. Ich kann's aber nicht besser thun, als wenn ich auf unsere gegenwärtige Zeit mit Fingern zeige. Seht! dieselben Burschen, die sich jetzt wieder in allen Zeitungen breit machen und mit Frankreich liebäugeln, verdorbene Juden und Judengenossen, die einen neuen Messias von Paris her verkündigen, Bastardbrut, der, obwohl unter uns geboren, doch kein Tropfen deutsches Blut in den Adern fließt, Mutterschänder, die den Fremdlingen zum Hohn, ihr eigenes Land und deutsche Art und Sitte mit Koth bewerfen — dies ganze Gesindel hatte sich damals unter Napoleons Schutze natürlich noch breiter gemacht und trug die Nasen noch viel übermüthig höher, als jetzt, sonderlich in den Rheinbundsländern. Feigheit, Eigennutz und verworfenste Gemeinheit machten ganze Scharen derer, die an nichts Höheres und Edleres mehr glaubten, zu den geschmeidigsten Franzosenknechten. An einen Gott im Himmel glaubten sie nicht, drum war Napoleon ihr Gott, auf dessen Allmacht sie ihr Glück bauten, um den sie krochen und wedelten. Nun war das Gottesgericht in Rußland über ihren Götzen gekommen, und das zertretene Deutschland athmete wieder frisch auf. Mit stillem Grimme mußten sie es da erleben, daß das Volk die Franzosenfreundschaft brandmarkte, und den siegreichen Russen überall entgegenjauchzte. Ihr Gott, auf den sie sich verließen, war geflohen. Bald aber kehrte Napoleon aus Frankreich zurück; der Rheinbund mußte gehorsam seine Truppen stellen, und Siegesnachrichten auf Siegesnachrichten erschallten, denn die Schlachten von Großgörschen und Bautzen wurden von den Franzosen überall als große Siege ausposaunt. Da kam denn jenes feige und feile Gesindel im westlichen Deutschland wieder obenauf, und wäre die ewige Angst vor den Kosacken nicht gewesen, so hätten sie es den Patrioten wohl noch besser entgelten lassen. Diese aber lauschten in banger Erwartung auf die endliche Entscheidung, und als die freudige Gewißheit des gerechten Sieges das Land durchflog — da brachs an allen Orten und Enden in hellen Flammen

aus, und jenes Gesindel mußte nun endlich ganz schweigen; schwieg auf eine ganze Reihe von Jahren — ach! ich meinte für immer, habe nicht geglaubt, es noch erleben zu müssen, daß es aufs Neue sein Haupt mit solcher Frechheit erheben würde. O! daß es mich doch Gott nun auch noch erleben ließe, daß der Lästermund ihm aufs Neue gestopft würde, daß ich die Reinfegung Deutschlands noch einmal mit Augen sehen dürfte, daß ichs erlebte, daß unser Volk noch einmal von dem Geiste von 1813 angerührt würde. Nun, was geschehen ist, kann wiederum geschehen. Gott segne unser theures Vaterland!

Die verbündeten Monarchen hatten sich in ihrer ganzen Großmuth gezeigt. Allen Rheinbundsfürsten, die bis dahin noch im engen Bunde mit Napoleon geblieben waren, wurde vergeben. Die Monarchen wollten, nachdem Gottes Gnade ihren Waffen den Sieg gegeben hatte, nun ihrerseits keine Rache üben an denen, die doch nur im Zwange gehandelt hatten. Und dieser Großmuth folgte der Segen auf dem Fuße. Während früher ganz Deutschland zersplittert war, jedes Land und jedes Ländchen nur für sich sorgte und um das Wohl des anderen sich nicht kümmerte, ja jeder Staat im Nachtheil des andern seinen Vortheil zu finden meinte, und eben durch diese Gleichgültigkeit und gegenseitige Mißgunst unser Vaterland einem immer tieferen Verfalle, ja einer völligen Auflösung entgegenging, war nun mit einem Male Alles anders geworden. Napoleon hatte, um Selbstsucht und Eigennutz der deutschen Fürsten zu pflegen, und so der deutschen Eiche die Pfahlwurzel zu nehmen, jedes kleine Ländchen souverain gemacht, und seine List war ihm nur zu gut gelungen. Nun erhob sich aber der fast erstorbene deutsche Geist wie durch einen Zauberschlag in junger Kraft. Nun sprach man wieder von einem Deutschland und von deutschen Brüdern, nun erkannte man, daß Einigkeit und festes Zusammenhalten vor Allem noth thue. O daß in den Fürsten und Völkern allezeit diese Erkenntniß lebendig geblieben wäre!

Die verbündeten Monarchen gingen aber in ihrer Großmuth noch weiter. Sie wollten auch gegen den Feind großmüthig sein, und fingen daher vom Rhein aus Friedensunterhandlungen mit Napoleon an. Wären sie, wie Blücher durchaus haben wollte, gleich im

November frisch über den Rhein und auf Paris losgezogen, so hätten sie viel Blut sparen können und leichten Sieg gehabt, denn Napoleon war fast von allen Hülfsmitteln entblößt. Doch dieser Rath wurde verworfen; man wollte erst die Streitkräfte aus den neu zum Bunde getretenen Ländern an sich ziehen, wollte vorsichtig handeln, wollte versuchen, ob nicht ohne weitern Schwertstreich ein gesicherter Friede zu erlangen sei. Mit Einem Worte, die Diplomaten, der alte Blücher nannte sie immer die Federfuchser, meinten, ihre Zeit wäre nunmehr gekommen. Damals schon erhob im Hauptquartiere eine Friedenspartei wieder den Kopf, die die Sachen nicht aufs Aeußerste getrieben haben wollte, und auch die alte Schlange des Mißtrauens zischte bereits leise wieder ihr Gift in die Ohren. Oestreich fing entweder an, im Stillen eifersüchtig auf Preußens wachsenden Ruhm zu werden, oder dem Kaiser war der Schwiegervater in den Sinn gekommen, und er wollte Napoleon den Daumen nicht gar zu hart aufs Auge drücken. England und Rußland aber dachten bei sich selbst: „Daß uns nur nicht etwa die Deutschen gar über den Kopf wachsen!“ Kurzum, es wurde Napoleon richtig der Vorschlag gemacht, ihm die Rheingrenze, d. h. alles Land bis zum Rheine, und damit so manches deutsche Kernland, zu lassen. Nur auf Holland und Italien sollte er ein für allemal verzichten. O! wie hätten wir doch mit solchem Frieden alle Vortheile des Sieges aus der Hand gegeben! Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, und für seine beharrlichen Verächter giebt es ein Gericht der Verstockung, dem war auch Napoleon bereits anheim gefallen.

Der stolze Kaiser dachte in seinem Herzen an nichts weniger, als an den Frieden. Kaum in Paris angelangt, ließ ers seine erste Sorge sein, eine neue Aushebung von 300,000 Mann anzuordnen. Er hatte den Franzosen die bittern Pillen seiner Niederlagen gar schön zu vergolden gewußt. Da ließ er z. B. von der Schlacht bei Leipzig schreiben: „Am 16. habe er einen großen Sieg erfochten, und am 18. den Kampf gegen weit überlegene Kräfte noch einmal aufgenommen, und würde wieder gesiegt haben, wenn nicht die Sachsen gerade im entscheidenden Augenblicke verrätherisch von ihm abgefallen wären. Nun habe es, da er dennoch das Schlachtfeld behauptet, ganz bei ihm gestanden, nach Magdeburg oder

gar über die Elbe zu marschiren, aber der plötzliche Abfall der Baiern habe ihn für den Rhein bestimmt. Freilich seien ihm bei Leipzig ein Paar tausend Gefangene abgenommen worden, aber daran sei bloß ein einfältiger Kanonier schuld, der die Elsterbrücke zu zeitig gesprengt habe." Kurzum, es sah nach den französischen Berichten akkurat so aus, als ob eigentlich die Franzosen nach der Leipziger Schlacht das „Herrgott dich loben wir" hätten anstimmen müssen, statt daß wir es gethan haben. Wie nun so Napoleon alle Saiten zur Aufstachelung seiner Nation aufzog, um den Krieg wieder mit Nachdruck betreiben zu können, da erließen die Verbündeten am 1. Dezember eine Proklamation an das französische Volk, in welcher sie feierlich erklärten, daß sie nicht gegen Frankreich, sondern gegen die verderblichen Grundsätze Napoleons den Krieg führten. Sie wollten die Unabhängigkeit Frankreichs, aber auch die der übrigen Staaten, und würden nicht eher das Schwert niederlegen, als bis sie dies Ziel erreicht hätten. Diese Erklärung verfehlte denn doch ihre Wirkung nicht, und Napoleon mußte etwas gelindere Saiten aufziehen. Er that, als ginge er auf die Friedensunterhandlungen ein, spielte aber nur sein altes Spiel, nämlich alle Hindernisse, die er selbst dem Frieden in den Weg legte, hinterdrein den Verbündeten zuzuschieben. Doch wollte es ihm damit schon nicht mehr recht glücken. Er hatte in Paris die Nationalversammlung mit einer pomphaften, prahlerischen Rede eröffnet, in welcher er nachzuweisen suchte, daß von seiner Seite zur Herstellung des Friedens Alles gethan sei, und daß darum nichts Anderes übrig bleibe, als ein neuer Krieg. Er hatte gemeint, nach dieser Rede würde ganz Frankreich in Feuer und Flammen stehen, aber die Franzosen waren des Krieges müde, und der größte Theil der Deputirten hatte die Tyrannei Napoleons noch mehr satt und überdrüßig. Darum fiel denn auch die Antwort ganz anders aus, als Napoleon dachte. Man sprach von der Erschöpfung der Nation, und machte ziemlich unverholene Andeutungen auf Napoleons eigenmächtige Art zu regieren. Da schickte Napoleon die ganze Versammlung ohne Weiteres nach Hause. Er löste sie selbst in einer sehr heftigen Rede auf. „Ich allein bin der wahre Stellvertreter der Nation," sagte er zu ihnen. „Wer von Euch vermöchte wohl, diese Last auf sich zu nehmen. Der Thron

ist nur ein Stück Holz mit Sammt überzogen. Ich allein bin der wahre Stellvertreter des Volks. Wenn ich mich nach Euch richten wollte, so müßte ich dem Feinde mehr abtreten, als er von mir verlangt. In einem Vierteljahre sollt ihr Frieden haben, oder ich will untergehen. Jetzt muß man Kraft zeigen. Ich werde die Feinde aufsuchen und werde sie schlagen. Ja, ich bin stolz, weil ich Muth besitze; ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Kehrt in Eure Heimath zurück. Selbst wenn ich Unrecht hätte, so stehts Euch nicht zu, mir darüber Vorwürfe zu machen. Uebrigens braucht mich Frankreich mehr, als ich Frankreich brauche." Solche vermessene Sprache führte Napoleon, und Alles fügte sich. Seine Entschlossenheit trug den Sieg davon. Aber er sollte zugleich auch wider Willen geweissagt haben. In einem Vierteljahre sollt ihr Frieden haben, oder ich will untergehen, hatte er in seiner Vermessenheit gesprochen. Es war am 1. Januar 1814, und genau ein Vierteljahr darauf, am 31. März, fand die Uebergabe von Paris statt. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Die Verbündeten hatten nun Napoleons bösen Willen zum Frieden mit Händen greifen können, und beschlossen denn auch endlich sich nicht länger hinhalten zu lassen, sondern die Feindseligkeiten frisch zu beginnen. Jetzt hatte sich das Blatt völlig um und umgekehrt. Im Jahre 1812 zog ganz Europa im Bunde mit Napoleon gegen Rußland. 1813 hatten sich alle Völkerschaften in zwei große Hälften für und wider ihn getheilt. 1814 war ganz Europa zum Bunde wider ihn gerüstet. Er aber, der Mann mit der eisernen Stirn, verschmähte sich zu beugen; er wollte dem Schicksale Trotz bieten. Und hatte Deutschland so oft von ihm lernen müssen, so wollte er jetzt von Deutschland lernen. Er wollte sein ganzes Volk unter die Waffen rufen, wie es der preußische Herrscher gethan hatte; aber er vergaß, daß dazu das bloße Wort eines Menschen nicht ausreicht, sondern allein der Odem Gottes; daß der Zwang nimmermehr das zu thun vermag, dessen die freie Liebe fähig ist.

Frankreich ist gegen Deutschland durch eine dreifache Reihe von Festungen geschützt, deren erste am Rheine herunter liegt. Diese Festungen, 73 an der Zahl, waren von je der Stolz der Franzosen und auf sie bauten sie auch jetzt.

Im Süden der französischen Grenze liegt bekanntlich die Schweiz, und diese hatte sich in dem bevorstehenden Kriege für neutral erklärt. In Wahrheit aber war sie von Napoleon abhängig, und ihre Neutralität wäre auch allein Napoleon zu gute gekommen. Sie hätte ihm eine Armee erspart, die er gegen diese Seite hin hätte aufstellen müssen. So beschlossen denn die Verbündeten die Neutralität der Schweiz nicht anzuerkennen, vielmehr die Hauptarmee durch die Schweiz nach dem Herzen Frankreichs vordringen zu lassen. Sie bezweckten damit dreierlei: Erstens wurden jene schützenden Festungen umgangen, zweitens bot die Südseite den Truppen einen fruchtbaren Landstrich bis Paris hin, und drittens sollte ein Theil des Heeres seitwärts die Richtung auf Lyon nehmen, um von hier eine Verbindung mit der englischen Armee unter Wellington anzuknüpfen, die, nachdem Spanien von den Franzosen gleichfalls gesäubert war, nun von Abend her über die Pyrenäen in Frankreich vordrang. Der Kriegsplan bestimmte ferner, sobald die Hauptarmee ihren Einbruch von Süden her bewerkstelligt haben würde, sollten alle übrigen, weiter unten am Rheine lagernden Heertheile diesen Strom an Einem Tage überschreiten, die Festungen rechts und links liegen lassen, und in gerader Richtung auf Paris losgehen. Dieser Plan ward pünktlich ausgeführt. Ende Dezember hatte sich die böhmische Armee in Bewegung gesetzt, und gerade am 1. Januar 1814 fand bei den übrigen Truppen der allgemeine Rheinübergang statt. Hei! nun lebte auch Vater Blücher wieder auf, der ohnedies das lange Stilleliegen schier nicht mehr aushalten konnte. Seine Armee setzte auf drei Punkten, bei Koblenz, Laub und Mannheim über. Der Uebergang wurde zu einem wahren Feste für alle deutschen Herzen, nicht bloß weils nun gegen den Feind ging, sondern weil der alte Rhein nicht mehr in der Gewalt der Franzosen blieb, weil nun ein lange unrechtmäßig zurückgehaltenes Eigenthum wieder in unsere Hände kam. Allgemeiner Jubel herrschte in allen Provinzen diesseits und jenseits, sonderlich in Laub, wo der Feldmarschall Blücher selber in der Neujahrsnacht überging. Mitten im Strome liegt hier eine Insel, auf der eine alte Burg, die Pfalz, steht. Auf dieser Insel hielt Vater Blücher und spornte seine Jungens durch manch feuriges Wort an, und auf beiden Ufern, auf den Schiffen und Brücken war

Freude und Frohlocken. Alle Schiffer und Fischer waren mit in Bewegung, und noch heute feiern die Bewohner von Laub das Andenken an diesen Uebergang durch ein Volksfest. Blüchers Russen waren bei Koblenz übergesetzt. Die Stadt liegt jenseits des Rheines, und als sie mit klingendem Spiele hier einrückten, fanden sie auf dem Marktplatze eine Säule, die der französische Präfekt zur Zeit der Einnahme von Moskau hatte errichten lassen mit folgender Inschrift: „Napoleon dem Großen, zur glorreichen Erinnerung an den unsterblichen Feldzug von 1812." Der russische General befahl die Säule unangetastet stehen zu lassen, ließ aber unter die Inschrift schreiben: „Gesehen und genehmigt von uns, dem russischen Kommandanten von Koblenz, im Jahre 1814."

Unsere Streitkräfte hatten sich zwar durch den Beitritt der Rheinbundsfürsten, so wie Hollands und Dänemarks noch bedeutend vermehrt, doch drangen für jetzt nur zwei Hauptheerhaufen, die große 200,000 Mann starke Armee des Fürsten Schwarzenberg, und Blüchers schlesische Armee von 65,000 Mann in Frankreich ein. Später rückten dann noch die Korps von Winzigerode, Kleist, Herzog von Koburg, Kurprinz von Hessen, so wie der größte Theil der Nordarmee nach. Die Würtemberger führte ihr junger, aber tapferer Kronprinz selbst. Rechnet man alle Truppen zusammen, die überhaupt gegen Frankreich auf den Beinen waren, also Festungsbesatzungen und Belagerungstruppen, die Armeen in Italien und Spanien, so wie die Reserven mit eingeschlossen, so kommt die ungeheure Summe von einer Million Streiter mit wenigstens 3000 Kanonen zusammen.

Nun, wenn übrigens Napoleon Alles zusammenrechnen wollte, was er noch in aller Welt Ecken und Enden, in und vor den Festungen, gegen Wellington und in Italien stehen hatte, so brachte er auch an die 600,000 zusammen. Aber auf dem Papier lassen sich solche Zahlen wohl neben einander schreiben, in der Wirklichkeit kosten sie nur ungeheure Geldsummen, sonst stehen sie meist sehr verzettelt umher. So hatte denn auch in der Wirklichkeit Napoleon den 265,000 Mann der Verbündeten nur 150,000 entgegen zu stellen. Von diesen aber standen in der dreifachen Festungsreihe 72,000 Mann, so daß ihm also nur 78,000 blieben, mit denen er frei manövri-

ren konnte. Höher hatte er es trotz der unerhörtesten Anstrengungen nicht gebracht. Die Rekruten mußten aus den Altersklassen von 1802 bis 1814 genommen werden, so furchtbar war Frankreich erschöpft, so rar waren die Männer bereits geworden. Und nun vollends die Ausrüstung! Da fehlte es nicht mehr als an Allem, sonderlich an Pferden und an Waffen. Die Bataillone wurden kaum zur Hälfte vollzählig gemacht, und wenn die Rekruten halb einexerzirt waren, mußten sie bereits eintreten. Napoleon hätte übrigens doch eine gewaltigere Macht aufgebracht, wenn Der im Himmel ihm nicht aufs Neue seinen strafenden Arm hätte empfinden lassen. Durch das aus Deutschland zurückkehrende Heer war die Seuche, die sich im Kriege erzeugt hatte, auch nach Frankreich verschleppt worden, und ergriff besonders die Neuausgehobenen, die, um sie rasch zum Felddienst tauglich zu machen, übermäßig angestrengt wurden. Man hat berechnet, daß dem Kaiser dies furchtbare Nervenfieber in drei Wochen an 70,000 Mann der neuformirten Armee entrissen hat. Da konnte er denn freilich nicht mehr Mannschaft zusammenbringen, als ich eben erwähnt habe, und viel höher hat er es auch im ganzen Feldzuge nicht gebracht, denn wenn er auch fortwährend bedeutende Verstärkungen an sich zog, so gabs auch fortwährend starken Abgang.

Während nun die Verbündeten rüstig in Frankreich vordrangen und die gegen sie aufgestellten Truppenkorps zurücktrieben, hielt Napoleon seine Anwesenheit in Paris noch immer für wichtiger, als die beim Heere. Er ließ kein Mittel unversucht, um die öffentliche Stimmung zu bearbeiten, denn er sah, daß sein Spiel verloren war, wenn er den Krieg nicht zu einem Volkskriege machen konnte. Um sich beim Volke beliebt zu machen, hielt er Umgänge in den Vorstädten, und ließ Geld unter die Handwerker vertheilen. Dabei mußten alle Zeitungen von der Treulosigkeit der Verbündeten, von den barbarischen Verwüstungen unserer Truppen, von der beabsichtigten Zerstückelung Frankreichs, und von seinen eigenen friedliebenden Gesinnungen das Blaue vom Himmel herunterlügen. Er selbst aber führte das große Messer, als wärs ganz ausgemacht, daß es den Russen in Frankreich nicht anders gehen könnte, als den Franzosen in Rußland, wenn nur das Volk seine Schuldigkeit thun würde. Aber mit allen diesen künstlichen Mitteln, und obgleich er alle Blasebälge

in Bewegung setzte, wollte doch das Feuer einer allgemeinen Begeisterung zu keinem nachhaltigen Brande kommen. Von außen hinein läßt sich so etwas nicht blasen, wenns nicht von selbst von innen herausbricht. Zwar brachte er, wie wir später sehen werden, in einigen Provinzen so etwas wie eine Art Volksaufstand zu Stande, aber mit der deutschen Erhebung ließ sich die Bewegung doch im Allermindesten nicht vergleichen. Endlich am 23. Januar ließ Napoleon das ganze Offizierkorps der Pariser Nationalgarden in die Tuillerien kommen, trat, die Kaiserin und seinen Sohn an der Hand haltend, mitten unter sie, und empfahl in einer herzbrechenden Rede sein Theuerstes, was er auf Erden hatte, der Obhut seiner getreuen Pariser. Alle schwuren unter Thränen, so theure Pfänder bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Na, es waren Franzosenschwüre! und in seinem Herzen mag wohl Napoleon selber mehr auf seinen Degen als auf diese Schwüre gebaut haben. Zwei Tage darauf reiste er zu der Armee ab. Er hatte seine Gemahlin und sein Kind zum letzten Male in seinem Leben umarmt.

Damit wollen wir für heute schließen. Es wird mir zu spät, um uns noch in eine Schlacht einzulassen, desto mehr werden wir uns freilich am nächsten Abend herumschlagen müssen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Krieg in Frankreich.

Psalm 109, 17. „Er wollte den Fluch haben, der wird ihm auch kommen; er wollte des Segens nicht, so wird er auch fern von ihm bleiben."

„Na, aber heute kommen wir doch ganz gewiß nach Paris?" fragte der kriegslustige, zukünftige Husar aufs Neue, als die Gesellschaft beisammen war. „Weiß nicht, Velten!" antwortete der Förster, „es ging doch nicht so hitzig, als du wohl möchtest. Vorerst fielen die Unsern wieder in den alten östreichischen Erbfehler, die Truppen zu sehr zu verzetteln, und da nahm ihnen bei Gelegenheit der Altmeister Napoleon auf französischem Grund und Boden noch ein tüchtiges Lehrgeld ab. Sodann, bei allem Respekte vor dem Feldmarschalle Fürsten Schwarzenberg, so war er doch hier in Frankreich ein bischen

zu vorsichtig und zaudernd, so daß der alte Blücher oft genug in seinen Bart brummte. Freilich, unser Einer kann nicht hinter die Koulissen kucken, und Schwarzenberg mag wohl im Hauptquartiere oft genug einen schweren Stand gehabt haben, sonderlich von wegen der leidigen Friedenspartei, die den Monarchen alltäglich die Ohren voll summte, die vielen Federfuchser nicht zu vergessen, die ihren Waizen mit Gewalt blühen sehen wollten.

Der Feldzugsplan der Verbündeten war pünktlich ins Werk gesetzt worden. Die große Armee marschirte von Süden her, die Blüchersche vom Rheine aus gerade auf Paris los. Die entgegenstehenden Truppen mußten weichen. Bei Bar sur Aube sollten sich beide Armeen treffen, aber als es zum Klappen kam, waren unterwegs vor Festungen, zu Rückhalten und Reserven, und wer weiß wozu sonst noch, so viel verzettelt worden, daß Schwarzenberg im Ganzen nur noch 30,000 Mann bei sich hatte. Da gab er denn doch Befehl, daß ein Theil der verläuferten Posten sich nach dem Centrum zusammenziehen sollte. Napoleon hatte es gerade umgekehrt gemacht, und allen von den Grenzen sich zurückbewegenden Truppen die Richtung auf Einen Punkt gegeben, so daß er, als er bei seinem Heere ankam, seine ganze Kraft beisammen hatte. Mit dieser beschloß er sich zuerst auf seinen Hauptfeind, den Blücher, zu stürzen, der sich mit seinen Truppen von der Hauptarmee getrennt, und weiter nach rechts vorgeschoben hatte. Der Feldmarschall selbst stand mit dem Sackenschen Korps von 20,000 Mann im Städtchen Brienne. Sein Hauptquartier war in dem nämlichen Schlosse, in welchem einst die Kriegsschule gewesen war, in der Napoleon die Kunst gelernt hatte, die ihn groß gemacht. Als Blücher von des Feindes Andringen hörte, wollte er zwar nach dem Sammelpunkte zurückgehen, aber Napoleon griff ihn am 29. Januar an, noch ehe sich seine Truppen hatten in Marsch setzen können. Es ging hart her für unsern Feldherrn. General Chateau war mit der Lage des Ortes genau bekannt, und drang mit seinen Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schlosses bis dicht an die hohen Terassen. Kaum daß Blücher so viel Zeit gewann, sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu werfen und den Schloßberg hinunter zu seinen Kriegern zu entkommen. Bis tief in die Nacht hinein wurde gekämpft, doch Blücher, obgleich nicht gerade geschlagen,

mußte der Uebermacht weichen, und sich am folgenden Tage bis auf den halben Weg nach Bar sur Aube zurückziehen. Hier vereinigte er sich mit den Truppen des Kronprinzen von Würtemberg und denen des östreichischen Generals Giulay, und wußte Schwarzenberg zur Annahme einer Schlacht zu bestimmen. Der uneigennützige Feldherr übertrug Blüchern die Leitung derselben. Dieser hatte einige 70,000 Mann beisammen, da auch die Baiern unter Wrede noch zu rechter Zeit zu ihm stießen. Napoleon war eine Meile von Brienne ruhig stehen geblieben, um das Korps des Marschalls Marmont an sich zu ziehen. Er wollte, da er eine Vereinigung aller unserer Streitkräfte fürchtete, nach der Seine zurückgehen, aber Blücher kam ihm jetzt eben so rasch auf den Kopf, als er es diesem 3 Tage vorher gethan hatte. Am 1. Februar ward bei dem Dorfe la Rothiere unweit Brienne, nur 24 Meilen von Paris entfernt, die erste ordentliche Schlacht auf französischem Boden geschlagen. Von beiden Seiten wurde hartnäckig gestritten, oft mitten im tollsten Schneegestöber, daß Keiner seinen Gegner mehr sehen konnte — doch der Sieg blieb unser. Blücher stellte sich selbst an die Spitze der Stürmenden, und rief ihnen zu: „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts; nun will ich euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Da mußte es wohl gehen. Napoleon wurde auf allen Punkten aus dem Felde geschlagen, und es wurden ihm 73 Kanonen und 3000 Gefangene abgenommen. Außerdem hatte jeder Theil wohl an die 6000 Todte und Verwundete. Das war zugleich das erste Mal, daß Blücher dem Napoleon persönlich gegenüberstand, und zwar nicht einmal mit seinen Preußen, die noch nicht heran waren, sondern nur mit einem Theile seiner Russen, und zum größten Theile mit Rheinbundstruppen. Ihr seht, daß diese ihre Probe gut bestanden haben.

Dieser Sieg machte einen gewaltigen Eindruck. Auf französischer Seite brachte er eine allgemeine Entmuthigung zu Wege, denn nun war der unüberwindliche Kaiser im eigenen Lande von Blücher geschlagen worden, und viele Neueingetretene verließen in den nächsten Tagen seine Fahnen und zerstreuten sich in die Wälder. In unserm Lager war aber die Freude und der Jubel und der Zusammenhalt der Truppen groß, das läßt sich leicht begreifen. Nur der Friedenspartei im Hauptquartiere kam dieser Sieg im Grunde recht ungelegen. Sie wollte ja Frankreich so gerne

groß und stark und glücklich machen. Nun hatte der Haudegen Blücher wieder Alles in Feuer und Flammen gesetzt, und wollte gleich gerade auf Paris losstürmen. Nach der verlorenen Schlacht zeigte sich indessen Napoleon viel zahmer und zu Friedensunterhandlungen geneigter. Flugs ward denn auch durchgesetzt, daß zu Chatillon ein neuer Friedenskongreß zusammentreten sollte; zwar unbeschadet des Krieges, der seinen Fortgang nehmen könne — aber man setzte es doch durch, daß Napoleon in den nächsten Tagen von der großen Armee nicht weiter inkommodirt wurde, statt daß diese den Sieg hätte ausnutzen sollen. Unserm alten Feldmarschall wollte solches Verfahren durchaus nicht in den Kopf, er trennte sich sofort wieder von der Hauptarmee, und beschloß mit seiner schlesischen seinen Gang allein zu gehen, das heißt immer gerade auf Paris los. Er meinte, Napoleon habe in allen Hauptstädten Europas Visite gemacht — wir dürften ihm keine Höflichkeit schuldig bleiben, und müßten schlechterdings unsere Gegenvisite in Paris abstatten. Auch hoffte er, wenn er nur frisch voranginge, so würde Schwarzenberg schon von selbst nachkommen. Aber darin irrte er sich leider gewaltig.

Napoleon dagegen sah schärfer. Dessen Lage wurde mit jedem Tage verzweifelter. Alles Vertrauen auf ihn war erschüttert, nur ein schnelles Waffenglück konnte ihn aus so großer Noth retten. Da ließ er der großen Armee, die jetzt aus ungefähr 100,000 Mann bestand, nur 20,000 unter Viktor und Oudinot gegenüber, und warf sich mit seiner übrigen, gesammten Mannschaft in etlichen Gewaltsmärschen quer durch die große, jetzt fast grundlose Ebene zwischen der Seine und Marne auf die schlesische Armee, die im Vertrauen auf den nachrückenden Schwarzenberg korpsweise in weiten Zwischenräumen auf der Straße nach Paris zog. Ihr Vortrab war nur noch 15 Stunden von der Hauptstadt entfernt. Ganz Paris zitterte. Da überfiel Napoleon am 10. Februar den Nachtrab der voranziehenden Russen. Er rieb diese 5000 Mann starke Abtheilung fast gänzlich auf, trennte dadurch die schlesische Armee, griff dann zuerst die Generale Sacken und York an, nöthigte sie zum Rückzuge, und warf sich dann rachedurstig mit dem heftigsten Ungestüm auf den zu Hülfe eilenden Blücher. Ein schöner Siegespreis stand ihm in Aussicht, wenn er den kleinen

Haufen des Feldmarschalls überwältigt hätte. Blücher, Gneisenau, Kleist, Ziethen, Prinz August und viele Andere unserer trefflichsten Führer waren hier vereinigt. Für solchen Gewinn setzte er Alles daran. Er wußte, daß er in Blüchern die Seele des ganzen Krieges bezwang. Wüthend stürmte er in die Flanken der Preußen. Und freilich ja, er nöthigte uns mit seiner Uebermacht zum Rückzuge, aber derselbe fand unter steten Gefechten und in todesmuthiger Ruhe und Kaltblütigkeit statt. Die Unsern wußten auch, was es galt, und an ein gänzliches Zersprengen der schlesischen Armee, wie es Napoleon beabsichtigte, war nicht zu denken. Vier lange Stunden gings durch ein offenes, flaches Feld, wo nichts gegen die Angriffe der Reiterei schützte, aber mit ruhiger Zuversicht in den Zügen sah man unsern Feldherrn ernst und besonnen immer an den Orten reiten, wo die Gefahr am größten war. Keins unserer Vierecke wurde durchbrochen, kein Haufen wich aus seiner Schlachtordnung. Unser tapferer Prinz August kommandirte das Geschütz und war entschlossen, lieber zu sterben, als sich gefangen zu geben. Aber diese Tage vom 10. bis zum 14. Februar kosteten der schlesischen Armee doch an 15,000 Mann und 27 Kanonen. Am 15. hörten plötzlich die Verfolgungen auf, und am 17. stand Napoleon bereits wieder der Schwarzenbergschen Armee gegenüber, die unterdessen langsam vorgegangen war, und die beiden Marschälle zurückgetrieben hatte. Hier griff Napoleon eben so plötzlich die vorgeschobenen Truppen der Generale Wittgenstein und Wrede an, schlug sie am 17., wandte sich dann am 18. gegen den Kronprinzen von Würtemberg, drängte ihn gleichfalls zurück, und rieb sein tapferes Korps fast zur Hälfte auf. Nun hatte auch Schwarzenberg seine Lektion.

So sehr nun diese Verluste zu beklagen sind, und obgleich dem alten Blücher, wegen seines allzukecken Vordringens, Vorwürfe gemacht werden können, so hatten diese Tage der Niederlagen doch fast eben so segensreiche Folgen, als die Schlacht bei Leipzig. Wollt Ihr wissen, wie ich das meine? Wir sind durch dieselben vor einem schimpflichen Frieden bewahrt worden, vor einem Frieden, der doch nimmermehr Europa wieder zur Ruhe gebracht hätte. Es war schon nahe daran, daß er abgeschlossen werden sollte, doch nun trat Napoleon auf die Hinterfüße. Die Friedensbedingungen,

wie er sie nach der Schlacht von Brienne selbst vorgeschlagen hatte, zerriß er mit den Worten: „Ich bin jetzt näher an Wien, als die Verbündeten an Paris!" Er verwarf das Anerbieten eines Waffenstillstandes, und suchte seine Siege auf alle Weise auszubeuten. „Beide Armeen sind im Rückzuge," ließ er ausposaunen; die Gefangenen wurden im Triumpfe umhergeführt; Dank- und Freudenfeste wurden veranstaltet, und die gänzliche Vernichtung unserer Heere als unausbleiblich angekündigt. Und wirklich gelang es ihm auch in Paris und einigen Provinzen einen Schwindelgeist zu erregen, wie er ihn zu einem allgemeinen Volkskriege so gern haben wollte. Da mußten denn doch dem Blindesten die Augen über Napoleons eigentliche Absichten aufgehen.

Unterdessen hatten Blücher und Schwarzenberg ihre Armeen wieder vereinigt, und Schwarzenberg dachte ernstlich an eine Hauptschlacht. Seine Armee zählte mit der Blücherschen zusammen ungefähr 150,000 Köpfe und Napoleon stand ihm nur mit etwas über 60,000 Mann gegenüber. Da liefen im Hauptquartiere von Lyon ungünstige Nachrichten ein. Der Marschall Augerau hatte dort an 20,000 Mann zusammengebracht, und mit denselben unsere leichten Truppen zurückgedrängt. Schwarzenberg glaubte seinen Rücken gefährdet, und schickte starke Truppenabtheilungen zu Hülfe. Dadurch war die vereinigte Armee bis auf 120,000 Mann heruntergebracht, und er hielt es nun mit dieser Streiterzahl für zu gewagt, dem Napoleon im Feindeslande eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Bei einem Kriegsrathe der Monarchen und Feldherren drang er mit der Ansicht durch, sich für jetzt mit der ganzen Armee ein gut Stück zurück-, und erst neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Zugleich sollten neue Versuche gemacht werden, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Während dies im Hauptquartiere verhandelt wurde, hatte der alte Blücher bei Mery den Angriffen Napoleons tapfer Stand gehalten, und den Ort auch in vollen Flammen behauptet. Als er aber von dem beschlossenen allgemeinen Rückzuge hörte, wollte er schier aus der Haut fahren. Er ließ die dringendsten Vorstellungen im Hauptquartiere machen, aber vergebens. Glücklicherweise wies Napoleon den Waffenstillstand trotzig zurück. Blücher hoffte aufs Neue, als aber dann doch die Nachricht kam, der Rückzug solle angetreten werden, da

brach sein Zorn aus, wie ein schweres Gewitter, und seine Preußen und Russen wurden mit ihm ganz ingrimmig. Blücher hatte mit vollem Rechte die feste Ueberzeugung, die Armee, einmal im Rückzuge, werde bis an die Grenze zurück müssen. Damit aber wäre Alles verloren gegeben, denn in dem Maße, als unsere Truppen zurückwichen, mußten sie auch muthlos werden, während im Gegentheil ein Siegesschwindel das ganze französische Volk unter die Waffen gerufen haben würde. Zudem hätte der Rückzug durch bereits ausgesogene Provinzen geführt, in denen unsere Mannschaft an allem Nöthigen hätte Mangel leiden müssen, und deren Einwohner durch Beraubung des Letzten, was sie hatten, vollends zur Verzweiflung gebracht worden wären. Nun hatte auch der alte Degen beim Uebergang über den Rhein geschworen, er wolle nicht anders denn als Sieger über diesen Fluß zurückkehren, und darum beschlossen er und sein ganzer Generalstab, sich auf den Rückzug des größern Heeres schlechterdings nicht einzulassen, sondern den Marsch auf Paris unverrückt fortzusetzen. Das war aber nur mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich, wenn Blücher das russische Korps von 25,000 Mann unter General Winzigerode, welches weiter nach Norden stand, und das des Generals Bülow, der mit 20,000 Mann eben aus den Niederlanden vordrang, an sich ziehen durfte. Er schrieb eigenhändige Briefe an den König von Preußen und den Kaiser von Rußland und bat auf das Dringendste und Beweglichste um Vollmacht zu diesem Schritte, und unser hochseliger Herr setzte denn auch die Genehmigung dieses Planes im Kriegsrathe durch. Blücher bekam nicht nur freie Hand, sondern auch die beiden genannten Korps zu seiner Verstärkung, ja es wurden ihm noch ein Paar ebenfalls im Heranzuge begriffene Abtheilungen vom Kleistschen und Langeronschen Korps von 20,000 Mann zugesagt, so daß er, wenn alle diese Truppen zu ihm gestoßen waren, wieder über 100,000 Mann zu kommandiren hatte. Sein König schrieb ihm, es solle umgekehrt sein, wie im vergangenen Frühjahre, wo, wie Ihr wißt, dem Schwarzenberg das Angreifen, Blüchern aber das bloße Hin- und Hermanövriren in die Instruktion geschrieben war. Da lachte dem alten Helden das Herz, und während die Hauptarmee richtig ihre rückgängige Bewegung ausführte, machte er einen Gewaltsmarsch nach Norden, um sich so schnell als möglich mit

Bülow und Winzigerode zu vereinigen. Bei der Stadt Soissons sollten sich die drei Heertheile begegnen, und als Blücher hier eintraf, hatten sie die beiden Generale bereits erobert.

Napoleon, als er von dem Marsche der schlesischen Armee hörte, erkannte sofort, wo das Herz des Krieges schlug, ließ gegen die Hauptarmee nur die beiden Marschälle Oudinot und Makdonald, und folgte mit seiner Hauptmacht Blüchern auf dem Fuße nach. Unser Feldmarschall hatte sich schon ein Schlachtfeld ausgesucht, nämlich bei der Stadt Laon, und ließ den General Bülow hier Posto fassen, während die übrigen Truppen Befehl erhielten, sich, wenn sie angegriffen würden, fechtend nach diesem Punkte zurückzuziehen. Beim Hin- und Herziehen vor der Schlacht warf sich Napoleon mit großem Ungestüm auf unsern rechten Flügel, der aus den Russen unter Woronzow bestand, und da der General Winzigerode, der mit 10,000 Pferden dem Feind in den Rücken kommen sollte, sich leider verirrt hatte, und darum zur rechten Zeit ausblieb, wurden jene Russen hart mitgenommen. Dadurch hatte sich zwischen Russen und Preußen wieder eine Art Mißstimmung eingenistet, und eine ordentliche Schlacht that dem Geiste des Heeres eben so noth, als damals an der Katzbach. Blücher dachte: „da sollen meine Preußen mal wieder voran und Alles ins Gleiche bringen."

Schon am 9. März griff Napoleon unsere Armee bei Laon an. Blücher war krank geworden, litt am Fieber und an einer heftigen Augenentzündung, aber er ließ sich nicht abhalten, selbst aufs Schlachtfeld zu kommen, und als der dichte Nebel fiel, und er die Lage der Dinge überschauen konnte, waren auch schnell seine Maßregeln getroffen. Napoleon hatte eigentlich gewollt, am folgenden Tage solle erst die Hauptschlacht stattfinden und heute nur eine Art Vorspiel; aber der alte Blücher wollte anders, und machte noch desselbigen Tages den Kehraus. Er hatte im Sinne mit seinem linken Flügel, auf dem die Preußen standen, den Hauptschlag auszuführen, und suchte deshalb Napoleon zu verleiten, sich vorzugsweise auf seinen rechten zu werfen. Darum ließ er diesen rechten Flügel, so wie sein Centrum, hitzig vorgehen. Napoleon mußte denn auch seine Kräfte vornehmlich nach diesen beiden Seiten verwenden, und nachdem man sich den ganzen Tag herumgeschlagen hatte, ohne daß die Franzosen irgend in

Vortheil gekommen wären, glaubte der Kaiser mit einbrechender Nacht die Arbeit für heute gethan, und seine Truppen richteten sich für die Nacht im Bivouak ein. Aber Blücher dachte noch nicht an Feierabend, und hieß nun seine Preußen erst munter sein. Alles ging in größter Stille vor sich. General Ziethen hatte mit der Kavallerie des Feindes Flügel umgangen, unser Prinz Wilhelm führte die Infanterie selbst im Sturme vor. Plötzlich brach Alles wie ein Hagelwetter los. Das Dorf Athies ward im Sturme genommen. Die Franzosen wollten sich setzen, und unsern Gruß mit Kartätschen erwiedern, aber ohne einen Schuß zu thun, wie bei Wartenburg, liefen die preußischen Truppen mitten im Kugelregen vor, und der Feind, von allen Seiten angegriffen, war in wenigen Minuten auseinandergeworfen und floh in wildester Verwirrung davon. Die Franzosen konnten gar nicht wieder zum Stehen kommen, obgleich in der stockdunklen Nacht die Preußen nicht an weiteres Verfolgen denken konnten. Der ganze rechte Flügel war zersprengt worden. Das sämmtliche Geschütz, 50 Kanonen mit 100 Munitionswagen fiel in unsere Hände. 2000 Gefangene wurden gemacht und 1000 blieben todt auf dem Platze, während die Unseren bei dieser Nachtparthie bloß 300 Mann verloren hatten. Napoleon konnte am andern Tage nichts mehr schaffen und mußte mit sehr heruntergekommener Armee abziehen. In seinem Schlachtberichte that er bloß das kurze Bekenntniß: „Er habe die Höhen von Laon uneinnehmbar gefunden.“ Es läßt sich doch jedem Dinge in der Welt ein hübscher Namen geben. Ich muß bei solcher Gelegenheit immer an die drei Morgen Hungerland denken, welche in der hiesigen Pfarrmatrikel also bezeichnet sind: „Können die größte Nässe vertragen.“

Napoleons Angriff hätte ihm aber leicht noch viel übler bekommen können, denn Blücher hatte seine Truppen noch nicht einmal Alle ins Feuer gebracht, und den kühnen Plan entworfen, Napoleon zu umgehen, ihm den Rückzug abzuschneiden, und so sein ganzes Korps aufzureiben. Nun war aber der Feldmarschall so ernstlich krank geworden, daß seine Generale diese Unternehmung, da er nicht selbst dabei thätig sein konnte, für zu gewagt hielten. Die bereits abgeschickten Truppen wurden zurückgerufen, und auch die Verfolgung konnte nicht mit rechtem Nach-

druck betrieben werden. Auf seinem Rückzuge nahm Napoleon dem russischen Generale St. Priest, der mit etwa 10,000 Mann Reserven aus Deutschland nachgerückt war, und zu Blücher stoßen sollte, die Stadt Rheims, die er am 12. März erstürmt hatte, wieder ab, bei welchem Kampfe der russische General selbst das Leben verlor, und ein großer Theil seiner Leute aufgerieben wurde. Dann wandte sich der Kaiser schnell wieder gegen die Hauptarmee. Diese hatte nämlich inzwischen auf ihrem Rückzuge denn doch Halt gemacht, die beiden Marschälle geschlagen und zurückgetrieben, und ungefähr ihre alte Stellung wieder eingenommen. Als dann die Nachricht von Blüchers gewonnener Schlacht einging, beschloß Schwarzenberg auch seinerseits wieder vorzurücken.

Die Friedenspartei im Hauptquartiere war um diese Zeit so ziemlich ganz aufs Maul geschlagen. Die Unterhandlungen zu Chatillon hatten immer noch fortgedauert, waren aber stets an Napoleons Eigensinn gescheitert. Nun fiel den Verbündeten zum Ueberflusse ein Brief Napoleons an seinen Minister in Paris in die Hände, in dem ers ganz klar aussprach, daß alle seine Anerbietungen blos Blendwerk seien, daß er auf sein Waffenglück, auf die Uneinigkeit unter den Verbündeten, und auf seine guten Freunde, die er noch an etlichen dieser Höfe habe, rechne. Da erkannte man endlich, wie's gemeint war, und daß nicht die Feder, sondern nur das Schwert entscheiden könnte. Nun hatte der alte Blücher auf einmal recht, daß nur in Napoleons völligem Sturze der Frieden, und nur in der Einnahme von Paris Napoleons Sturz zu erreichen sei. Und aufs Neue verpflichteten sich die Monarchen, nicht eher zu ruhen, als bis dies Ziel erreicht sei. Der Congreß zu Chatillon wurde aufgelöst.

Inzwischen hatte, wie erwähnt, Napoleon schnell auf die vorrückende Hauptarmee gedrängt, hoffte sein altes Manöver wiederholen, und die in ziemlicher Ausdehnung stehenden Abtheilungen derselben einzeln schlagen zu können, aber Schwarzenberg hatte sich diesmal besser vorgesehen, schnell die nächststehenden Truppen zusammengezogen und lieferte am 20. und 21. März bei Arcis sur Aube dem Kaiser eine Schlacht, in welcher die Franzosen bis unter die Mauern dieser Stadt zurückgeworfen wurden, und wieder, wie bei Laon, abziehen mußten. Ja

Napoleon selbst kam beim Gefechte so sehr ins Gedränge, daß schon ein Kosack mit der Pike nach ihm stieß, und daß er mit seinen Pistolen sich seines Lebens erwehren mußte.

Jetzt war seine Lage verzweifelter, als je. Da faßte er einen kühnen, abentheuerlichen Plan. Der bestand in nichts Geringerem, als zwischen den beiden Armeen durchzubrechen, und sich seinen Festungslinien und somit der deutschen Grenze zu nähern. Er glaubte steif und fest, die Verbündeten würden sofort die Richtung auf Paris aufgeben und ihm folgen, und hoffte dreierlei Vortheile von dieser Maßregel zu erlangen. Erstens konnte er sich an seine Festungen anlehnen, und Verstärkungen aus denselben an sich ziehen, zweitens hatte er die drohende Gefahr von der Hauptstadt abgewendet, und drittens den Krieg in eine ausgesogene Gegend verlegt, die noch obenein im vollen Aufstande begriffen war. Da meinte er, unsere Truppen bequem aufreiben zu können. Er war so sehr von der Vortrefflichkeit seines Planes überzeugt, daß er gegen seine Umgebung in die Worte ausbrach: „Man spricht zu mir von Frieden; aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen." So kann noch am Rande des Abgrundes der Stolz das thörichte Menschenherz verblenden. Es kam wiederum ganz anders, als er dachte. Bald berichteten unseren Feldherren die ausgesendeten Kosacken in ihrer Weise: „Der Feind ziehe sich zurück; aber nicht nach Paris, sondern nach Moskau." Napoleon wollte durch das Unerwartetste in Verwunderung und Schrecken setzen; aber die Verbündeten ließen sich nicht mehr schrecken, vielmehr gingen sie schnell auf die Ansicht des Kaisers von Rußland ein: Napoleon ziehen zu lassen, wohin er Lust habe, und dagegen im Verein mit Blücher gerade auf Paris loszumarschiren. Das war das Beste, was gethan werden konnte, und ich freue mich heute noch, daß es damals gethan ist; denn nun war Napoleon verloren.

Indeß, in Paris können wir heute Nacht noch nicht schlafen; dazu möchte es wohl zu spät werden. Auch habe ich noch etwas Anderes auf dem Herzen, das erst herunter muß, ehe ich Euch weiter vorwärts führe. Ich muß nämlich von dem Volksaufstande in den Grenzprovinzen und dem, was drum und dran hängt, noch ein bischen erzählen. Es hatte damit folgende Bewandniß.

Napoleon sah nach der Schlacht bei Laon immer mehr ein, daß ohne eine allgemeine Erhebung des französischen Volkes für ihn schlechterdings keine Aussicht auf Erfolg mehr vorhanden sei. Da zog er nun alle Register auf, um solchen Aufstand herbeizuführen; ließ Gemeinen, die sich den Verbündeten freiwillig unterwarfen, hart züchtigen; ließ in öffentlichen Blättern und Bekanntmachungen die abscheulichsten und übertriebensten Schilderungen von Plünderungen und Ausschweifungen unserer Truppen drucken; ließ sogar Leute, als Kosacken verkleidet, allerhand Frevel ausüben, um die wahren Kosacken noch gehässiger zu machen; schickte alte Soldaten und Gensdarmen in diese Gegenden, um das Volk aufzuwiegeln und als Anführer desselben zu dienen, und erließ sogar einen strengen Befehl, daß jeder Franzose beim Annahen des Feindes zu den Waffen greifen müsse. Durch alle diese Maßregeln hatte ers nun endlich in den Grenzprovinzen wirklich zu einer Art Volkskriege gebracht. Wohin unsere Truppen kamen, wurde es immer mehr Mode, daß sich die Weiber und Kinder mit ihrem Vieh und besten Habseligkeiten im Walde versteckten, und daß die Männer mit alten Flinten sich in die Hinterhalte legten und einzelne Piquets, Ordonanzen, Kouriere, Zufuhren, und was ihnen sonst in den Weg kam, überfielen, beraubten und meuchlings ermordeten. Einmal in solchem Wesen drin, nahm's auch immer mehr überhand. Die naheliegenden Gemeinen wurden zur Theilnahme gezwungen, und Napoleon gab diesen Banden allmählig Offiziere. Gerade um die Zeit der Schlacht bei Arcis war's bereits dahin gekommen, daß kein Kourier mehr die aufgestandenen Gegenden passiren konnte, ohne wenigstens 100 Mann Bedeckung zu haben, und daß alle gewöhnlichen Verbindungen völlig unterbrochen waren. Deshalb wurde auch die Zufuhr von Lebensmitteln immer unmöglicher, und unsere Truppen wurden für ihre Bedürfnisse immer mehr auf die Vorräthe des feindlichen Landes angewiesen, durch deren Wegnahme sich wieder der Haß des Volkes immer mehr steigerte. In diese Gegenden eben hätte nun Napoleon für sein Leben gern den Krieg gespielt; aber, wie gesagt, er hatte sich bitter verrechnet. Uns geht deshalb auch dieser Volksaufstand eigentlich nichts mehr an, aber die Beschuldigungen, die damals französischerseits unseren braven Truppen gemacht wurden, die gehen uns wohl etwas an, und zu deren

Widerlegung kann ich nicht schweigen, denn die Franzosen thaten gerade, als wenn wir lauter Menschenfresser gewesen wären. Ich sage nur so viel, hätten wir den Franzosen mit gleicher Münze zahlen wollen, so hätten sie es noch ganz anders inne werden müssen, was es heißt: den Feind im Lande haben. Unser Deutschland kann eher ein Liedchen davon singen, und wir haben den Franzosen nicht den zehnten Theil von dem vergolten, was sie an uns ausgeübt haben.

Freilich im Kriege, und noch dazu im Winter, sind einzelne Unordnungen nnd Gewaltthätigkeiten niemals ganz zu vermeiden. Wenn der Soldat den ganzen langen Tag auf dem beschwerlichen Marsche mit Noth und Entbehrung aller Art gekämpft hat, und kommt dann spät Abends todtmüde ins Bivouak, und muß nun erst aus den nächstliegenden Dörfern Holz, Stroh, Wasser, Lebensmittel herbeiholen, da kanns ihm Keiner verdenken, wenn er seine Worte nicht nach dem Komplimentirbuche setzt, oder wenn er zuerst an sich und die Erhaltung seines eigenen Lebens denkt. Mags der verantworten, der den Krieg angefangen hat. Und nun vollends das alberne Benehmen der Franzosen. Kamen wir in solch ein französisches Rattennest, dann waren alle Gassen leer, alle Häuser verschlossen, alle Behörden versteckt, und war denn endlich, oft nach stundenlangem Suchen, so ein französischer Maire glücklich aus seinem Verstecke ans Tageslicht gebracht, so schwur der Hallunke das Blaue vom Himmel herunter, daß im ganzen Dorfe kein Bissen Brot, keine Metze Hafer zu finden wäre, während wir, wenn wir Nachsuchung hielten, Alles im Ueberflusse fanden. Da lief uns denn freilich auch die Galle über, und wo wir mit Wenigem, in gutem Willen gereicht, gern fürlieb genommen hätten, da griffen wir natürlich nun nach dem Besten, was sich in Küche und Keller finden ließ. Na, und wenn denn die Leute sich etwa gar wehren wollten, so wurden sie mit Prügeln zur Raison gebracht; es ging einmal nicht anders. Ihr hättet nur dabei sein sollen, wenn Einer einmal ein Bund Stroh vom Hofe, oder einen Kessel vom Feuer nahm, was die Menschen da für ein Zetermordio erhoben und über Plünderung schrieen und heulten, bis sie unsere Leute endlich so wild machten, daß sie wirklich zu plündern anfingen. Lauter Heilige waren unsere Truppen auch nicht, und zuletzt läuft auch dem

Zahmsten die Laus über die Leber. Da geschah's denn freilich, wenns die Dummhänse mal zu arg trieben, daß ihnen zum Hohn die dicken Zöpfe abgeschnitten wurden, auf die sie sich nicht wenig einbildeten, oder, wenn in kalter Nacht die Bauern beharrlich Holz zum Wachtfeuer verweigerten, daß ihnen die Dachsparren genommen wurden, so daß am Ende die bloßen Lehmwände vom Hause stehen blieben, oder, wenn uns die Wegweiser immer wieder davon liefen, daß es endlich Gebrauch wurde, jeden Boten mit einem Strick um Halse zu führen. Ich will das Alles weder loben noch vertheidigen, aber eine Armee darf doch in Feindesland weder verhungern, noch erfrieren, und wie gesagt, die Franzosen konnten uns keine Vorwürfe machen, denn wenn wir mit ihnen hätten Abrechnung halten wollen, da würden sie über das Facit erschrocken sein.

Ich will Euch bloß Einen Fall erzählen, da könnt Ihr draus sehen, wie es bei uns mit der Mannszucht bestellt war. Ihr wißt, was sich die Franzosen an unsern Gotteshäusern versündigt haben, wie sie überall Einquartirung hineinlegten und die Altäre verunreinigten, wie sie aus den Kirchen Lazarethe, oder gar Viehställe machten. Nun litt bei und nach der Schlacht von Laon unsere Armee nicht mehr als an Allem Mangel. Das Dorf Athies war in Brand geschossen worden, und in der bitterkalten Märznacht hatten sich die auf dem Felde kampirenden Truppen alles Holzwerk, was sie noch vorfanden, zu Wachtfeuern zusammengetragen. Da war denn das Leibinfanterieregiment auch über die Kirche von Athies gerathen, hatte das zerschossene Dach vollends abgedeckt, und die Kirchstühle ausgebrochen und über Nacht verbrannt. Am folgenden Morgen mußte es zum Feldgottesdienste antreten. Nach der Predigt trat der alte General York in das Quarré und redete das Regiment folgendermaßen an:

„Soldaten! Der Allmächtige hat unseren Waffen den „Sieg verliehen: dafür danket Gott. Meinen Ruhm „habe ich gebaut vom Niemen bis zur Seine. Ihr habt „ihn bauen helfen. Das dank' ich Euch mit Freuden. „Wie aber wird die Freude des Sieges getrübt, wenn ich „Euer Verfahren außer den Schlachten betrachte. Sehet „hin auf dies verwüstete Gotteshaus! Die stummen Steine „werden Euch vor Gott verklagen!"

Jetzt zeigte er auf den Stern seines schwarzen Adler-

ordens und sprach weiter: „Kennt Ihr den Stern? Kennt „Ihr auch seine Umschrift? Sie heißt: Jedem das „Seine! Das ist Preußens Wahlspruch. Habt Ihr „ihn wahr gemacht? Gebrochen habt Ihr ihn! Den Stern „habt Ihr befleckt; den Spruch zur Lüge gemacht; des „Königs und des Vaterlandes Namen beschimpft; meinen „und Euern Ruhm mit Füßen getreten! Ihr seid nicht „mehr das Yorksche Korps, ich bin nicht mehr der „General York: eine Räuberbande seid Ihr — „ich bin ein Räuberhauptmann geworden."

„Wenn Ihr dies wüste Schalten und Walten nicht „einstellt, des Plünderns und Zerstörens Euch nicht „enthaltet, so beschwöre ich hier auf dem gewonnenen „Schlachtfelde, unter dem Firmamente des Allwissenden, „die nächste feindliche Kugel auf dies mein graues Haupt, „um der Schande zu entgehen!"

„Nun, Kameraden, wollt Ihr mir die Freude des „Daseins gönnen? So gelobet mir, Ihr Unteroffiziere, „im Namen des Regiments und meines gesammten Ar= „meekorps mit feierlichem Handschlag, daß Ihr von heute „an nicht mehr einen räuberischen, sondern einen ehrlichen „Krieg führen wollt, wie es braven Preußen und nament= „lich dem Yorkschen Korps gebührt."

Nun, was sagt Ihr zu solcher Rede? Ihr könnt den= ken, daß manchem alten Kerl die Thränen in den Bart flossen, als er zum Handschlag vormußte. So hat nie ein fran= zösischer General gesprochen, und wo ein Heer solche Anfüh= rer hat, da müssen die Beschuldigungen, wie sie die Franzosen unseren Truppen gemacht haben, von selbst in ihr Nichts zerfallen. Was sich nicht ändern ließ, das mußte freilich geschehen; aber das muthwillige Zerstören, Plündern und Verwüsten wurde nicht statuirt, obgleichs die Franzosen um uns reichlich verdient hatten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Einnahme von Paris.

Jesaias 13, 11. „Ich will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen, und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen."

„Na, Velten! halt Dich parat; heute endlich ziehen wir in Paris ein!" sagte der Förster am folgenden Abend zu dem jungen Husaren in Hoffnung, und ließ dann mit

sichtlicher Freude seinen Blick lange auf der kräftigen Gestalt ruhen. „Junge,“ fuhr er fort, „wenn ich Dich ansehe, wird mir ganz warm ums Herz. Euch Soldaten gehört mal die Welt; denn der Geist, der 1813 die Preußen hat angerührt, deutscher Muth und deutsche Treue, Zucht und Sitte sind nur noch in unserm Heere zu finden, und wenn ich mir denke, daß die Zeit vielleicht nicht mehr gar ferne ist, wo die preußischen Schleppsäbel wieder mal über das Pariser Pflaster rasseln, wo den Giftschwären, der von dort aus immer gewaltiger in die Höhe schwillt, und alles gesunde Leben zu ersticken droht, Landwehrbajonette aufstechen, und wo die stolze Babel, die Mutter aller Sünden und Schanden zum dritten Male gedemüthigt wird und nun endlich ihren Sündenlohn bei Heller und Pfennig ausgezahlt empfängt — dann lacht mir das Herz im Leibe, und ich möchte wieder jung sein, um mitziehen zu können in den großen Streit. Junge! denk' an die Thaten der Väter, und werde ein braver Soldat!“

Also der Kaiser von Rußland hatte zuerst den glücklichen Gedanken gefaßt, Napoleon ziehen zu lassen; Schwarzenberg war schnell darauf eingegangen, und der alte Blücher sagte nicht Nein, das könnt Ihr glauben. Ein aufgefangener Brief Napoleons an die Kaiserin hatte den Verbündeten seinen ganzen Plan verrathen. So marschirten denn nun beide Armeen frisch auf Paris los. Ein neuer Geist war über unsere Truppen gekommen, seit ihnen in dem Rufe: „nach Paris,“ ihr großes Ziel bestimmt vor Augen gestellt war. Alle Anstrengungen und Mühseligkeiten, alles Ungemach, was Sturm und Regen, Frost und Schnee, Wetter und Weg ihnen in dem beschwerlichen Feldzuge gebracht hatten, war vergessen; mit klingendem Spiele und fröhlichem Gesang schritten die Haufen in gedrängten Zügen dahin. Auch das Wetter war ihnen günstig und schön hell und klar geworden. Um Napoleon über diesen Marsch zu täuschen, und ihn glauben zu machen, die ganze Armee sei auf seinen Hacken, mußte der General Winzigerode mit 8000 Mann Kavallerie und ansehnlichem Geschütz hinter ihm drein. In denselben Feldern, in denen sechs Wochen früher unserem alten Blücher der Pelz von Napoleon so tüchtig gewaschen war, stießen die Verbündeten auf die Truppen der Marschälle Marmont und Mortier, welche Napoleon suchten, um

sich mit ihm zu vereinigen. Sie erschracken nicht schlecht, als sie mit einem Male die lebendige Menschenmauer zwischen sich und ihren Kaiser geschoben fanden. Sie waren nun von ihm völlig abgeschnitten, konnten einem lebhaften Gefechte nicht mehr ausweichen, und mußten mit großem Verluste eiligst nach Paris zurück. Bald darauf gerieth eine andere feindliche Abtheilung von 5000 Mann unter dem General Pactod, in unsere Marschlinie. Von dieser kam nicht ein Mann davon. Was nicht fiel, mußte die Waffen strecken. Bei Meaux, ein Paar Meilen vor Paris, ließ Schwarzenberg die Truppen der Generale Sacken und Wrede stehen, damit ihm nicht etwa Napoleon unvermuthet in den Rücken komme, und dann gings scharf weiter. Blücher marschirte nach der Nordseite von Paris, Schwarzenberg gerade auf die Riesenstadt los. Nach Abzug der Truppen von Winzigerode, Sacken und Wrede, warens zusammen noch etwa 100,000 Mann, die am 29. März vor Paris erschienen. Auf den folgenden Tag ward der allgemeine Sturm festgesetzt.

In Paris war wenig vorbereitet. Die Zugänge zur Stadt waren in Eile und nur schlecht befestigt. Seit 400 Jahren war kein Feind vor den Mauern von Paris erschienen, und Niemand hätte noch vor Kurzem einen solchen Fall auch nur für möglich gehalten. Wären die beiden Marschälle nicht noch zur rechten Zeit mit ihren Truppen angelangt, so wäre gar keine Ordnung in die Vertheidigung gekommen. In der Stadt selbst waren schon viele Parteien gegen Napoleon geschäftig. Besonders die Reichen hatten sein Regiment satt. So kam auch die Nationalgarde lange nicht so zahlreich zusammen, als man dachte. Die Arbeiter zeigten sich noch am willigsten zur Vertheidigung, aber denen fehlte es wieder an Waffen. Die Kaiserin hatte bei der herannahenden Gefahr auf den Rath der Minister Paris verlassen, und sich hinter die Loire zurückgezogen. Merkwürdig, der kleine dreijährige König von Rom wollte durchaus nicht fort. Er schrie immer, er wolle in Paris bleiben. Als obs das Kind geahnt hätte, daß die größte Krone der Welt ihm verloren gehen sollte. Der Staatskanzler des Reiches, Fürst Talleyrand, sollte die Kaiserin begleiten, aber der schlaue Fuchs wußte es so einzurichten, daß das Volk seinen Wagen nicht durch die Barrieren ließ. Er sah, daß Napoleons Gestirn im Untergehen war, und wollte bei

der neuen Wendung der Dinge die Hand im Spiele behalten. Napoleons Bruder Joseph, der gewesene König von Spanien, führte den Oberbefehl und Anfangs große Worte im Munde, als er aber den Kanonendonner hörte, riß er aus, und hinterließ den beiden Marschällen die Vollmacht, wenn sie die Stadt nicht halten könnten, zu kapituliren.

Die Verbündeten ihrerseits wußten, daß keine Zeit zu verlieren war, weil sie sonst von Napoleon leicht in den Rücken genommen werden konnten. Paris mußte in einem Tage erstürmt werden. Je schneller es geschah, und mit je weniger Blutvergießen, um so besser war es. Sie bekriegten nicht das französische Volk, sondern Napoleon. Nur dieser Eine Mann sollte vom Throne herunter, und weil Paris von jeher der Tonangeber von ganz Frankreich gewesen ist, so wars so besonders wichtig, wenn diese Stadt sich gegen Napoleon erklärte. Drum wurde denn auch der Angriff mit aller Kraft betrieben. Die auserlesensten Kerntruppen, die preußischen und russischen Leibgarden, die sonst gern geschont wurden, mußten zum Sturme heran. Leider bekam der alte Blücher den Befehl zum Angriff mehrere Stunden zu spät. Der Offizier, welcher ihn überbringen sollte, hatte sich verirrt. Seit zwei Stunden hörte der Marschall Vorwärts den Kanonendonner seiner Waffengefährten, und konnte doch selbst nicht vorwärts. Er wurde immer ungeduldiger. Endlich um 7 Uhr bekam er die Ordre, nach welcher er schon um 5 Uhr hätte angreifen sollen. Nun sputete er sich, um die versäumte Zeit einzuholen. Der alte Held war immer noch recht krank, aber bei der Einnahme von Paris durfte er nicht fehlen. Er wollte den glorreichen Tag zu Pferde mitmachen, konnte es aber nicht aushalten. Da saß er denn im Kutschwagen mit einem grünseidenen Damenhute auf dem grauen Kopfe, wegen der entzündeten Augen, und kommandirte nach Herzenslust. Der Kronprinz von Würtemberg, der den linken Flügel führte, hatte gleichfalls seine Ordre erst spät bekommen, aber war nun auch tapfer auf dem Plane. Auf allen Seiten wurden die Franzosen aus den zahlreichen Dörfern und Häusern um Paris her bis an die Stadtmauern zurückgetrieben. Während des Kampfes war ein Kourier von Napoleon eingetroffen mit der Nachricht, der Kaiser rücke in Eilmärschen mit der Armee heran,

und eile selber dem Heere voraus: die Stadt solle sich nur so lange halten, bis er da wäre. Nun die Truppen hatten ihr Möglichstes gethan, aber sie konnten auf die Dauer unserm Andrange nicht widerstehen. Aus einem Punkte nach dem andern wurden sie heraus geschlagen. Da entschlossen sich endlich die Marschälle zu kapituliren. Sie baten vorerst um einen zweistündigen Waffenstillstand. Er wurde ihnen gewährt. Während der Verhandlungen wurde aber erst noch von den Unsern der Montmartre erstürmt. Es ist das eine steile Anhöhe auf der Nordseite von Paris, die allgemein für uneinnehmbar gehalten wurde. Zehn russische Infanterieregimenter vom Langeronschen Korps erhielten Befehl sie zu erstürmen. Ihr Kaiser hatte ihnen sagen lassen, der Montmartre müsse genommen werden, es koste was es wolle. Da gings denn im unaufhaltsamen Sturme vorwärts. Die Braven waren im heftigsten Kartätschenfeuer bereits die halbe Höhe hinan, da traf die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande ein. Nach den Bedingungen desselben mußte der Montmartre freiwillig geräumt werden, und die Russen hätten also ihre Arbeit sparen können; aber bei denen war an kein Aufhalten mehr zu denken. Sie stürmten fort und eroberten den Montmartre mit allen Kanonen, die oben standen. Auf der höchsten Spitze des Berges steht eine Windmühle. Der Oberst des einen Regimentes schickte sein Musikkorps dahinein und ließ einen feurigen Marsch aufspielen. Die andern Regimenter folgten dem Beispiele, und wo eben noch die Kanonen gedonnert hatten, ertönte wenige Minuten darauf die lustigste Regimentsmusik.

Der alte Blücher war mit dem Waffenstillstande nicht zufrieden. Als er oben vom Montmartre mit dem Fernrohre das neue Babel, welches unabsehbar vor ihm sich ausbreitete, überschaute, sagte er zu seinen Begleitern: „Lieber, als das Fernrohr, richtete ich meine Kanonen auf das Nest!" Und als die Kapitulation nicht gleich so schnell zu Stande kam, als er gedacht hatte, ließ der eiserne Held 84 schwere Geschütze auf den Montmartre pflanzen, um die Stadt zur Raison zu bringen. Aber die Uebergabe kam doch zu Stande. Des Nachts um zwei Uhr wurde die Kapitulation von beiden Theilen unterzeichnet. Die Verbündeten erklärten, daß Napoleon nicht ferner Regent in Frankreich bleiben dürfe, und verlangten, Paris möge

sich ihnen einstweilen unterwerfen, wie es seit einiger Zeit schon die beiden nächstfolgenden größten Städte des Reiches, Lyon und Bordeaux, gethan hätten. Lyon war nämlich am 19. März von unserer Südarmee erobert, und Bordeaux hielt der Herzog von Wellington, der von Spanien her in Frankreich vordrang, besetzt. Die Pariser gingen auf Alles ein, und baten nur um Schonung der Stadt. Die ward ihnen denn auch von der Großmuth der Monarchen im reichen Maße gewährt. Die französischen Truppen mußten während der Nacht abziehen, und am 31. März, um 10 Uhr Morgens, hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, umgeben von ihren Feldmarschällen und Generalen, an der Spitze der Armeen ihren feierlichen Einzug in die Riesenstadt. Viel Volks war zusammengelaufen, und verhielt sich anfangs still; aber je weiter der Zug in die innere Stadt gelangte, je lauter wurde das Geschrei: „Es leben die Bourbonen!" und zuletzt wurden die Begrüßungen so lebhaft, daß es fast wie ein allgemeiner Jubel aussah. Am folgenden Tage legte Blücher, seiner Krankheit wegen, den Oberbefehl über die schlesische Armee nieder. Der auf dem Schlachtfelde von Paris zum Feldmarschall ernannte russische General Barklay de Tolly ward sein Nachfolger.

Doch es wird Zeit, daß wir uns nach Napoleon umsehen. Dieser war also dem Zuge der Verbündeten in gerade entgegengesetzter Richtung marschirt, und sein plötzliches Erscheinen hatte überall Schrecken auf unseren Verbindungslinien verbreitet. Von allen Seiten wurden ihm Gefangene eingebracht, ja, denkt Euch, der Kaiser von Oestreich, der noch in der Stadt Chaumont verweilte, wäre bald mit aufgehoben worden. General Winzigerode folgte mit seinen 8000 Mann dem Napoleon durch Dick und Dünne. Dieser blieb immer der Meinung, er habe unsere ganze Armee auf den Fersen, und freute sich seiner gelungenen List. Endlich kams ihm doch wunderlich vor, daß er nur immer Pferde zu sehen bekam, und er wendete sich am 26. März plötzlich, um uns auf den Zahn zu fühlen. Da ward er denn mit Schrecken gewahr, daß er in die Luft gegriffen hatte. Was er den Verbündeten nimmermehr zugetraut hätte, das war geschehen; ein Eilbote aus Paris brachte ihm bald den gewissen Bescheid. Jetzt stürmte er eiligst hinter uns her; aber er hatte durch sein Manöver fünf Tagemärsche verloren. Am 29. stand

er erst wieder auf demselben Flecke, von dem er am 24. ausmarschirt war. Er befahl, daß seine Truppen Tag und Nacht fortmarschiren sollten, um Paris noch rechtzeitig zu erreichen, und rechnete darauf, daß sich die Stadt wenigstens zwei Tage halten würde. Gleich hinter Troyes warf er sich in eine Postkalesche, und jagte mit geringer Begleitung seinen Truppen voraus. In der Nacht vom 30. zum 31. langte er unweit Paris an. Das Schicksal der Stadt war bereits entschieden. Ein General der in dieser Nacht aus seiner Residenz abziehenden Truppen brachte ihm die Nachricht von der Kapitulation. Erschüttert kehrte er nach Fontainebleau zurück. In der Nacht desselben Tages an dem die verbündeten Monarchen, vom Glanze siegreicher Heere umgeben, von den Höhen vor Paris auf die unterworfene Stadt herabsahen, mußte der stolze Napoleon einsam und hülflos, wie ein Vertriebener, von den Thoren seiner eigenen Hauptstadt fliehen.

Unsere Monarchen hatten nach vollendetem Einzuge, sobald sie abgestiegen waren, großen Kriegsrath gehalten, an dem auch Talleyrand Theil nahm. Sie hatten bisher noch nicht an die Zurückberufung des alten Königshauses der Bourbonen gedacht, gerade die Männer aber, welche die Unterhandlungen zur Kapitulation geleitet hatten, fühlten, daß ihnen Napoleon das was sie gethan hatten nimmermehr vergeben würde, und verlangten darum zuerst seine Entthronung. Sie stimmten nicht einmal für Uebertragung des Reichs an Napoleons Sohn, unter Vormundschaft der Kaiserin. Talleyrand behauptete, das ganze Land wäre Napoleons vollkommen überdrüssig, nur die Furcht vor seinen Bajonetten hätte das Volk bisher gehindert, sich frei auszusprechen. Da erließen die Monarchen eine öffentliche Erklärung, daß sie mit Napoleon nicht weiter verhandeln würden, verhießen den Franzosen einen milden Frieden, wenn sie sich von ihm lossagen wollten, und sprachen zugleich den Wunsch aus, daß Frankreich unter die Herrschaft seiner vertriebenen, rechtmäßigen Königsfamilie zurückkehren möge. Mit dieser Antwort mußte der Großstallmeister Caulaincourt, den Napoleon zu den Verbündeten gesandt hatte, um die Bedingungen des Friedens zu vernehmen, zu seinem Gebieter zurück. Am 1. April versammelte sich der Senat, und diese gegen den Kaiser sonst so kriechende Behörde erklärte Napoleon des Thrones verlustig, und rief die Bourbonen

zurück. Auch die Stadtbehörden schlossen sich diesem Beschlusse an. Bis zur Ankunft der bourbonischen Prinzen wurde eine provisorische Regierung ernannt, und diese erließ eine Proklamation an die französischen Truppen, in welcher sie dieselben des Gehorsams gegen Napoleon entband.

Während dies in Paris geschah, lag Napoleon in Fontainebleau, sechs Meilen südlich von Paris, auf einer wahren Folterbank. Die verschiedensten Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe. Bald wollte er mit seinen Truppen sich in die südlichen Provinzen werfen, die Reste seiner spanischen Armee an sich ziehen, das Land zum Aufstande gegen die Hauptstadt aufrufen — und das wäre wirklich ein gefährlicher Plan gewesen — bald wollte er sich zu seinem Stiefsohne, dem Vicekönige, nach Italien durchschlagen, bald wollte er gerade auf Paris los, und seine Hauptstadt mit dem Schwerte in der Hand wieder erobern. Bei diesem letzten Plane blieb er stehen, und gab Befehl, daß seine Truppen vorrücken sollten. Nun, auf seine Soldaten hätte er sich wohl noch verlassen können, besonders die Garden wären für ihn durchs Feuer gegangen; aber mit seinen Marschällen stand die Sache anders. Diese seine alten Waffengefährten, die er aus dem Staube gehoben, mit Ruhm und Glanz bedeckt, zu Fürsten und Herzögen gemacht hatte, sahen nur zu gut ein, daß sie bei Napoleon Nichts mehr gewinnen, wohl aber Alles verlieren konnten. Sie waren reich geworden, und mochten ihre prachtvollen Hotels, ihre schönen Landgüter nicht aufs Spiel setzen. Was half ihnen all ihr Gut, wenn sie es nicht auch genießen konnten? Sie hatten sich längst im Stillen nach Frieden, nach einem ruhigen Genusse des reichen Erwerbes ihres gefahrvollen Lebens gesehnt; jetzt lags zu klar auf der Hand, daß ein Angriff auf Paris ein Aufopfern bis auf den letzten Mann gewesen wäre. Die Nachricht, daß der Senat die Absetzung Napoleons ausgesprochen habe, erschütterte vollends ihre Treue. Als ihnen Napoleon am Morgen des 4. April seine Befehle zum Aufbruche ertheilte, blieben die Marschälle schweigend im Zimmer. Endlich nahm Ney, der Fürst von der Moskawa, das Wort. Er sagte: Die Armee fordere von Napoleon ein großes Opfer. Wenn er jetzt freiwillig zu Gunsten seines Sohnes abdanke, so wäre Hoffnung, daß die Verbündeten auf den Vorschlag eingehen würden. Da brach Napoleons Trotz. Gerade

die, auf deren Treue er am festesten gerechnet hatte, verweigerten ihm jetzt zuerst den Gehorsam. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben brachen Thränen aus seinen Augen. Er setzte sich, und schrieb die Abdankungsurkunde zu Gunsten seines Sohnes, Napoleons des zweiten. Drei seiner Marschälle mußten mit derselben auf der Stelle nach Paris. Während dies geschah, hatte der Marschall Marmont, der Vertheidiger von Paris, einer der ältesten Waffengefährten Napoleons, dem er das Kommando seines Vortrabes anvertraut hatte, bereits seine Truppen zu den Verbündeten übergeführt. Diese Nachricht erschütterte Napoleon auf das Tiefste. Seine Gesandten kamen unverrichteter Sache von Paris zurück. Man verlangte dort unbedingte Abdankung von ihm, für sich und seine ganze Familie. Nun wollte er mit seinen 30,000 Mann, die er noch etwa um sich hatte, dennoch nach Paris, wollte seinen Truppen die Plünderung der Stadt versprechen — aber immer leerer ward es in seinem Vorzimmer. Er rief den Marschall Oudinot und frug ihn, ob er sich auf die Truppen verlassen könnte? „Nein, Sire!“ antwortete dieser. Er wendete sich an die übrigen Generale; aber Todtenstille empfängt ihn — man antwortet ihm nicht mehr — Jeder hatte schon unter der Hand seinen Separatfrieden mit den Verbündeten gemacht, nur wollte Keiner der Erste sein, der ihn geradezu verließ — da sank ihm der Muth und er schrieb am 6. April 1814 eine neue Abdankungsurkunde für sich und seine Nachkommen.

Ehe ich nun weiter erzähle, muß ich ein Wort einschalten, nämlich: „Allen Respekt vor dem Kaiser von Oestreich!“ Nicht leicht würde irgend ein anderes mächtiges Fürstenhaus die Interessen für die eigene Tochter, für den leiblichen Enkel, aus Achtung vor Recht und Pflicht so ganz aus den Augen gesetzt haben. Dem Kaiser Franz gebührt der Ruhm, daß er dies in vollem Maße gethan hat. Das erkannten aber auch die andern Monarchen, und eben weil er dies that, darum mußten sie nun auch Rücksicht auf Napoleons nahe Verwandtschaft mit dem östreichischen Kaiserhause nehmen, und durften ihn und seine Familie nicht als solche betrachten, die sich seit fast 20 Jahren vom Raube Europas bereichert hatten. Napoleon behielt den Kaisertitel und bekam als Kaiserthümchen die kleine Insel Elba an der italienischen Küste.

Außerdem wurden ihm zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte zugesichert. Auch seine Familie ward reichlich bedacht. Seine Gemahlin aber, die Kaiserstochter, kehrte mit ihrem Sohne nach Deutschland zurück und erhielt später das italienische Herzogthum Parma. So war denn Napoleon, der seinen Thron mit Ketten an die Erde hatte binden wollen, in wenigen Tagen von seiner stolzen Höhe herabgeschleudert. Ein solches Ende hatte Niemand, selbst nach der Schlacht bei Leipzig für möglich gehalten. Sehet an den Ernst der Gerichte Gottes! Das Schicksal dessen, vor dem ganz Europa gezittert hatte, hing jetzt von der Gnade seiner Feinde ab. Aber ein merkwürdiger Mann bleibt Napoleon doch immer. Mit dem Wahnsinn eines Spielers, der den höchsten Gewinn ertrotzen will, hatte er in der letzten Zeit fortgekämpft. Wie oft war ihm noch vor wenigen Tagen die Gelegenheit geboten einen vortheilhaften Frieden abzuschließen, durch den er immer noch der mächtigste Monarch seiner Zeit geblieben wäre; aber es war, wie wenn er ohne den Glanz des höchsten Ruhmes auch auf dem Throne nicht leben möge. Und nun, nachdem das ganze, stolze Gebäude seiner Herrschaft zusammengebrochen war, da schien ers auch so zufrieden zu sein, und sprach mit seiner Umgebung so ruhig über die Folgen der jüngsten, ungeheuren Umwälzung, als gingen sie ihm gar nichts an, ja, als wäre ihm damit eine schwere Last abgenommen worden. Wahrscheinlich dachte er schon damals für jetzt nur dem Drange des Augenblicks zu weichen, und später zu günstigerer Stunde das Schwert von Neuem zu ziehen. Ende April reiste er nach Elba ab, und betrat am 4. Mai sein neues Besitzthum. An demselben Tage hielt Ludwig XVIII., der älteste Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., seinen feierlichen Einzug in Paris. Schon vorher war eine Uebereinkunft mit den Verbündeten geschlossen, nach der Frankreich alle Festungen, die es noch im Feindeslande in Besitz hatte, herausgab. Es waren deren in Deutschland, den Niederlanden, Italien und Spanien nicht weniger als zwei und funfzig.

Nach allen diesen Vorgängen ward dann in Paris am 30. Mai 1814 der erste Pariser Frieden abgeschlossen. Die verbündeten Monarchen trieben ihre Großmuth fast zu weit. Sie wollten durch recht günstige Bedingungen die Volksstimmung der bourbonischen Kö-

nigsfamilie wieder geneigt machen. Frankreich erhielt seine alten Grenzen wieder, wie es sie am ersten Januar 1792 gehabt hatte, ja sogar mit einigen Gebietserweiterungen. Nicht allein wurden keine Kontributionen gefordert, die Monarchen verzichteten auch auf alle Summen, die sie aus der vorhergehenden Zeit noch für Lieferungen, Vorschüsse u. s. w. an Frankreich zu fordern hatten; ja alle in Paris aus aller Herren Ländern zusammengetragenen Kunstschätze wurden den Franzosen gelassen. Die Viktoria vom Brandenburger Thore, und der Degen des alten Fritzen kamen damals noch nicht nach Berlin zurück. Die vielen Tausende der französischen Kriegsgefangenen erhielten ihre Freiheit gleichfalls ohne Entgelt. Noch niemals ist ein besiegtes Volk großmüthiger behandelt worden. Die ganze Geschichte des Krieges hat Einer in die wenigen Worte zusammen gefaßt: „Nachdem die so lange unterdrückten, gequälten und zerrissenen Völker sich endlich in Macht erhoben und Frankreich besiegt hatten, vergaßen sie die Rache und zogen gutmüthig wieder ab, Frankreich stärker lassend, als jeder einzelne der siegenden Staaten es war."

„Ist die Geschichte nun aus?" frug ein blutjunges Milchgesicht, das dem Förster zunächst saß, als es sah, daß dieser Miene machte zu schließen. „Junge, bist Du denn in die Welt hineingeschneit, oder unter preußischen Landeskindern groß gewachsen, daß Du so fragen kannst!" eiferte der alte Eckardt. „Hast Du in Deinem Leben noch nichts von der Schlacht bei Belle Alliance gehört und nichts von der zweiten Einnahme von Paris? Es ist himmelschreiend, wie alle diese Dinge schon in Vergessenheit kommen, eine wahre Sünde und Schande. O, wer doch dem deutschen Volke auf dem Dache predigen könnte! Aber noch eins. Anno 1814 da glaubte allerdings alle Welt, die Geschichte wäre nun aus, aber wenn man sie jetzt so mit ruhigem Blute übersieht, da kommt man von selbst auf den Schluß, sie konnte und durfte noch nicht aus sein. Der ewigen Gerechtigkeit Gottes war noch nicht die volle Genüge geschehen. Napoleon mußte wieder kommen, sich selbst und Frankreich zum Gerichte! Davon das nächste Mal das Weitere.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Wiener Congreß und Napoleons Rückkehr von Elba.

Luc. 21, 9. „Wenn ihr wieder hören werdet, von Kriegen und Empörung, so entsetzet euch nicht. Denn solches muß zuvor geschehen, und das Ende ist noch nicht da."

„Heute ist mir ganz wunderlich zu Muthe," begann der Förster. „Unser König war gleich nach geschlossenem Frieden mit dem Fürsten Blücher nach England gereist, und sie hatten viel Ehre und Freude daselbst. Seinen Berlinern ließ er inzwischen den Frieden durch 36 Postillione verkündigen, die mußten blasen, was das Zeug halten wollte. Ich aber soll Euch von einem Feldzuge ganz aparter Art erzählen, wo statt der Kugeln Noten gewechselt wurden, statt der Schwerter Federn regierten, statt des Pulvers Streusand verbraucht ward und wo statt Blutes bloß Tinte floß — von einem Kriege der Federfuchser, wie der alte Blücher die Diplomaten nannte, der aber dennoch seines Gleichen in der Welt sucht — nämlich von dem berühmten Wiener Congresse.

Mit dem Pariser Frieden waren die Sachen noch lange nicht abgemacht. Die verbündeten Monarchen hatten gestritten, und wollten nun wissen: für was? Länder waren der französischen Herrschaft entrissen, und man frug nun: für wen? der Stein des Anstoßes war aus dem Wege geräumt, und nun galt es: wohin weiter? Zum Exempel in Deutschland! Das heilige, römische Reich war nach tausendjährigem Bestehen zu Grabe getragen, war aber doch eines langsamen, naturgemäßen Todes gestorben — Napoleons Machwerk dagegen, der Rheinbund, üblen Andenkens, war in blutjungen Jahren an der galoppirenden Schwindsucht verschieden: was sollte nun werden? Da war nun eben beschlossen worden, daß die gescheutesten Köpfe aller Völker der Welt in der Kaiserstadt Wien zusammenkommen sollten, um über diese große Frage zu berathen. Die Landkarte, an der Napoleon seit zwanzig Jahren in Uebermuth und Willkühr herum verdorben hatte, sollte wieder zurecht gemacht werden. Das Recht, welches bis dahin die Gewalt für sich in Beschlag genommen hatte, sollte wieder neben die Ordnungen Gottes postirt werden. So schickten nun die Könige und Herren aller Länder und Völker, die großen und die klei-

nen, ihre Gesandten nach Wien, und wie im Kriege Jeder nach dem Tapfersten, so suchte hier Jeder nach dem Pfiffigsten in seinem Lande, dem er seine Sache übergeben konnte. Da kamen denn zur großen Federschlacht zusammen die Diplomatengenerale aus Rußland, Preußen, Oestreich, England, Frankreich, Spanien, Schweden, Holland, Baiern, Hannover, Würtemberg, Neapel, Sardinien, Portugal, Dänemark und welche Namen die Länder noch führen, die außerdem in Deutschland und Italien liegen, und Jeder brachte noch seinen Generalstab mit, nämlich Attachés, Sekretaire, Kanzelisten und wie die spitzfindigen Helfershelfer weiter heißen. Außer ihnen aber kamen, oder schickten Gesandte, Alle die Unzähligen, denen durch Napoleons Willkühr Gewalt angethan war. Alles was zu Zeiten des römischen Reiches auf Fürsten-, Grafen- oder Herrenbänken gesessen hatte, die freien Reichsstädte nicht zu vergessen, begehrte vom hohen Congresse sein Recht. Tausenderlei Fragen gabs in aller Herren Ländern, die in Wien abgemacht werden sollten, und zu jeder Frage mußte Einer geschickt werden, der sie vorzutragen hatte. Und Viele kamen, die gar nicht geschickt waren, aber doch dabei sein wollten, wo es so viel zu sehen und zu hören gab. Das war ein Leben damals in Wien! Bald war kaum noch ein Unterkommen zu finden in der großen Stadt und die vornehmen und gewaltigen Leute waren auf den Straßen nicht rarer, wie die polnischen Juden auf der Messe zu Frankfurt an der Oder. Feste folgten auf Feste, und Maul und Nase blieben dem Volke aufstehen, wenns bald hier bald da eine feierliche Auffahrt der sämmtlichen Höfe gab. Da konnte man Staatskarossen sehen, immer eine schöner als die andere. Und nun die Wiener dazu, denen es der Neid lassen muß, daß es Niemand besser versteht den freundlichen Wirth zu machen, als sie.

Der Congreß hatte ursprünglich schon im August stattfinden sollen, aber als die Zeit kam, da sah man noch keine Möglichkeit zu einem Anfange, und es war schon tief in den Herbst hinein, als die Verhandlungen endlich eröffnet werden konnten. Aber auch da konnte man vor dem tausendfältigen Durcheinander der Fragen und Ansprüche sobald noch nicht an die wirklichen Arbeiten kommen. Mußte man doch erst darüber fertig werden, wer eigentlich bestimmen und entscheiden sollte, und wen

man wenigstens mitreden, oder doch allerwenigstens seine Sache selbst vortragen lassen wollte. Ja, wenn die vier großen Mächte, die den Krieg eigentlich geführt hatten, Rußland, England, Oestreich und Preußen das Heft in den Händen behalten und gesprochen hätten: „So soll es sein, Basta!" dann wäre man sicherlich rascher zu Stande gekommen. Aber nun wollte man Frankreich nicht ausschließen, und was wieder Frankreich zugestanden wurde, dazu hatten die andern Staaten noch viel mehr ein Recht. Je mehr Köpfe aber, je mehr Sinne, und Frankreich hatte seine alte Störenfriedsrolle noch nicht vergessen, wohl aber gänzlich das, was es der Großmuth der Verbündeten zu verdanken hatte. Es drängte sich bald breit in den Vordergrund, suchte die Karten auf seine Art zu mischen, und setzte bald der, bald jener Part einen Floh ins Ohr. Der klügste Kopf unter den Diplomaten war der östreichische Minister, Fürst Metternich, und der Hauptränkemacher, der französische Minister, Fürst Talleyrand, der seit der Revolution schon zehnmal die Farbe gewechselt hatte, aber immer so pfiffig, daß ihm Keiner was anhaben konnte. So waren denn die Herren von der Feder bald mitten in der heftigsten Bataille — doch ehe es so weit kam, bald hätte ich es ganz vergessen, kam erst der 18. Oktober, der Jahrestag der Leipziger Schlacht, und der wurde in Wien gefeiert, daß es nur so eine Art hatte. Die ganze deutsche Nation aber feierte diesen Tag mit. Es war ein Fest, wie es Deutschland noch nicht erlebt hatte. Was das Volk in seinem Siegesjubel und was die Diplomaten bei ihrem Notenschreiben schon wieder vergessen hatten, nämlich Gott die Ehre zu geben, das geschah an diesem Tage. Alles strömte zu den Kirchen, aber an den gewöhnlichen Tagesgottesdiensten hatte man nicht genug, Abends, als es dunkel wurde, riefen die Glocken wieder zum Preise Gottes für seine wunderbare Hülfe, und als das Volk wieder heraustrat aus den vollen Kirchen, da leuchteten von allen Bergen die Freudenfeuer und verkündeten es durch das ganze deutsche Land, welche große Thaten der Herr an diesem Tage gethan hatte. Ach, daß diese Feuer und die Erinnerung an das, was sie bedeuteten, so bald erloschen sind!

Wenn der Congreß bei dem Sinne, der sich am 18. Oktober aussprach, geblieben wäre, wenn er zur Ueberschrift

seiner Verhandlungen den Vers gewählt hätte: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang,“ dann möchte das Werk besser von statten gegangen sein. Aber es fehlte viel, daß man von diesem Grunde ausging, wo das leidige Mein und Dein so sehr ins Spiel kam. Zwar in gewisser Weise wars gut, daß der hohe Congreß in manchen Stücken ein dickes Fell vor den Ohren hatte, denn alle die tausend wirklichen oder vermeintlichen Rechtsansprüche konnten einmal nicht mehr befriedigt werden, und wenn die Herren heute noch säßen. Was nun Deutschland im Ganzen und Großen angeht, denn die übrigen Länder kümmern uns doch weniger, so wollte ein Theil des Volkes das alte, heilige römische Reich mit Haut und Haaren wieder hergestellt wissen, als ob es nicht eben deshalb gestorben wäre, weil es kein Leben mehr hatte; ein anderer Theil wollte neben dem deutschen Kaiser in Wien, auch einen deutschen König in Berlin haben, um jenem die Stange zu halten, und an diese Beiden sollten sich die übrigen Staaten anschließen; ein dritter Theil wollte Oestreich und Preußen selbstständig wissen, und die übrigen Länder und Ländchen sollten zu einem Bunde zusammentreten, wollte also im Grunde eine zweite verbesserte Auflage von Napoleons Rheinbunde. Ihr seht, es war damals gerade wie heut zu Tage. Man wollte viel und vielerlei, doch jedem Plane stellten sich Hindernisse entgegen. Keiner wollte Allen gefallen, und gerade wie heute redeten außer den Fürsten und Staatsmännern auch die Zeitungen mit, und das Volk nahm Partei für und gegen, je nachdem ihm der Plan recht war oder nicht.

Was nun den neuen Zuschnitt der Landkarte anbetrifft, so hatten die großen kriegführenden Mächte früher schon unter sich abgemacht, daß Rußland für seine Aufopferungen Polen, Preußen das Königreich Sachsen erhalten, und Oestreich in Italien entschädigt werden sollte. Als es nun aber zur wirklichen Auseinandersetzung kommen sollte, da zischelte Frankreich England und Oestreich ins Ohr: „man dürfe Rußland und Preußen nicht gar zu mächtig werden lassen. Allerdings hätten die Beiden im Kriege das Meiste gethan, aber das Gleichgewicht Europas müsse drunter leiden, wenn ihnen nach ihren Werken gelohnt werde.“ Erst wollten die Drei bloß Rußland den Daumen aufs Auge setzen, und boten Preußen den unbestrittenen Besitz von Sachsen, wenn es mit in ihr

Horn blasen wollte. Aber Preußen wollte seinen ältesten und treuesten Verbündeten nicht im Stiche lassen und pochte auf sein gutes Recht, denn es hatte Sachsen im rechtmäßigen Kriege erobert, und die Polen wollten gar dazumal von Niemand anders wissen, als von Kaiser Alexander. Da wurde denn in Oestreich die alte Eifersucht gegen Preußen wieder rege, und im Anfang Januar schlossen die Drei, Frankreich, England und Oestreich ein heimliches Bündniß wider Rußland und Preußen. Und viele Maulwurfsdiplomaten der kleinen Länder freuten sich darüber, denn sie waren neidisch darauf, daß Preußen noch größer werden sollte. Das Volk aber stand überall auf unseres Königs Seite, denn es hatte erkannt, was es an einem starken und mächtigen Preußen habe. Frankreich aber war zuletzt so impertinent geworden, daß es eine drohende Sprache gegen Preußen zu führen anfing. So standen die Sachen weit hinein böse, und es sah gerade so aus, wie wenn die Verbündeten, nachdem sie mit Napoleon fertig geworden waren, nun die Waffen gegen einander kehren würden. Allein, wie es bis auf diesen Punkt gekommen war, da gingen den drei Mächten doch die Augen über das Ziel auf, zu dem solcher Weg führen müsse und sie fingen an wieder einzulenken. Und wie sie einlenkten, da erbot sich der großmüthige Kaiser Alexander freiwillig, er wolle von Polen ein gut Stück an Oestreich und Preußen abgeben — und als Preußen in Polen Entschädigung bekam, da wollte es auch nicht mehr das ganze Sachsen beanspruchen, und so stand denn zu aller Freude eine friedliche Lösung des Knotens in Aussicht, während unter den Verhandlungen allmählig das Frühjahr herangekommen war.

Noch aber war nichts entschieden und keine Hauptaufgabe erledigt — da fiel plötzlich ein Donnerschlag ganz aus heitrer Luft. Am 7. März brachte ein Kourier die Nachricht nach Wien, Napoleon habe sich auf der Insel Elba eingeschifft und sei in Frankreich gelandet. Da erschrack Alles, und am allermeisten erschracken die französischen Herren Gesandten, obenan der Ränkeschmied Talleyrand. Ihm mochte ahnen, daß er und seine Partei bald genug in die Lage kommen würden, von demselben Rußland und Preußen, wider die sie die Bolzen gedreht hatten, Hülfe zu erflehen. Die allgemeine Bestürzung wandelte sich aber bald in Haß und Grimm gegen den

Menschen, der keine Ruhe halten konnte, Treue und Glauben auf das Frechste brach und die Welt immer aufs Neue mit Unruhe und Krieg erfüllen wollte. Besonders auf Talleyrands Antrieb erklärte der Kongreß schon am 13. März Napoleon für vogelfrei und außer dem Gesetz. Und als nun in wenigen Tagen die Nachricht einlief, daß Ludwig XVIII. aus Paris geflohen sei und Napoleon sich wieder auf den Kaiserthron gesetzt habe, da verbündeten sich die vier großen Mächte aufs Neue, nicht eher zu ruhen, als bis sie den Bonaparte unschädlich gemacht hätten. Herr Talleyrand aber, der Preußen gedroht hatte, mußte sich nun von dieser Macht feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln lassen; doch brennt's bei einem Diplomatenschädel nicht leicht durch.

Wenn indessen Napoleon auf seiner Insel Elba so stark auf die Uneinigkeit der großen Mächte spekulirt hatte, so hatte er sich bei aller seiner Klugheit doch gewaltig verrechnet. Es hätte gar nichts Besseres erdacht werden können, um allen Hader und Unfrieden zu stillen, als seine Rückkehr; denn jetzt, wo die Gefahr von Neuem drohete, da erkannte man wieder, was man an der gegenseitigen Einigkeit habe und daß die mehr werth sei, als ein paar Quadratmeilen Land. Nun war mit Einem Schlage Alles einig, und während die einzelnen Staaten ihre Vorbereitungen zu dem neuen Kriege trafen, schritten auch die Arbeiten des Congresses rasch vorwärts. Die französischen Herren Gesandten, die durch Napoleon aufs Trockne gesetzt waren, durften nicht mehr mitsprechen und das war zur allgemeinen Verständigung viel werth. Kurz und gut, man kam zu Stande. Die Landkarte wurde, was unser Deutschland angeht, so zugeschnitten, wie sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Preußen bekam das halbe Königreich Sachsen und die andere Hälfte wurde dem alten Könige Friedrich August gelassen. Als neue Verfassung für Deutschland wurde der deutsche Bund mit dem hohen Bundestage in Frankfurt am Main eingesetzt, auf den es bekanntlich die Demokraten Anno 48 hauptsächlich abgesehen hatten, der auch dazumal aus einanderging, der aber doch ein so zähes Leben hat, daß er bis heutigen Tages noch nicht gestorben ist, und an dessen Stelle nun mit Gewalt etwas Neues treten soll, ohne daß man darüber einig werden kann, was, so daß von

unserem lieben Deutschland recht eigentlich das Wort gilt: „Das Volk liegt in Kindesnöthen, und ist doch keine Kraft da zum Gebären!“ Nun, die Wehen, meine ich, sind noch nicht vorüber. Es wird wohl noch mancher harte Ruck kommen, ehe das neugeborene Kind mit seinem Geschrei die vier Wände des Hauses erfüllt. Für jetzt nur soviel, daß man Anfangs Juni endlich in Wien fertig war, und daß alle die beschlossenen Gebiets- und Verfassungsbestimmungen, so wie die sonstigen Verträge und Erklärungen unter dem Namen der Wiener Kongreßakte zusammengefaßt und von den betheiligten Mächten unterzeichnet wurden.

Nun aber sehen wir uns erst einmal nach dem Napoleon um. Mancher von Euch denkt vielleicht, obs bei dem im Oberstübchen nicht mehr richtig gewesen ist, weil er solchen unsinnigen Plan hat fassen können, sich der ganzen Welt gegenüber noch einmal an die Spitze von Frankreich stellen zu wollen. Aber, sorgt nicht für den Bonaparte, denn der hatte es dick hinter den Ohren, und wenn er nicht gewußt hätte, daß dazumal seine Sachen günstig standen, so wäre er wohl ruhig in Elba geblieben. Daß er auf die Uneinigkeit in Wien stark spekulirte, habe ich Euch schon gesagt, aber außerdem sah es auch in Frankreich ganz anders aus, als im Jahre vorher. Bei Napoleons letztem Feldzuge fehlte es im Lande an waffenfähigen Leuten. Ihr habt gesehen, welche ungeheuren Anstrengungen er machen mußte, um ein neues Heer zusammen zu trommeln, und daß auf die jungen, nicht gehörig einexerzirten Bürschchen lange nicht der Verlaß war, als auf seine alten kriegsgewohnten Soldaten. Nun waren aber nach dem Pariser Frieden die zahlreichen Besatzungen der 52 Festungen, welche noch in Besitz der Franzosen gewesen waren, ferner die italienische Armee und endlich die ganze Masse von Kriegsgefangenen, welche die Verbündeten gemacht hatten, nach Frankreich zurückgekehrt. Mit diesen tapfern, zum Theil im Kriege grau gewordenen und Napoleon blind ergebenen Schaaren war ganz Frankreich überschwemmt worden. Die Bourbonen konnten sie natürlich nicht Alle im Dienst behalten, und ließen einen großen Theil auseinander gehen, der sich nun in die Provinzen zerstreute und mit einer Menge auf halben Sold gesetzter Offiziere das Land gegen die Bourbonen aufwiegelte und für Napoleon begeisterte. Dazu kam endlich

noch die liebe Eitelkeit der Franzosen, die es den Verbündeten nimmermehr vergeben konnte, daß sie die Sieger geblieben sein sollten. Kurz, es war Alles in Frankreich mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden, und der Glaube verbreitete sich immer mehr im Volke, der Kaiser werde wieder kommen und sein Reich in neuem Glanze und neuer Herrlichkeit aufrichten. Napoleon, der von Elba aus jedes Gräschen in Frankreich wachsen hörte, wußte dies Alles, und als er seine Zeit ersehen hatte, schiffte er sich plötzlich mit seinen 1100 Mann Kerntruppen, die er sich nach Elba mitzunehmen vorbehalten hatte, auf 4 kleinen Fahrzeugen ein, kam unbemerkt an den in dieser Meeresgegend stationirten englischen und französischen Kriegsschiffen vorüber und landete am 1. März an der französischen Küste.

Nun trat er, der aus Frankreich verbannte, einen Zug nach Paris an, wie er in der ganzen Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat. Alle Städte empfingen ihn mit Jubel und Frohlocken, alle Truppen gingen zu ihm über und aus allen Theilen des Landes strömten seine alten Soldaten aufs Neue unter seine Fahnen. Sobald seine Landung in Paris bekannt wurde, ließ ihn König Ludwig zum Hochverräther und Rebellen erklären, und befahl ihn zu greifen, vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne Weiteres erschießen zu lassen. Das erbitterte das Volk noch mehr, das nun einmal in Napoleon seinen Abgott sah, und keine französische Flinte ging auf ihn und die Seinen los. Während die Pariser Staatszeitung noch meldete, der General Bonaparte stehe allein in Mitte des gegen ihn bewaffneten Frankreichs, sowie, daß eine allgemeine Hetzjagd gegen ihn angeordnet sei, war dieser schon siegreich in der zweiten Hauptstadt des Reiches, in Lyon eingezogen, und hatte am 13. März die Achtserklärung gegen die bourbonischen Prinzen erneuert, wunderbarerweise an dem nämlichen Tage, an welchem er in Wien für vogelfrei erklärt worden war. Von Paris her führte der Marschall Ney ein starkes Truppenkorps gegen ihn. Er hatte dem Könige verheißen, er wolle ihm Napoleon in einem eisernen Käfig bringen, aber als er ihm gegenüberstand, kam der Geist des Heeres auch über ihn, er vergaß den eisernen Käfig, und ging mit seinen Truppen mit lautem Freudengeschrei zu ihm über. Nun war an keinen Widerstand mehr zu denken. Napoleons ganzer

Weg glich einem großen Triumpfzuge, und ohne einen Schwertschlag gethan zu haben, zog er am 20. März unter dem Jubel des Volkes in Paris ein, nachdem Tages zuvor der König und die Prinzen, als sie sich allenthalben verlassen und verrathen sahen, aus den Tuillerien nach Lille und als sich auch da die Truppen gegen sie aussprachen, über die Grenze geflohen waren.

So saß nun Napoleon wieder auf dem Kaiserthrone, und wenn die Franzosen allein zu sprechen gehabt hätten, fester als je. Er aber war zu klug, um nicht einzusehen, daß er bald genug wieder die ganze Welt gegen sich haben würde, und er beschloß deshalb, vor allen Dingen den Pariser Frieden anzunehmen. Er meinte, wenn er das thäte und die Sache ganz einfach so vorstellte, daß die Franzosen zwar mit allen Bestimmungen des Friedens einverstanden wären, aber keinen Ludwig XVIII., sondern ihren Napoleon wieder haben wollten, und wenn er seinerseits das feste Versprechen gäbe, es sollte Alles bleiben, wie es die Verbündeten geordnet hätten, dann würden sich die fremden Mächte in die innern Angelegenheiten Frankreichs nicht weiter mischen. Er schrieb deshalb an sämmtliche Potentaten und zwar an Jeden einzeln auf das Freundlichste und Liebreichste: „Mein Herr Bruder, „so und so. Ew. Majestät werden gehört haben, daß ich „wieder da bin. Die Liebe meines Volkes hat mich bald „todt gedrückt. Die verschiedenen Nationen haben in der „letzten Zeit Ruhm genug geerntet, daß jede mit ihrer „Portion zufrieden sein kann. Ich für mein Theil bins „auch und kann Ew. Majestät im Vertrauen sagen, daß „ich von meinen Weltbezwingungsideen in Elba gründlich „kurirt bin. Meines Herzens Bedürfniß ist jetzt die Ruhe „Europas. Meine süßesten Gedanken sind die Segnungen „des Friedens, und ich kenne nur noch Einen Kampf, nämlich den um die Glückseligkeit der Völker. Es steht mit mir „so, daß eigentlich alle Kriegsheere ganz und gar abgeschafft „werden könnten. Genehmigen Ew. Majestät u. s. w.“ Aber von allen diesen Briefen ward nicht einmal ein einziger von einem der Höfe angenommen. Sie kamen alle unerbrochen zurück. Nun versuchte es Napoleon in anderer Manier. Erst suchte er beim Kaiser von Oestreich seine Verwandtschaft geltend zu machen, aber Oestreich blieb fest. Dann wendete er sich wieder an Rußland, um seinen Schwiegervater zu verrathen. Er hatte näm-

lich in Paris gleich alle Papiere durchstöbert und da auch ein Dokument gefunden über das geheime Bündniß, welches Oestreich, England und Frankreich beim Congresse gegen Rußland und Preußen geschlossen hatten. Ha, ha, dachte er, jetzt bin ich oben drauf, und geschwind ließ er dem russischen Kaiser wissen, so und so stehe es und so könne er sich auf seine Verbündeten verlassen. Aber Rußland und Preußen kannten dies Bündniß längst, und bewiesen nun erst recht den übrigen Mächten, daß sie allen Groll darüber vergessen hätten. Endlich ließ Napoleon mehrere Versuche machen, die Kaiserin Marie Luise nebst dem kleinen Napoleon aus Schönbrunn bei Wien zu entführen, aber gleichfalls vergeblich.

Nun mußte er einsehen, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als neuer Krieg. Mittel genug hatte er zu demselben in Händen. Nur drei seiner früheren Marschälle, Viktor, Marmont und Berthier waren ihren neuen Eiden treu geblieben und mit Ludwig XVIII. außer Landes gegangen. Von allen Seiten aber strömten ihm die aus dem Heere entlassenen Offiziere und Soldaten wieder zu. Er hatte bei seiner Ankunft in Frankreich eine Armee von 93,000 Mann vorgefunden, in Zeit von zehn Wochen hatte er sie bis auf 500,000 Mann gebracht; nämlich 220,000 Mann schlagfertiger Truppen, 180,000 noch in der Ausbildung begriffener und 100,000 Mann Nationalgarden. Aber auf seinem Thron war doch Manches anders geworden. Die Partei außer der Armee, welche ihn hauptsächlich zurückgerufen hatte, war die der alten Demokraten und Republikaner, denen das neue Königthum von Gottes Gnaden und Alles, was es in seinem Geleite mitbrachte, ein Dorn im Auge war, und die es um jeden Preis wieder abgeschafft wissen wollten. Sie wußten zwar, daß Napoleon als Monarch die Zügel des Regimentes noch straffer gehalten hatte, aber sie wußten auch, daß kein anderer Mann als Napoleon da war, der das bourbonische Zepter zerbrechen konnte, und meinten, jetzt sei die Zeit, wo man ihm vorläufig die Flügel etwas verschneiden könnte. Habe er die Bourbonen erst gestürzt, so könne man ihn hinterher ganz wegwerfen. Napoleon dagegen, der, wie wir wissen, in seinem Leben von großen Volksfreiheiten nicht viel hielt, und von einer Abgeordnetenkammer sich wenig sagen ließ, sah ein, daß es mit der bloßen Armee nicht gethan war, sondern daß das

Volk hinter ihm stehen müsse. Er beschloß daher seinerseits die demokratische Partei zu seinen Zwecken zu gebrauchen und ihr dann, wenn er nur erst wieder fest im Sattel saß, den Laufpaß zu geben. So betrog eigentlich Jeder den Andern. Aber auch bei der Armee stand Napoleon nicht mehr ganz so, wie früher, wo er der allmächtige Gebieter war. Das Heer hatte ihn jetzt zu dem gemacht, was er war, und so mußte er auch hier ein Paar Stufen von seiner stolzen Höhe herab, mehr in die kameradschaftlichen Verhältnisse hinein. Durch Alles dies waren ihm also die Hände gebunden. Er mußte dem Volke neue Freiheiten geben, denn nur in dieser Hoffnung hatte es die Bourbonen verjagt und ihn auf den Thron gerufen. Gab er aber den übertriebenen Forderungen der Franzosen zu viel nach, so verdarb er sich das Spiel bei den auswärtigen Mächten damit vollends. Auch waren ihm selbst, wie gesagt, die Volksfreiheiten zuwider. Zuletzt liefen denn auch richtig die ganzen, vielausposaunten Neuerungen auf bloße Spiegelfechtereien hinaus. Die Hauptsache war eine große Revolutionskomödie, ein sogenanntes Maifeld, wie dergleichen ganz vor Alters in Frankreich stattgefunden hatten. Das war einmal wieder was Neues, und die Franzosen jauchzten ihm zu. Auf dem großen Marsfelde, das wir von der französischen Revolution her kennen, ward es abgehalten. Die Abgeordneten der Wahlkollegien und der Armee zu Wasser und zu Lande hatten sich um Napoleons Kaiserthron versammelt. Im Grunde suchte Napoleon von diesem Maifelde blos für sich etwas, und führte das Volk bei der Nase. Er hatte dem französischen Throne entsagt, und es lag ihm nun daran, daß er durch eine feierliche Erklärung des ganzen Volkes wieder auf denselben zurückgerufen werde, um vor der Welt sich legitimiren zu können. Jene Erklärung geschah denn auch in pomphaften Redensarten, und außerdem wurde eine sogenannte Zusatzurkunde zur französischen Verfassung, in welcher aber dem Reiche die neue Verfassung nur erst vorläufig versprochen wurde, und über welche in den Tagen vorher das ganze Volk hatte abstimmen müssen, feierlich angenommen, beschworen und als Staatsgrundgesetz verkündigt. Das war die große Komödie, mit der Napoleon alle Parteien glaubte zufrieden gestellt zu haben, und mit der ers doch im Grunde keiner recht gemacht, sondern der Einen zu viel, der Andern zu

wenig gethan hatte. In Paris selbst regte sich bei den Demokraten schon wieder eine Mißstimmung, und in der Vendée, die im Anfang übertölpelt worden war, nahmen die Königlichgesinnten eine drohende Haltung an. Napoleon fühlte, daß er sich nur durch etliche gewonnene Schlachten im Sattel festsetzen konnte und warf seine Augen auf die Niederlande. Werfen auch wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die Rüstungen der Verbündeten.

Nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse sollte das, worauf Napoleon am meisten spekulirt hatte, nämlich die Uneinigkeit der Verbündeten, gerade der Nagel zu seinem Sarge werden. Wäre nämlich in Wien Alles friedlich und in Freuden abgegangen, so hätten gewiß die Monarchen ihre mächtigen Heere schon längst bedeutend vermindert und einen großen Theil derselben auseinander gehen lassen. Als nun aber die Aussichten auf eine friedliche Lösung immer trüber wurden, da hielt auch jeder der Monarchen sein Heer zusammen, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, und als am 25. März die vier Hauptmächte ihren neuen Bund zur Vernichtung Napoleons schlossen, da war schon Alles marschfertig, und sie brauchten nur zu befehlen wohin. Diesmal aber wurde beschlossen, die Truppen der verschiedenen Völker nicht wieder zu vermischen, sondern jede Nation sollte gesondert in Feindesland einbrechen. Ganz unten in den Niederlanden lagen die Engländer unter dem Herzoge von Wellington, mit einer Armee von 100,000 Mann, die aus gebornen Engländern, Hanoveranern, Braunschweigern, Nassauern und Niederländern bestand. Dann links neben diesen kamen die Preußen unter dem Feldmarschall Blücher, vorläufig 115,000 Mann stark. In der Gegend von Trier standen 20,000 Mann deutscher Bundestruppen. Gegen den Mittelrhein marschirten 150,000 Mann Russen unter dem Feldmarschall Barklay de Tolly, und am Oberrhein zog Fürst Schwarzenberg eine Armee von Oestreichern, Baiern, Würtembergern und Badensern von 230,000 Mann zusammen. Endlich waren noch in Italien 70,000 Mann Oestreicher und Sardinier aufgestellt. So marschirten denn über 600,000 Mann auf die französischen Grenzen los, und das war nur erst der erste Anlauf. Noch einmal so viel Volk wäre unserseits auf die Beine gekommen, wenn Gott

nicht auf so wunderbare Weise in drei Tagen dem Kriege ein Ende gemacht hätte. Aber das dünkte dem Herrn der Schlachten des Volkes zu viel zum Siege. Er wollte es mit Napoleon, diesem Schrecken aller Länder, nun auch ein Ende mit Schrecken nehmen lassen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schlachten bei Ligny und bei Belle Alliance.

Jerem. 2. 19. „Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst. Also mußt du inne werden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringet, den Herrn, deinen Gott verlassen."

Am ersten schlagfertig war, wie immer, der alte Blücher, diesmal in den fruchtbaren Ebenen Belgiens. Rechts neben ihm lagerte Wellington. Die Russen marschirten mit starken Schritten auf den Rhein los, aber weil sie's am Weitesten hatten, waren sie begreiflicherweise auch am Weitesten zurück. Schwarzenberg zog seine große Armee erst noch zusammen. Nach dem gemeinschaftlich entworfenen Kriegsplane sollte die Schwarzenbergsche Armee den Rhein wiederum zuerst überschreiten, dann sollten die Russen folgen, und zuletzt Blücher und Wellington, die den kürzesten Weg bis Paris hatten, sich in Marsch setzen, damit alle vier Heere zu gleicher Zeit vor dieser Hauptstadt einträfen. Blücher also sollte nach der papiernen Instruktion den Degen am längsten in der Scheide behalten. Napoleon aber konnte die Ausführung jenes Kriegsplans nicht abwarten. Seine Hoffnung bestand einzig darin, die Verbündeten einzeln zu schlagen. Ein Paar Siege, wie die aus bessern Zeiten, dann meinte er, würden sich die Monarchen schon zum Frieden bequemen. Was er aber thun wollte, mußte bald geschehen, ehe sich noch die vier großen Gewitterwolken gegen ihn zusammengezogen hatten. Darum warf er sich mit seiner Armee blitzschnell nach Belgien hinein. Den 12. Juni Morgens 3 Uhr reiste er von Paris ab, und war am 13. bereits im Hauptquartier. Schon den 15. sollte der Feldzug beginnen. Napoleon wollte seine Feinde überraschen, deren Truppen, sonderlich die Wellington's, noch weit übers Land ausgebreitet waren. Er spekulirte nun so: „Greifst du den Engländer zuerst an, so parirt der den ersten Stoß

kaltblütig ab, und ehe du dirs versiehst, ist der alte Haudegen Blücher bei der Hand und packt dich im Rücken, und du hast sie alle Beide über dem Halse; dagegen, wendest du dich zuerst gegen Blücher, so zieht der Hitzkopf vom Leder, und du schlägst ihn aufs Haupt, noch ehe ein phlegmatischer Engländer heran ist, und du kannst dann deine Sache mit Wellington allein abmachen.“ Also er kommandirte; „Erst auf die Preußen!“

So schnell und heimlich aber auch Alles getrieben war, der Blücher hatte es doch gemerkt und seine Maßregeln in Eile getroffen. Doch hatte er nur drei seiner Armeekorps zusammenbringen können, denn General Bülow, der das vierte kommandirte, hatte den Befehl zum Aufbruch einen Tag zu spät erhalten, und stand, während die Schlacht geschlagen ward, drei Stunden vom Kampfplatze entfernt. 80,000 Mann warens etwa, die Blücher zusammen hatte, und da er das ganze Heer Napoleons gegen sich vermuthete, würde er die Schlacht nicht angenommen haben ohne bestimmte Zusicherung von Wellingtons Hülfe. Die ersten Meldungen vom Herannahen des Feindes brachten jedoch den fischblütigen Engländer noch nicht aus seiner Ruhe; ja selbst als am 15. die preußische Vorhut heftig angegriffen und zurückgedrängt wurde, hielt Wellington den Angriff noch für ein Scheinmanöver. Endlich, als die Nachrichten immer bestimmter einliefen, daß Napoleons ganze Macht gegen die Preußen im Anzuge sei, gab er Befehl, daß sich seine Truppen bei Quatrebras sammeln sollten, und ritt dann am 16. gegen Mittag zu dem preußischen Heere hinüber, um mit Blücher persönlich Rücksprache zu nehmen. Auf der Windmühlenhöhe bei Bussy trafen um ein Uhr die beiden Helden zusammen. Aeußerlich hätte allen Beiden Keiner angesehen, wen er da vor sich hatte. Blücher trug einen gewöhnlichen Soldatenrock mit rothem Kragen, einen alten Säbel und eine Feldmütze. Wellington kam im einfachen blauen Oberrock und nur der Degen und der kleine dreieckige Hut gaben den Kriegsmann zu erkennen. An dem Hute aber trug er eine vierfache Kokarde. Die war sein höchster Schmuck, denn sie bedeutete, daß ihm von vier Ländern, nämlich von England, Spanien, Portugal und den Niederlanden der Feldmarschallsrang zuertheilt war. Da hielten sie nun Beide und konnten auf der gegenüber liegenden Windmühlenhöhe bei Fleurus deutlich Napoleon sehen, der die preu-

ßische Aufstellung musterte und sein Heer zur Schlachtordnung antreten ließ. Jetzt glaubte auch Wellington, daß Blücher die ganze feindliche Armee gegen sich habe und verhieß schleunige Hülfe. „Um vier Uhr bin ich hier!" sagte er und gab seinem Pferde die Sporen. Erst auf dies Wort entschloß sich Blücher die Schlacht anzunehmen. Aber Wellington hatte mehr versprochen, als er halten konnte. Napoleon hatte nämlich den Marschall Ney mit fast 50,000 Mann in der Richtung nach Quatrebras abgeschickt. Er sollte diesen Ort nehmen, die Engländer verhindern, ihre Truppen zusammenzuziehen und noch zum Feierabend den Preußen den Kehraus machen helfen. Aus dem Letzteren wurde nun zwar nichts, denn Ney hatte genug mit sich selbst zu thun, natürlich aber die Engländer auch. Die konnten nicht mehr daran denken, den Preußen zu Hülfe ziehen zu wollen. Durch Neys Entsendung war Napoleon nur unbedeutend in der Uebermacht gegen Blücher. Es wäre fast ein Kampf Mann gegen Mann gewesen, aber Napoleons Truppen waren im Allgemeinen besser, als die Unsern, lauter Kernvolk, während Blücher seine schlesische Armee nicht mehr hatte. Es war viel neu ausgehobenes Volk unter seinen Truppen, zum Theil aus Ländern, die erst jetzt zu Preußen gekommen waren.

Also am 15. Juni schon hatte Napoleon unsere Vorhut angreifen lassen, und war mit der Armee scharf nachgerückt. Er konnte aber die Schlacht nicht gleich am Morgen des sechszehnten beginnen lassen, weil seine Truppen vom Nachtmarsche zu ermüdet waren. Erst gegen Mittag wurde unsere noch vorschwärmende leichte Kavallerie in unsere Schlachtaufstellung zurückgedrängt, und Napoleon besichtigte das Feld, eine Kunst, in der er Meister war. Zwischen unserm Heere und dem der Franzosen floß der Lignybach, der ziemlich hohe Ufer hat. Das Dorf Ligny bildete unser Centrum. Durch dasselbe läuft der Bach mitten durch und theilt es in zwei Hälften. Auf unserem rechten Flügel, von welcher Seite her die Engländer kommen sollten, lag das Dorf Saint Amand. Die Franzosen griffen mit großer Heftigkeit an, aber die Preußen blieben ihnen nichts schuldig. Dreimal drang der Feind im Sturme auf Ligny vor, doch dreimal wurde er zurückgeworfen. Am späten Nachmittage schien er auf unserem rechten Flügel bessere Fortschritte zu machen. Blücher

sprengte selbst nach St. Amand, das er, der Engländer wegen, um jeden Preis halten wollte, und brachte die Schlacht zum Stehen. Der Kampf tobte ununterbrochen fort. Die Preußen hielten ihre Linie heldenmüthig, aber Blücher hatte bereits seine ganzen Reservetruppen verbraucht. Er rechnete bestimmt auf die englische Hülfe und auf das Eintreffen von Bülow's Armeekorps, aber es kam kein Wellington und kein Bülow. Dafür aber kam die Nacht immer näher heran. Wenn er sich noch eine Stunde halten konnte, so war das heiße Tagewerk vollendet.

Am furchtbarsten sah's in Ligny aus. Da stand's so: der Bach machte die Grenze. Die Franzosen hatten die Eine Seite des Ortes inne, die Preußen die Andere. Jeder Theil hatte im Dorfe etwa 60 Kanonen aufgestellt und unterhielt ein mörderisches Feuer. Bald war das Ganze hier nur noch ein wildes Durcheinanderwogen, ein abwechselndes Weichen und Vordringen, ein wüstes Morden, ein persönliches Wüthen. Wo die Munition verschossen war, schlug man sich mit Kolben todt. Freund und Feind rieben sich dermaßen auf, die Erschöpfung stieg so furchtbar, daß Offiziere und Soldaten blos aus Ermattung todt niederstürzten. Der Augenblick war da, wo das Schicksal der Schlacht sich entscheiden mußte und zwar für den, der noch die meisten frischen Truppen zum letzten Angriffe führen konnte. Blücher konnte das nicht. Er hatte in der festen Zuversicht auf eintreffende Hülfe gehandelt. Napoleon hatte besser hausgehalten. Es war halb neun Uhr, ein Gewitterschauer verfinsterte eben die Luft, da sammelte der Kaiser seine frischen Garden, 4000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Roß, und trieb den gewaltigen Eisenkeil in unsere todtmatte Reiterschaar hinein. Ligny ward erobert, unser Centrum durchbrochen, der Sieg war sein. Blücher zog den Degen und führte seine Reiter selbst gegen die französischen Gardeküraßiere. Er konnte sie nicht mehr aufhalten. Seine Leute wurden geworfen. Sein eigenes Pferd traf ein Schuß. In wilden Sprüngen raste es mit ihm fort, die französischen Küraßiere hinter ihm drein. Jetzt stürzte es zusammen, und der greise Feldmarschall lag betäubt unter dem todten Thiere. Sein Adjudant, der getreue Graf Nostiz, sprang ab und stellte sich mit gezogenem Degen neben ihn. Was er wollte, hat er später gestanden, wußte er selbst nicht. Aber Gottes Auge wachte über den Helden.

Der Reitersturm zog vorüber; kein feindliches Auge hatte den Feldmarschall erblickt. Nostiz war wieder mit ihm allein. Aber nicht lange, da brausten die Reiter zum zweiten Male vorüber, von den Unsern, die sich gesammelt hatten, zurückgeworfen. Doch wieder blieben ihre Augen gehalten. Die Unsern jagten hinter ihnen drein. Schnell hielt Nostiz einen Husaren an. Mit Mühe wurde der Feldmarschall unter dem todten Pferde hervorgezogen und auf das Husarenpferd gesetzt. Es war die höchste Zeit, denn schon drangen die feindlichen Reiter aufs Neue vor. So half Gott aus großer Gefahr. Die Gefangennehmung Blüchers wäre schlimmer gewesen, als die verlorene Schlacht.

Ob aber auch die Schlacht bei Ligny verloren war, so fehlte doch viel, daß Napoleon; wie er prahlte, das preußische Heer in haltloser Verwirrung auseinander gesprengt hatte. Vielmehr fand der Rückzug in Ordnung und bei tapferer Gegenwehr statt. Als Blücher in der Todesgefahr lag, und von seinen Generalen vergeblich gesucht war, da umringten diese den Chef seines Generalstabes, den tapferen Gneisenau, und fragten, nach welcher Richtung der Rückzug angetreten werden sollte? Schweigend stand der hohe Mann im Kreise der Offiziere, und gab endlich die unsterbliche Antwort: Auf Wavre! Ja, eine unsterbliche Antwort war das, weil ohne dies Wort die Schlacht bei Belle-Alliance nicht möglich gewesen wäre. Jedes geschlagene Heer zieht sich dahin zurück, von wo es hergekommen ist, um seine Magazine schützen, seine Verbindungen aufrechthalten und neue Verstärkungen an sich ziehen zu können. So hätte die preußische Armee in die Maasgegenden, nach der Festung Namur gemußt, hätte sich aber damit von dem englischen Heere immer weiter entfernt und dies allein seinem Schicksale überlassen. Nun gab ihm Gneisenau die entgegengesetzte Richtung auf Wavre, gerade auf Wellingtons Armee los. Das war ein unerhörter, aber durch seine Folgen nicht genug zu preisender Entschluß. Die Schlacht bei Ligny hatte dem preußischen Heere 12,000 Mann an Todten und Verwundeten und 21 Kanonen gekostet. Außerdem hatten sich 8000 Mann der neugebildeten Truppen in wilder Flucht aufgelöst, und bis in die Gegend von Aachen Schrecken und Angst verbreitet. Der Verlust der Franzosen betrug zwischen 7 und 8000 Mann. Aber Blüchers Muth war

ungebrochen. All sein Dichten und Trachten ging sogleich wieder auf den Angriff. Noch in der Nacht zum 17., als Gneisenau zu ihm in die Bauernhütte trat, in welcher er mitten unter den Schlafenden noch wach saß, sagte er scherzend: „Wir haben Schläge gekriegt und müssens wieder ausbessern!" Den Bericht an den König fertigte er selbst ab, obgleich sein Zustand schlimm genug war, denn seine stark zerschlagene Seite machte ihm bei jeder Bewegung heftige Schmerzen. Doch der Kopf blieb frisch und das Herz munter, und als der Wundarzt ihm die Seite einreiben wollte, frug er ihn, was er da habe? „Spirituosa!" antwortete der. „Ach was," versetzte Blücher, „auswendig hilft das wenig; ich will dem Dinge besser beikommen." Drauf ließ er sich eine Flasche Wein geben und trank dem abgehenden Kouriere eins zu. „Sagen Sie Sr. Majestät," rief er ihm nach, „ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen." Seinen Truppen aber verhieß er: „Ich werde euch wieder vorwärts führen, und wir werden den Feind schlagen, denn wir müssen ihn schlagen."

An demselben Tage, an dem die Schlacht bei Ligny geschlagen wurde, fand auch zwischen den Franzosen unter Ney und den Engländern ein Treffen bei Quatrebras statt. Ney hatte diesen Ort eigentlich schon am 15. besetzen sollen, aber, als ob das böse Gewissen in dem sonst so tapferen Manne die Thatkraft gelähmt hätte, er schreckte vor dem Gedanken an Niederlage und Gefangenschaft zurück, zagte und zauderte herum, und biß nicht eher an, als bis er von Ligny herüber den Kanonendonner hörte, und damit die Gewißheit bekam, daß er auf dieser Seite beim weitern Vordringen nichts zu befürchten habe. Die Engländer waren noch so wenig gesammelt, daß ihm anfangs nur 8000 Mann entgegenstanden und er natürlich in Vortheil kam. Bald aber zogen Verstärkungen herbei und stellten das Gefecht wieder her. Ney brachte seine Reserven ins Feuer und drängte ungestümer vor; unterdeß kam neue englische Verstärkung heran und warf ihn wieder zurück. Die Engländer hatten zuletzt 30,000 Mann auf diesem Punkte. An eine Eroberung von Quatrebras war nicht mehr zu denken, und Ney stand am Abend auf demselben Punkte, von dem er am Morgen ausgezogen war. Jeder Theil hatte in dem oft äußerst hartnäckigen Gefechte etwa 4000 Mann durch Tod oder Verwundung

verloren, und die Franzosen hatten wenigstens das erreicht, was Blücher so verderblich geworden war, nämlich unsern Truppen die englische Hülfe abzuschneiden. Unserseits aber sollten wir an diesem Tage noch einen schweren Verlust zu beklagen haben. Den tapfern Herzog von Braunschweig, den kühnen Helden von 1809, traf eine Kugel. Er stürzte vom Pferde. Keiner seiner Adjudanten war bei ihm. Mitten zwischen Freund und Feind lag er in seinem Blute. Drei getreue Braunschweiger hoben ihn im Angesichte des im Vorrücken begriffenen Feindes auf ihre Gewehre, und trugen ihn hinter das zweite Treffen. Von da ward er in ein nahes Bauerhaus gebracht, wo er auf einem Strohlager bald verschied.

Napoleon betrieb am Tage nach der gewonnenen Schlacht wider Gewohnheit die Verfolgung Blüchers nicht eifrig. Er hielt ihn mit stolzer Geringschätzung für abgethan. Bis gegen Mittag geschah so gut, als nichts. Die Truppen sollten sich erholen, und Napoleon besichtigte das gestrige Schlachtfeld, um sich an seinem Triumpfe zu weiden. Dann erhielt der Marschall Grouchy den Befehl, mit der beim gestrigen Kampfe am meisten mitgenommenen Hälfte der Armee Blüchern vollends den Garaus zu machen. Die andere Hälfte, den frischesten und geschontesten Theil des Heeres, führte Napoleon selbst zu Ney's Korps hinüber, mit welchem vereinigt er sich nun auf Wellington werfen wollte. Grouchy brachte seine Leute im Laufe des Tages nur mit Mühe zusammen, und suchte dann Blüchern in der Richtung nach Namur, und als er endlich dahinter kam, daß er auf falscher Fährte war, war die Nacht bereits hereingebrochen und er mit seinen Truppen nur etwa zwei Stunden weit vorwärts gekommen. Er glaubte nun, Blüchers Heer habe sich getheilt; ein Theil sei nach Wavre, der andere nach Namur gezogen, in welchem Sinne er auch an Napoleon Bericht erstattete.

Wellington hatte am Abend des 16. einen großen Theil seiner Truppen bei Quatrebras zusammen, und ging, als er die Nachricht von Blüchers Rückzuge erhielt, bis nach dem Ausgange des Soignewaldes, nach dem Dorfe Mont Saint Jean, auf der Straße von Quatrebras nach Brüssel zurück. Durch 8000 Mann Kavallerie, die er Ney gegenüberließ, verdeckte er seinen Rückzug. Ney zauderte auch an diesem Tage Wellington anzugreifen, bis

Napoleon mit seinen Truppen von Ligny herüberkam und ihn mit hartem Schelten anließ. Nun mußte Wellingtons Kavallerie weichen. Das französische Heer rückte nach, bis es Abends bei Mont Saint Jean auf festen Widerstand stieß. Da merkte Napoleon, daß er die ganze englische Armee gegen sich habe und machte bei dem Dorfe Planchenoit Halt für die Nacht. Den ganzen Tag über war regnerisch Wetter gewesen; jetzt goß es in Strömen vom Himmel herab. Wellington hatte an diesem Tage an Blücher geschrieben, er sei willens am folgenden Tage bei Mont Saint Jean eine Schlacht anzunehmen, falls Blücher ihm mit zwei Armeekorps zur Hülfe ziehen wollte, und der 73jährige Heldengreis, der unterdessen auch Bülows Korps an sich gezogen hatte, antwortete: „Nicht mit zwei Armeekorps, sondern mit meinem ganzen Heere werde ich kommen, aber nur unter der Bedingung, daß, wenn uns die Franzosen nicht angreifen, so greifen wir sie an."

Napoleon aber konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Er sah im Geiste seinen Gegner schon verloren, sah England bereits gestürzt, sah sich selbst größer und mächtiger als je, und nun peinigte ihn der Gedanke, Wellington werde ihm über Nacht durch den Wald von Soigne entwischen, und sich jenseits desselben mit Blücher vereinigen, von dem ihm Grouchy gemeldet, daß ein Theil seiner Armee sich nach Wavre zurückgezogen habe. Dieser Gedanke knickte alle seine schönen Pläne, und von dieser Besorgniß gequält machte er sich Nachts um ein Uhr, bloß von Bertrand begleitet, auf, um selbst zu erkunden, ob sich im feindlichen Lager nichts rege, das auf einen Rückzug schließen lasse. Aber Alles war still drüben, und dieselbe Meldung brachte ein später zu gleichem Zwecke ausgeschickter Offizier. Nun schien sich Napoleon auf dem Gipfel aller seiner Wünsche zu befinden. Die Streitkräfte waren wiederum wie bei Ligny vertheilt, das heißt, Napoleon führte ein Paar Tausend Mann mehr ins Feld als Wellington, welcher aus Besorgniß, auf seinem rechten Flügel und im Rücken umgangen zu werden, ein starkes Korps unter dem Prinzen Friedrich der Niederlande nach Hall entsendet hatte. Trotzdem aber, daß Napoleon von dieser Entsendung nichts wußte und die englische Armee 100,000 Mann stark halten mußte, sagte er dennoch in seinem Hochmuthe beim Morgeninbisse zu den ihn umstehenden

Generalen: „Der Feind ist zwar ein Viertel stärker als wir, aber wie 90 gegen 10 steht für uns die Aussicht zum Siege." Von dem furchtbaren Regen über Nacht war der Boden so aufgeweicht, daß die Artillerie nicht manövriren konnte. Drum konnte auch die Schlacht nicht schon am Morgen beginnen. Seit fünf Uhr regnete es nur noch schwach, gegen neun Uhr hörte es ganz auf, während ein heftiger Wind die Felder schnell trocknete, und gegen Mittag meldete ein Artillerieoffizier, daß der Boden hinlänglich hart sei, und in einer Stunde etwa die Schlacht beginnen könnte. Da stieg Napoleon zu Pferde, besichtigte noch einmal die feindliche Stellung, und diktirte dann zwei auf der Erde sitzenden Generalen den Schlachtplan.

Wie Napoleon, hatte auch der alte Marschall Vorwärts in seinem Quartier zu Wavre nicht schlafen können. Er schlug sich im Geiste schon mit den Franzosen herum, und konnte die Zeit nicht abwarten, bis es Tag wurde. Mit dem frühen Morgen kam der Wundarzt, um dem übelzugerichteten Greise zu guter Letzt die Seite einzureiben. „Ach was! erst noch schmieren!" rief der alte Degen. „Ob ich heute gesalbt, oder ungesalbt zum Himmel fahre, das wird wohl auf eins herauskommen!" und damit setzte er sich wohlgemuth zu Pferde. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es immer noch fort regnete, rief er: „Das sind unsere Verbündeten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder Pulver!" Und nun ging's fort, aber wie? Der heftige Regen hatte den Boden so durchweicht, daß jeder kleine Bach zum Strome geworden, jede Senkung im Wege mit Wasser gefüllt war. Die Kanonen waren fast nicht fortzubringen, und machten unsägliche Beschwer. Der ganze Zug rückte so langsam vorwärts, daß zu befürchten stand, man werde gar nicht mehr zur Schlacht ankommen. Da sprengte denn nun Blücher in großen Sorgen immer von einem Orte, an dem der Zug stockte, zum andern, und feuerte immer heftiger mit seinem: „Vorwärts Kinder, vorwärts!" die Reihen der Truppen an. Und nun flogen schon Offiziere herbei und brachten Nachricht vom Gange der Schlacht, und wie Napoleon immer übermächtiger andränge, und gerade jetzt war man an der gefährlichsten Wegstrecke angelangt. Die Truppen erlagen fast, und aus der Mitte der durch Schlamm und Pfützen sich Fortarbeitenden klang es heraus: „Es geht

nicht, es ist unmöglich!" Da redete Blücher in höchster Seelenangst seine Getreuen an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen! Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Wollt ihr denn, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und da gings denn. Die schlimmste Strecke war jetzt überstanden, und mit allen Waffen drangen die Preußen unaufhaltsam vorwärts.

Ehe wir nun von der Schlacht selbst reden, müssen wir uns vorher ein Paar Augenblicke auch in Wellingtons Lager umsehen. Vor dem Dorfe Mont St. Jean hatte er seine Armee auf einem sanftansteigenden Höhenrücken in Schlachtordnung aufgestellt. Auf seinem rechten Flügel lag das Schloß Hougomont, durch dessen Mauern in Eil zu besserer Vertheidigung Schießscharten gebrochen waren. In der Mitte, gerade vor dem Dorfe Mont St. Jean, lag das Vorwerk La Haye Sainte; auf dem linken Flügel, von woher die Preußen kommen sollten, drei andere kleine Ortschaften. Etwa eine Stunde hinter diesen Punkten zieht sich der Wald von Soigne lang hin. Mitten durch die sich gegenüberstehenden Armeen lief die Straße auf Quatrebras, und hart hinter der englischen Aufstellung ein Feldweg von einem Flügel bis zum andern. Gerade aber wo dieser Feldweg mit jener Straße sich kreuzt, erhebt sich ein kleiner Hügel mit einem Baume, und unter dem Schatten dieses Baumes hielt sich der Herzog von Wellington fast den ganzen heißen Tag auf, denn von diesem Punkte aus übersieht man die ganze Gegend. — Dem eben beschriebenen Höhenrücken gegenüber zieht sich ein anderer fast in gleicher Länge hin, der der französischen Armee zu ihrer Aufstellung diente. Dem Vorwerk La Haye Sainte, also dem Centrum Wellingtons gegenüber, liegt das Vorwerk La Belle-Alliance, und hinter diesem, auf einem Hügel bei Rosomme, nahm Napoleon seinen Standpunkt während der Schlacht.

Es war das erste Mal, daß Napoleon und Wellington persönlich sich gegenüber standen. Auch wir haben in unserer Erzählung den Wellington noch durch keine Schlacht begleitet. Er war ein tapferer Held, wie die Engländer sind, kurz von Worten, aber zähe in der

Dauer. In der größten Gefahr bewahrte er seine Kaltblütigkeit. Keine Miene verrieth was in seiner Seele vorging, und mit geübtem Feldherrnauge und unbesieglicher Geistesgegenwart übersah und leitete er die Schlacht. Und wie er, so waren seine Kernregimenter, die er aus England herüber gebracht hatte. Sie standen im heftigsten Feuer wie angenagelt, und wichen und wankten nicht. Feldherr und Soldaten verstanden sich, waren wie aus Einem Guß. Viel Worte wurden nicht gewechselt. Wo's galt, ritt etwa Wellington an ein Regiment heran und rief ihm zu: „Steh fest, fünf und neunzigstes! „„Laßt uns auf sie, laßt uns hinab!"" knirschten die Leute in die Zähne. „Noch nicht, aber bald!" war Wellingtons Antwort, und damit war's abgemacht. Aber es fehlte viel, daß Wellington sich auf alle seine Truppen so hätte verlassen können. Ich habe Euch schon erzählt, daß sie aus allerlei Volk bestanden. Die Braunschweiger, die Nassauer, die deutsche Legion waren gut, aber die Niederländer Truppen waren meist Rekruten, die heute zum ersten Male ins Feuer kommen sollten. Darum stellte der kluge Feldherr die alten und neuen Truppen unter einander vermischt auf, damit die neuen an der Kaltblütigkeit der alten einen Halt bekämen. So war außer an der Zahl, auch an Kerntruppen das französische Heer dem englischen überlegen, und ohne die Aussicht auf preußische Hülfe hätte Wellington die Schlacht nicht annehmen dürfen. Aber er baute fest auf Blüchers Wort, und war entschlossen, seine Stellung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Napoleon verbrauchte heute ungewöhnlich viel Zeit zur Aufstellung seines Heeres. Erst gegen zwölf Uhr war sie vollendet. Er ließ seine Regimenter in drei Treffen hintereinander wie zur Parade aufmarschiren. Von drüben konnte man jede Bewegung des Feindes beobachten. Es sah prächtig aus. Die Küraße und Helme der französischen Reiter blitzten hell herüber. Wie Mauern stand das Fußvolk, und die Batterien fuhren auf. Noch nie hatte Napoleon zur Schlacht sich so parademäßig aufgestellt. Es war, als hätte ihm's geahnt, daß es zum letzten Male sein sollte, und als wollte er seine Augen noch einmal an solchem prachtvollen, militärischen Anblicke weiden. Aber der Gedanke ans Ende lag ihm jetzt ferner, als je. Er schwelgte vielmehr bereits im Siege, und es scheint eher, daß er durch diese prunk-

volle Aufstellung den Feind zu entmuthigen meinte. So viel ist gewiß, an Blüchers Mitwirkung dachte Napoleon gar nicht; dagegen rechnete er stark auf seinen Marschall Grouchy, dem er an diesem Morgen den Befehl gesandt hatte, mit einem Theile seines Heeres Wellington in die rechte Flanke zu fallen. Aber da hatte er sich verrechnet. Grouchy hatte bei Wavre vollauf zu thun. Er hatte sich nämlich endlich bis hierher gefunden, und dem abziehenden Blücher ward gemeldet, ein starkes französisches Korps sei in seinem Rücken. Dieser aber, der wohl erkannte, daß heute auf einem ganz andern Punkte über das Schicksal Europas entschieden werde, ließ sich im Marsche nicht aufhalten, sondern ließ nur sein drittes Armeekorps, unter dem General Thielmann, dem Feinde gegenüber. Mit dem schlug sich nun Grouchy eben herum, während Napoleon auf sein Eintreffen wartete.

Wellington ließ Napoleon in aller Ruhe sich aufstellen. Als um eilf Uhr das Freudengeschrei der französischen Truppen beim Anblicke des Kaisers, der ihre Reihen durchschritt, herüberschallte, ließ er seine Armee ins Gewehr treten. Gegen zwölf Uhr begann die Schlacht, und zwar wieder in Napoleons Weise. Dessen Kunstgriff war nämlich, die Truppen sich gegenseitig aufreiben zu lassen, und wenn er den Gegner gehörig abgemattet, und durch allerlei Manöver von seinen Reserven entblößt zu haben glaubte, dann im entscheidenden Augenblicke mit seinen Garden vorzubrechen, und den Feind auseinander zu sprengen. Aber an Wellington fand er seinen Mann, der ihn durchschaute. Den Angriff auf den rechten Flügel, auf das Schloß Hougomont, hatte Napoleon seinem Bruder, der gewesenen westphälischen Majestät übertragen. Auf das Centrum stürmte Marschall Ney los. Aber der englische Löwe zeigte seine Tatzen und schickte die Franzosen mit blutenden Köpfen zurück. Es war Mittags um ein Uhr, da bemerkte Napoleon von seiner Höhe in der Ferne am Saume des Sankt Lambertuswaldes einen dunklen Strich. Er glaubte erst, es wäre der heranziehende Grouchy, bald aber erkannte er die preußischen Farben. Der dunkle Strich war das Bülowsche Korps, dem Blücher die Richtung in den Rücken der Franzosen gegeben hatte. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Aus seinem zweiten Treffen schickte der Kaiser den Preußen 10,000 Mann entgegen, um sie aufzuhalten, und dann gings im Ge-

waltsandrange auf Wellington los. Da keine Aussicht war, die Gebäude von Schloß Hougomont erstürmen zu können, so befahl Napoleon, sie in Brand zu schießen. Der Brand brach aus; die Verwundeten, welche hierher gebracht worden waren, mußten im Rauch und Qualm elendiglich ersticken; aber trotz des Brandes hielten sich die Vertheidiger heldenmüthig. Die rauchenden Trümmer konnten nicht erobert werden. Und immer wilder wurde die Schlacht. Im Centrum ward das Vorwerk La Haye Sainte ebenso heldenmüthig behauptet. Vor dem eingeschossenen Scheunthore thürmte sich ein Wall von Leichen auf. 80 Feuerschlünde donnerten hier gegen die englische Stellung. Wellington blieb die Antwort nicht schuldig. Die Reiterregimenter tobten auf und nieder. Rings um das Vorwerk schlugen die Wogen der Schlacht zusammen — die drinnen hielten standhaft aus.

Auf Wellingtons linkem Flügel waren die von ihm besetzten drei kleinen Ortschaften verloren gegangen, aber immer näher rückten auch bereits die Preußen, so daß Napoleon immer mehr Mannschaft ihnen entgegensenden mußte, und die errungenen Vortheile nicht weiter benutzen konnte. Er hatte jetzt Meldung erhalten, daß er auf Grouchy nicht mehr rechnen könne, er sah die Preußen immer zahlreicher von den fernen Höhen herabsteigen — ein anderer Feldherr würde die Unmöglichkeit des Sieges eingesehen und die Schlacht abgebrochen haben — Napoleon wollte es nicht. Sein Alles, seine ganze Zukunft hing von dem Gewinne dieser Schlacht ab, und wie ein verzweifelter Spieler setzte er nun auch sein Alles auf Einen Wurf. Es galt das Centrum Wellingtons zu durchbrechen, noch ehe die Preußen heran waren. Eben war auch der Pachthof La Haye Sainte den Engländern verloren gegangen. Die Braven drin hatten ihre ganze Munition verschossen. Von Schloß Hougomont waren nur noch die Mauern im Besitz der Vertheidiger. Da hieß Napoleon seine ganze Reiterei sich sammeln, auch die auserlesenen Regimenter der schweren Gardekavallerie. Das Geschütz mußte ihnen folgen, und wie ein Gewittersturm brach der furchtbare Andrang auf das englische Centrum los. Wellington parirte mit dem Kerne von Altengland, seinen drei unvergleichlichen Gardekavalleriegimentern, den gewaltigen Stoß. Der Kampf raste auf und ab. Die französische Artillerie schleuderte Tod und Verderben

in die Reihen des englischen Fußvolks. Ganze Seiten ihrer Vierecke wurden weggerissen. Aber immer mehr geriethen nun auch die kalten Engländer in Wuth, und trotz der verzweifeltsten Anstrengungen der Franzosen wurde ihr Angriff zurückgeschlagen. Doch furchtbare Verluste hatten den englischen Feldherrn getroffen. Ganze Regimenter waren zusammengehauen. Seine tapfersten Offiziere waren gefallen, über 10,000 Mann waren bereits todt oder schwer verwundet, eine gleiche Zahl hatte die Verwundeten zurückgebracht und war nicht wieder gekommen, einige tausend Mann der neuen Soldaten hatten das Schlachtfeld verlassen — er hatte kaum noch 40,000 Mann in den Waffen. Aber er blieb kalt und ruhig, wie immer. Er wußte, daß auch des Feindes Kraft sich verzehrte, wußte, daß die Preußen nahe heran waren, wußte, daß er nur noch den letzten verzweifelten Angriff auszuhalten hatte, sah diesen sich vorbereiten, und faßte seine Gegenmaßregeln. Fest war er in Mitten des Schlachtgewühls, von Kugeln umsaust, unter seinem Baume geblieben, hatte, als die Gefahr am Höchsten stieg, sich entschlossen auf die Erde niedergesetzt mit den Worten: „Hier, Soldaten, bleibe ich, und weiche keinen Fuß breit." Seinen Adjudanten, der ihn beschwören wollte, den gefährlichen Posten zu verlassen, hatte in demselben Augenblicke eine Kugel für immer stumm gemacht — er blieb, wo er war. Nur nach seinem Waffenbruder hatte er sehnlich ausgeschaut, hatte, als er seine besten Kräfte zusammenschwinden sah, seufzend gesprochen: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" Doch kaum war das Wort gesprochen, da vernahm er auch den Donner unseres Geschützes im Rücken des Feindes, und Thränen brachen aus seinen Augen, und laut rief er aus: „Da ist der alte Blücher!"

Napoleon sah die Entscheidung immer düsterer sich gestalten. Die Preußen waren auf seinem rechten Flügel und weit in seinem Rücken vorgedrungen. Der Kampf galt hier den Besitz des Dorfes Planchenoit, mit dessen Einnahme den Franzosen die letzte Rückzugslinie abgeschnitten wurde. Mit der größten Hartnäckigkeit ward der bedrohte Ort vertheidigt. Von den 24 Bataillonen seiner Garde zu Fuß hatte Napoleon zwei Drittheile gegen die Preußen verwenden müssen. Mit dem Reste beschloß er den letzten Verzweiflungskampf. Mar-

schall Ney, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen war, stellte sich mit gezogenem Degen an die Spitze der Grenadiere. Die Kavallerie sammelte sich aufs Neue, und todesmuthig stürzte sich die kleine Schaar auf das englische Centrum. Wellington, der den Angriff sich vorbereiten gesehen, hatte gleichfalls seine besten Truppenreste zusammengezogen. Sechs Bataillone seiner Garde mußten sich hinter der Höhe auf die Erde werfen. Jetzt rückten, während die Kavallerie ihre Angriffe erneuerte, diese Tapfersten Napoleons von La Haye Sainte unaufhaltsam herauf. Die englischen Kanonensalven erschütterten sie nicht. Schnell schlossen sie ihre Lücken wieder. Sie drückten die Braunschweiger zurück. Da sprangen hinter dem Hügel jene sechs Bataillone von der Erde auf, und empfingen den Feind mit Bataillonssalven. Die Garde stutzte. Schnell ließ Napoleon verkünden: „Grouchy nahe bereits; kurze Standhaftigkeit würde den glänzendsten Sieg erringen." Von Neuem drangen die Tapfern vor. Inzwischen war auch das erste preußische Armeekorps unter dem General Ziethen heran, hatte die drei kleinen Ortschaften auf ihrem rechten Flügel schnell den Franzosen entrissen, und diese in die Flucht geschlagen. Der Ruf: „Rette sich, wer kann!" ertönte bereits von dieser Seite. Ein frischer Windstoß wehte den Pulverdampf weg, und die französischen Garden sahen neben und hinter sich Preußen, nichts als Preußen, sahen ihren rechten Flügel bereits in der vollen Flucht — dennoch kämpften sie fort. Da fuhr eine englische Batterie dicht an sie heran und feuerte mit Kartätschen. Auch diesem Feuer trotzte die Garde. Erst nachdem die Hälfte ihrer Mannschaft gefallen war, nach der neun und zwanzigsten Salve begann sie zu weichen. Der unerhörte Anblick der fliehenden Garden entmuthigte vollends die französischen Truppen, und in diesem Augenblick befahl Wellington ein allgemeines Vorgehen. Das rothe Ziegeldach des Vorwerks La Belle Alliance nahmen Preußen und Engländer zum Ziele. Immer unaufhaltsamer ging es vorwärts, immer wilder wurde die Verwirrung in den Reihen des Feindes. Da fiel auch das Dorf Planchenoit und nun erreichte der Schrecken der Franzosen seinen Gipfel. Sie waren nun zugleich in der Front, auf beiden Flügeln und im Rücken angegriffen, und so ineinander gekeilt, daß unsere Kavallerie gar nicht mehr

einzuhauen vermochte. Napoleon hielt in dem letzten Vierecke seiner Garden, mit starren Blicken den Gräuel der Verwüstung betrachtend. Er wollte den Tod im Handgemenge der Schlacht suchen. Marschall Soult solls gewesen sein, der den Zügel seines Pferdes ergriffen, und ihn mit Gewalt mit fortgerissen hat. Nach seinem Verschwinden kannte die Unordnung der französischen Armee vollends keine Grenzen. Die Nacht mehrte die Verwirrung. Es gab keinen Befehl, keinen Gehorsam mehr. Alle Truppengattungen durcheinander drängten in wildester Flucht fort.

Vor Belle-Alliance trafen sich, wie durch eine Fügung des Himmels, die beiden großen Feldherrn, und Blücher befahl im Blick auf den Namen dieses Ortes, der auf deutsch „der schöne Bund" heißt, daß die Schlacht die von Belle-Alliance genannt werden sollte. Blücher aber hielt sein Tagewerk noch nicht für gethan. Er wollte den Feind nicht bloß schlagen, sondern vernichten, und befahl, daß der letzte Hauch von Mann und Roß zur Verfolgung aufgeboten werden sollte. Wellington sagte scherzend zu ihm: „Ich werde heute Nacht in Bonapartes gestrigem Quartiere schlafen!" und Blücher erwiederte: „Ich aber werde ihn noch in dieser Nacht aus seinem heutigen treiben!" Der englische Feldherr erklärte seine Armee für zu furchtbar angegriffen zu einer nächtlichen Verfolgung, und das war wahr. Indessen die Preußen hatten auf dem Marsche von Wavre her und dann im Kampfe auch ihr blutsauer Stück Arbeit gehabt, dennoch nahmen sie den Befehl zur Verfolgung mit Hurrah auf. Hei, da gings, den tapfern Gneisenau an der Spitze, unter dem Klange der preußischen Hörner lustig in die Nacht hinein, zuerst auf Genappe los, wo ein Engpaß ist, den, wie man vermuthete, der Feind hartnäckig vertheidigen werde. Aber die Franzosen dachten an keine Vertheidigung mehr. Nur eine unermeßliche Reihe von Wagen war hier in einander gefahren, die zwar alle in unsre Hände fielen, durch die aber schwer fortzukommen war. Hier war es auch, wo der Reisewagen Napoleons erbeutet wurde. Er selbst hatte sich bei dem Geschrei: „Die Preußen kommen!" kaum zum Schlage hinaus retten können, und seinen Hut und Degen in der Eile der Flucht zurückgelassen. Da hatten wir Revange für den Degen des alten Fritzen, den er uns aus Berlin mitgenommen

hatte. Blücher blieb in Genappe und Gneisenau setzte die Verfolgung fort. Wo sich die todtmüden Franzosen gelagert hatten, in den Dörfern, auf den Feldern, im hohen Korne, wurden sie durch den Schall der Hörner, das Wirbeln der Trommeln, das Knallen des Kleingewehrfeuers aufgejagt. Hell stand der Vollmond am Himmel, als wollte er den tapfern Preußen leuchten. Keine Wolke zog über ihn und immer rastlos vorwärts jagte Gneisenau. Durch Quatrebras gings durch und von da auf Frasne. Ueberall floh der Feind ohne Widerstand, floh bis weit hinter seine Grenzen. Aber immer dünner wurde die Schaar der verfolgenden Truppen. Besonders das Fußvolk, welches am meisten ermattet war, blieb zurück. Zuletzt waren nur noch einige Reiter und ein Paar Füsilierkompagnien übrig geblieben. Einen unermüdlichen Kerl von Tambour setzte man in froher Siegeslaune auf eins der aus Napoleons Wagen gespannten Kutschpferde, mit der Weisung, fortwährend die Trommel zu rühren, und so gings unter Siegesruf und Trommelschlag weiter. Diese Handvoll Leute, dieser Eine Tambour jagten jetzt die Reste des französischen Heeres vor sich her, wie der Wind die fliehenden Blätter. Dazumal ist den Franzosen die Schlacht bei Jena reichlich vergolten worden.

Noch in derselben Nacht schrieb Blücher von Genappe aus an den Fürsten von Schwarzenberg: „Mein Freund! „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg „ist erfochten. Ausführlicheres wird folgen. Ich denke „die Bonapartische Geschichte ist nun vorbei. Ich kann „nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. „Die Anstrengung war zu groß. Blücher.“ Und in der nämlichen Nacht erließ er eine Proklamation an sein Heer, darin hieß es zum Schluß: „Alle große Feldherrn „haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschla„genen Heere nicht gleich darauf wieder eine Schlacht lie„fern. Ihr habt gezeigt, daß tapfere Krieger wohl über„wunden, aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann. „Empfangt meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten. „Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. Nie wird „Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch „gleichen.“ Und Wellington berichtete an seinen Monarchen: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, „wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußi„schen Heere das glückliche Ergebniß des furchtbaren Ta-

„ges beimäße, durch den Beistand, den sie mit so großer „Bereitwilligkeit, und so zur rechten Zeit mir geleistet „haben.“ An einen Freund aber schrieb er: „Nie sah „ich einen so furchtbaren Kampf, und nie sah ich unsere „Truppen so brav!“

Ja, es war ein furchtbarer Kampf gewesen. Im Generalstabe Wellingtons befand sich fast Niemand, der nicht verwundet war. Sieben Generale und hohe Stabsoffiziere waren ihm gefallen, und siebzehn größtentheils schwer verwundet. Die Verluste des preußischen Heeres waren geringer. Der Gesammtverlust beider Armeen betrug 28,000 Mann, wovon 21,000 auf die englische und 7000 auf die preußische kamen. Eine genaue Kenntniß des Verlustes der Franzosen hat man nicht, aber er muß ungeheuer gewesen sein. Ihre ganze Armee war vernichtet. Zwei Drittel derselben erschlagen, verwundet oder gefangen. Das Uebrige war keine Armee mehr, sondern ein ordnungsloser Haufen. Das ganze Geschütz und Gepäck, 350 Kanonen und über 800 Munitionswagen, war in unsere Hände gefallen. Das nenne ich einen herrlichen Sieg, der seines Gleichen nicht hat. Gott aber sei die Ehre! Und damit wollen wir für heute schließen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der zweite Pariser Frieden, so wie Napoleons und des Buches Ende.

Römer 11, 22. „Schaue die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, so ferne du an der Güte bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden.“

Zeitiger als gewöhnlich, weil er wiederum viel vor sich hatte, begann der Förster am nächstfolgenden Abend: „Ehe ich Euch heute zum andern Male nach Paris führe, liebe Freunde und Nachbarn, und damit den Beschluß meiner Geschichte mache, muß ich einige kleinere Begebenheiten nachholen, die ich in der Hitze des Kampfes voriges Mal übergangen habe. Zuerst fällt mir ein, daß ich von einem Manne nicht ganz schweigen darf, der uns Deutsche zwar weniger angeht, von dem ich aber im Anfange unserer Geschichte erzählt habe, daß er Napoleon zu lieb an dem unglücklichen Herzoge von Enghien jenen scheußlichen Mord hatte vollstrecken lassen, und in dessen Ende die

ewige Gerechtigkeit Gottes recht klar und deutlich sich ausspricht. Ich meine Napoleons Schwager, Murat, den König des schönen Landes Neapel. Das war so eine Majestät aus Bonapartistischer Fabrik. Tapfer allenfalls, sonst aber vom Kopf bis zur Zeh' weiter nichts, als ein eitler Narr. Mit ellenlangem Federbusche und in buntester Stickerei, wie ein Theaterkönig, sich in das tollste Reitergetümmel zu stürzen, dazu war er der Mann, aber zu mehr nicht. Napoleons Kopf mußte für ihn denken. Und wie alle diese Glücksritter, diese neugebackenen Landesväter, hatte er so wenig Gewissen im Leibe, als Gehirn im Kopfe. Als es 1813 mit Napoleon schief zu gehen anfing, wurde ihm für sein Königreich bange. Er verließ ihn darum in Erfurt, fing an mit den Verbündeten zu unterhandeln, und schloß endlich ein förmliches Bündniß mit ihnen. Nun konnte er denn auch auf dem Wiener Kongresse nicht so nolens volens abgethan werden. Man hatte seine liebe Noth mit ihm. Die französischen Gesandten verlangten, er müsse gleichfalls über die Seite; dem standen aber die geschlossenen Verträge entgegen. Endlich beschloß man, das Land zwischen ihm und dem rechtmäßigen Könige zu theilen, so daß Murat Neapel, und jener die große Insel Sicilien erhalten sollte. Das war wieder einmal ein Fall, wo man hätte denken können, unrecht Gut gediehe doch, und die ewige Gerechtigkeit Gottes sei ein bloßes Mährchen; aber es sollte schnell genug anders kommen. Dem Könige Murat war die getroffene Auskunft nicht recht. Er hatte im Geheimen den Plan, sich zum Könige von ganz Italien zu machen, meinte seine Zeit ersehen zu haben, und schloß sich plötzlich wieder an Napoleon an. Er sammelte Truppen auf Truppen, und als sein Herr Schwager sich wieder zum Kaiser von Frankreich erklärt hatte, als ganz Europa gegen ihn aufstand, trat allein der König von Neapel auf seine Seite. Schon Ende März brach er in Italien los. Aber Oestreich hatte den treulosen, wankelmüthigen Menschen durchschaut, und im Stillen in Oberitalien längst ein ansehnliches Heer zusammen gezogen. Auch das italienische Volk nahm die bombastigen Proklamationen Murats nicht sonderlich günstig auf. Niemand hatte mehr Vertrauen zu ihm, und als er nun sah, daß es ganz anders kam, als er gedacht hatte, verlor er den Kopf, und mit ihm rissen vor dem östreichischen Heere

seine Truppen aus, wie Schaafleder. Schon am 20. Mai ließ er Italien und Königreich Neapel im Stich und floh nach Frankreich. Hier wendete er sich an Napoleon, doch der wollte nichts mehr von ihm wissen. Dann bot er Ludwig dem XVIII. seine Dienste an, der wies ihn gleichfalls ab. Später, denn wir wollens mit ihm gleich zu Ende bringen, also nach Napoleons Sturze, hielt er sich in Frankreich nicht mehr sicher und floh nach Corsika. Hier sammelte er etwa 250 Mann um sich, und faßte den tollen Plan, sich sein Königreich Neapel wieder zu erobern. Ein Sturm zerstreute seine kleine Flotte, und als er endlich doch landete, ging wieder nichts nach Wunsche. Da beschloß er nach Triest sich einzuschiffen, als er aber unterwegs mit noch 26 seiner Leute einmal ans Land stieg, und zwei neapolitanische Soldaten, die ihm begegneten, zu ihm übergingen, bekam das schwankende Rohr plötzlich Muth, noch einmal als König aufzutreten und das Land aufzuwiegeln. Aber die Einwohner der nächsten Stadt machten sich auf, verfolgten ihn und nahmen ihn gefangen. Er ward vor ein Kriegsgericht gestellt und am 13. Oktober wegen Friedensbruch und Landesaufwiegelung zum Tode verurtheilt und erschossen. Es stehet geschrieben: „Mit welchem Maße ihr messet, soll euch wieder gemessen werden."

So viel vom Könige Murat. Nun haben wir uns zunächst nach dem Grouchyschen Korps umzusehen, welches Napoleon, wie wir wissen, dazu bestimmt hatte, dem alten Blücher vollends den Garaus zu machen, oder, wie der Befehl eigentlich lautete: „Die Trümmer des preußischen Heeres in den Rhein zu stürzen." Wir haben den Herrn Marschall am 18. Juni im Kampfe mit unserem dritten Armeekorps verlassen. General Thielmann hatte nicht einmal seine Mannschaft vollständig beisammen, sondern mehrere ansehnliche Abtheilungen waren bereits in der Richtung nach Belle Alliance abmarschirt, so daß er dem über 30,000 Mann starken Feinde nur 15,000 entgegen zu setzen hatte. Dennoch hielt er sich den ganzen 18. durch in Wavre. Er hatte eine sehr vortheilhafte Stellung gewählt, und schlug alle Angriffe der Franzosen tapfer zurück. Ueber Nacht bekam er Nachricht von dem glänzenden Siege der Unsern, und da er nicht zweifelte, daß auch Marschall Grouchy inzwischen erfahren haben würde, daß er seinen Kaiser nicht vorwärts

in Brüssel, sondern hinterwärts zu suchen habe, und also gleichfalls zum Rückzuge genöthigt sei, so beschloß er ihn am folgenden Morgen mit seinen 15,000 Mann frisch anzugreifen und ihm das Geleite zu geben. Aber Grouchy hatte wohl den Kanonendonner gehört, aber noch keine Silbe von dem Ausgange der Schlacht erfahren. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieselbe günstig für Napoleon ausgefallen sein würde. Daher drängte er mit seiner ganzen Uebermacht auf die Unsern los. Es half Thielmann nichts, daß er seine sämmtlichen Truppen aus Leibeskräften Hurrah schreien ließ, um den Franzosen die Nachricht von der gewonnenen Schlacht zu Gemüthe zu führen. Diese konnten den Gedanken an den geschlagenen Kaiser einmal nicht fassen. Unsere Preußen mußten also richtig aus Wavre heraus und ein Stück Wegs auf Brüssel zurückmarschiren. Doch die heftige Verfolgung ließ bald nach. Gegen Mittag war endlich eine Botschaft ins feindliche Lager gekommen, die die Herrn Franzosen ganz kleinlaut machte und nach welcher der Marschall Grouchy aufs Schleunigste auf seinen eigenen Rückzug bedacht war. Lustig rückten nun auch unsere Preußen wieder vor, und trieben ihn vollends über die Grenze.

Die Niederlage Napoleons war so vollständig, daß sein Bruder Hieronymus, dem er Befehl gegeben hatte die Ueberreste des Heeres zu sammeln, am 21. Juni nur 3000 Mann, alle Truppengattungen bunt durcheinander, nach Laon führen konnte, welche Stadt zum weitern Sammelpunkte der französischen Streitkräfte bestimmt war. Marschall Grouchy brachte etwa 25,000 Mann zurück. Napoleon hielt denn auch die Stellung bei Laon so wenig gesichert, daß er nicht einmal selbst beim Heere blieb, sondern mit Kourierpferden nach Paris eilte, eingedenk, wie theuer ihm im vergangenen Jahre das Verlassen seiner Hauptstadt zu stehn gekommen war.

Jeder andere Feldherr als Blücher würde nach den ungeheuren Anstrengungen der letzten Tage, denn bei der unermüdlichen Verfolgung welche während der folgenden Tage fortgesetzt wurde, hatte das preußische Heer fast eben so viele Drangsale erlitten, als der verfolgte Feind, sich und seinen Truppen eine kurze Erholung gegönnt haben; allein der drei und siebzigjährige Greis ließ keinen Gedanken an Ruhe aufkommen, sobald er fortgesetzte Anstrengung für nothwendig hielt. Und hier hielt er's

dafür. Der Feind sollte keinen Augenblick wieder zu Athem kommen. Er sollte nicht so viel Zeit gewinnen, seine Streitkräfte auf irgend einen nennenswerthen Fuß bringen zu können. „Vorwärts nach Paris!" war Blüchers Losung. Er forderte den Herzog von Wellington auf, ihm zu folgen, ließ aber, ohne die Antwort abzuwarten, sein Heer auf der Stelle weiter marschiren. Er meinte, dann könnte ihm am wenigsten drein geredet werden. Wellington gab beistimmende Zusicherung, doch blieb das Preußenheer immer im Vorsprunge. Die Feldherrn erfuhren zwar, daß der Feind sich bei Laon gesammelt habe, beschlossen aber sich hier gar nicht weiter aufzuhalten. Sie hieltens nicht für der Mühe werth, sich mit der Handvoll Leute erst noch herumzuschlagen. So ließen sie Laon links liegen, und drangen auf dem rechten Ufer des Oiseflusses unaufhaltsam nach Paris vor. Wellington zog rechts, der Meeresküste zu, Blücher weiter links, landeinwärts. Kleine Gefechte, die unterwegs zu liefern waren, übergehe ich. Genug, eilf Tage nach der Schlacht bei Belle Alliance, am 29. Juni, langte Blücher mit seinem Heere bereits unter den Mauern von Paris an. Wellington war noch ein Paar Tagemärsche zurück.

In Paris sah es inzwischen bunt genug aus. Da gabs schon keinen Kaiser Napoleon mehr. Die Kammern waren zum großen Theile nicht eben günstig für ihn gestimmt. Er hatte den Demokraten mit den neuen Freiheiten noch allzusehr geknausert, und die Königlich Gesinnten waren vollends gegen ihn. Da er nun gar geschlagen war, meinte man kurzen Prozeß mit ihm machen zu können. Als er am 21. Juni, also drei Tage nach der Schlacht, selbst nach Paris kam, konnte er bald inne werden, wie schief seine Sachen standen. Man sprachs ganz unverholen aus, um den Einen Menschen dürfe ganz Frankreich nicht leiden. Die Kammer nahm das Heft in die Hand, und forderte die Minister auf, ihren Sitzungen beizuwohnen. Da die Verbündeten von vorn herein erklärt hatten, mit Napoleon nicht unterhandeln zu wollen, so hieß es bald, man müsse ihn um seine Abdankung ersuchen. Dieser sah nur noch zwei Wege vor sich. Entweder mußte er die Kammern auflösen, oder in ihr Begehren willigen. Er wollte noch zaudern, da drohte die Kammer, wenn er nicht freiwillig abdanke, so

werde sie seine Absetzung aussprechen. Noch einmal brauste Napoleon in die Höhe, aber seine Kraft war gebrochen. Er sah ein, daß er sich gegen die Kammer und die Verbündeten zugleich nicht würde halten können. Er dankte also ab, und zwar schon am 22. Juni, den Tag nach seiner Ankunft; erklärte aber in dieser Abdankungsurkunde seinen Sohn zum Kaiser der Franzosen. Die Kammer nahm den ersten Punkt an, in Betreff von Napoleon II. behielt sie sich ihren Beschluß vor. Es gab dreierlei Parteien in derselben. Eine wollte Napoleon II., eine Ludwig XVIII., eine andere den Herzog von Orleans zum Könige haben. Da der neu eingesetzten provisorischen Regierung die Anwesenheit Napoleons in Paris gefährlich schien, nöthigten sie ihn, sich nach Malmaison zu begeben, wo er vor der Hand als Privatmann lebte. Die Vertheidigung Frankreichs wurde dem Marschall Davoust anvertraut.

Schon am 23. Juni schickte der General Morand, welcher die französische Nachhut befehligte, einen Parlamentair ins preußische Hauptquartier, zeigte die abermalige Thronentsagung Napoleons an, und verlangte, daß die Preußen ihren Marsch einstellen sollten; denn die verbündeten Mächte hätten ja erklärt, nicht gegen das französische Volk, sondern nur gegen Napoleon kämpfen zu wollen, und der sei nun bei Seite. Blücher antwortete: „Er würde keinen andern Waffenstillstand abschließen, als wenn ihm die sämmtlichen französischen Festungen und Napoleon dazu ausgeliefert würden. Uebrigens würde er seinen Marsch fortsetzen. Punktum, riecht dran, Pariser!“ Als nun der kühne Held, dem Herzoge von Wellington zwei Tagemärsche voraus, vor Paris erschien, erbot sich Napoleon gegen die neue Regierung, die Vertheidigung der Hauptstadt nicht als Kaiser, sondern als bloßer General zu übernehmen. Aber keine Partei traute ihm mehr recht. Jede hoffte von den Unterhandlungen mit den Verbündeten ihren Vortheil. Man ging auf sein Anerbieten gar nicht ein; vielmehr bestand man auf seiner augenblicklichen Abreise, die denn noch desselben Tags wirklich erfolgte.

Alle Unterhandlungen der Franzosen zum Zwecke eines Waffenstillstandes noch vor der Einnahme von Paris, scheiterten an Blüchers Festigkeit. Der Marschall Davoust glaubte ihn verblüffen zu können, und schrieb ei-

nen Brief an ihn, in welchem er nach Kräften trotzig that, und beweisen wollte, daß Blücher nach Napoleons Entfernung gar nicht das Recht habe, noch länger feindselig aufzutreten, sondern im Gegentheil durch sein Handeln die höchste Verantwortung auf sich lade. Aber da kam er bei Blücher schön an. Der rieb ihm in seiner Antwort die Wahrheit gesalzt und gepfeffert unter die Nase. Er hielt ihm den schändlichen Treubruch des französischen Volkes vor, malte ihm ein bischen aus, was geschehen würde, wenn er's bis zum Sturme auf Paris kommen lasse, und frug ihn geradezu, ob er etwa die Verwünschungen der Einwohner von Paris ebenso, wie die der Hamburger, auf seine Seele nehmen wolle. Und diesen Brief schrieb Blücher deutsch; denn er selbst verstand nicht französisch, und wollte ihn mit Fleiß nicht in diese Sprache verdollmetschen lassen. Das war nun den stolzen Patronen noch nicht geboten worden, denn alle diplomatischen Schreibereien waren bisher immer in französischer Sprache abgemacht worden. Die Franzosen waren wüthend über diese deutschen Pillen, die sie hinunter schlucken mußten; aber es half Alles nichts. Blücher haßte die Franzosen von Grund seiner Seele. Es war ihm eben recht, daß sie wieder bonapartisch geworden waren, denn er grollte so, daß sie beim vorigen Feldzug viel zu gut weggekommen waren. Nun konnte er ihnen seine Meinung doch noch einmal eintränken. Eigentlich waren ihm auch die Bourbonen zuwider. Er hätte es am liebsten gesehen, die Franzosen wären noch bei ihren republikanischen Narrheiten geblieben, damit er ihnen noch fort den Daumen hätte aufs Auge halten können. Und wie er, so war sein ganzes Heer gesinnt.

Was nun die französischen Vertheidigungskräfte anbetrifft, so waren in der Stadt Paris etwas über 60,000 Mann regulaires Militair beisammen, nämlich Alles, was sich aus den Niederlanden noch salvirt hatte, und was sonst aus den nächsten Provinzen zusammengetrommelt war. Außer diesen Truppen war noch die Pariser Bürgerwehr vorhanden; doch die Bürgerwehr ist nicht sehr blutdurstig, wie Ihr aus Erfahrung wißt. Blücher hatte im Ganzen 60,000 Mann, Wellington nur 50,000 vor Paris geführt, denn etliche Mannschaft hatten Beide doch unterwegs als Besatzungen zurücklassen müssen. Die Nordseite der Stadt, auf welcher die Verbündeten das

vorige Mal angegriffen hatten, und auf der sie auch jetzt standen, war von Napoleon, noch ehe der Feldzug begann, stark befestigt worden. Dagegen die Südseite, jenseits der Seine, war fast ganz ungeschützt. Im Einverständnisse mit Wellington ging deshalb unser Marschall Vorwärts sofort über die Seine, um Paris von der Mittagsseite anzugreifen. Fast täglich fanden kleine Scharmützel statt, in denen die Unseren überall Sieger blieben, so daß sie einen Ort nach dem andern in der Umgebung von Paris besetzten. Nun wurde den Franzosen denn doch immer banger und verzagter zu Muthe. Ganz Paris zitterte vor einer Erstürmung und Plünderung. Die Lage der Stadt war auch wahrhaft verzweifelt. Selbst wenn es der Besatzung hätte gelingen können, die Preußen und Engländer abzuwehren, was hätten die Pariser damit gewonnen? Es war kein französisches Heer mehr da, das Paris hätte zu Hülfe kommen können. Dagegen hättens die Unseren kaltblütig abgewartet; denn mit jedem Tage rückte die ganze Völkerwanderung der übrigen Armeen näher heran.

Es ist gut, daß ich auf die komme. Vielleicht hat schon Manchem von Euch die Frage auf den Lippen gesessen: Wo bleiben denn die tapfern Russen und Oestreicher? Nun, die rückten nach dem vorgefaßten Kriegsplane vom Ober- und Mittelrhein in Frankreich ein, und gerade auf Paris los. Freilich waren ihnen Blücher und Wellington, die noch obenein den kürzesten Weg hatten, weit voraus, aber wer hätte auch denken können, daß der Feldzug ein so kurzes Ende nehmen würde? Was soll ich Euch nun viel von diesen andern Armeen erzählen? Napoleon hatte zwar Jeder derselben Truppenabtheilungen entgegengestellt, aber diese waren doch in gar keinem Verhältnisse zu der Zahl der Unseren, und es war auch unter ihren Feldherren kein zweiter Napoleon. Sie wurden über den Haufen geworfen, das ist Alles, was zu sagen ist. Denn von allen den verschiedenen kleinen Gefechten ausführlich erzählen zu hören, danach trägt doch wohl Keiner von Euch ein sonderlich Verlangen. Wenn man Wein getrunken hat, schmeckt das Bier nicht hinterher, und nach dem Siege von Belle Alliance ist von den andern Scharmützeln nicht mehr zu reden. 150,000 Russen oder Oestreicher werden's doch wahrhaftig mit 20- oder 30,000 Franzosen haben aufnehmen können?

In Paris war inzwischen Kriegsrath gehalten worden, ob die Stadt sich halten könne, oder nicht. Die Antwort lautete wenig tröstlich. Ganz abgesehen von den übrigen nachrückenden Armeen, lag klar auf der Hand, daß die elende Stadtmauer auf der Südseite die Preußen nicht aufhalten würde. So beschloß man denn zu kapituliren, aber um die Ehre der französischen Waffen zu retten, vorher erst einen Ausfall auf Blücher zu machen. Der Ausfall geschah am 3. Juli gegen das Dorf Issy. Als die Franzosen hinlänglich Kartätschen auf den Kopf bekommen hatten, um der närrischen französischen Ehre genug gethan zu haben, schickten sie den Parlamentair, der die Kapitulation bot. Blücher verlegte sein Hauptquartier nach dem Schlosse von Saint Cloud, dem Lieblingsaufenthalte Napoleons, dem Orte, von dem so viel Unheil über Europa ausgegangen war. Hier sollten die Unterhandlungen stattfinden, und unser Feldherr lud den Herzog von Wellington vorher zu einer Besprechung ein. Als er mit diesem die Sachen ins Reine gebracht hatte, wurden die französischen Unterhändler vorgelassen. Es war ein General, ein Graf und ein Baron, drei feine Pariser Herren. Blücher hatte sich vorgenommen, diesmal dem französischen Hochmuthe die Stelzen zu nehmen, und den Parisern fühlen zu lassen, daß er Sieger sei. Zuerst ließ er die Herren lange antichambriren, das heißt: im Vorzimmer warten. Das war nämlich eine Mode, die die hochmüthigen Franzosen gegen uns Deutsche lange genug geübt hatten. Als die Gesandten vom Warten mürbe genug zu sein schienen, durften sie hereinkommen. Blücher blieb, sein Pfeifchen schmauchend, auf seinem Stuhle sitzen, und blies die blauen Wolken kaltblütig vor sich hin. Jetzt wurde ihnen erlaubt, ihre Sache vorzutragen, und unser Marschall ließ sich dieselbe in der Kürze dollmetschen. Drauf sagte er selbst kurz und bündig: „So solls sein! Punktum." Als die Herren Abgeordneten unter sich selbst uneinig wurden, und heftig zu parliren anfingen, stand er zornig auf, trat mit brennender Pfeife unter sie und gebot Ruhe, sonst sollten die Feindseligkeiten im Augenblick wieder beginnen. Nun wollten die Unterhändler wenigstens abdingen, daß Paris, wie im vorigen Jahre, von Einquartierung befreit bleiben solle, aber Blücher antwortete: „Kein Preuße, den ich hierher gebracht habe, soll zurückkehren, ohne sagen zu

können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben.“ Als sie darauf wenigstens Sicherheit für ihre Museen und Kunstschätze verlangten, kündigte er ihnen an: „Sie müßten Alles herausgeben, was sie zusammengeraubt hätten,“ und als sie noch weitere Einwendungen machen wollten, hieß er sie schweigen, es sei genug. Die Franzosen mußten zu Allem Ja sagen, so sauer es ihnen auch ankommen mochte. Als die Hauptpunkte in solcher Weise kurz abgemacht waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache. Das war aber derselbe Mann, der in dem unglücklichen Jahre 1806 die Blüchersche Kapitulation von Lübeck hatte abschließen müssen. Drum sagte auch Blücher zu ihm scherzend: „Vor neun Jahren machten wir ein schlechtes Geschäft in Lübeck; besorgen Sie's heute wieder, es wird Ihnen leichter werden.“

So war denn die französische Hauptstadt binnen Jahresfrist zum zweiten Male in unsern Händen, und in 19 Tagen war ein Krieg beendet, der Europa aufs Neue in grenzenlose Zerrüttung zu stürzen drohete. Nach der geschlossenen Konvention mußte die Stadt bis zum 6. Juli von sämmtlichen französischen Truppen geräumt sein, und mußten diese sich bis hinter den Loirefluß zurückgezogen haben. Am 7. hielten die preußische und englische Armee ihren Einzug in die bezwungene Stadt. Blücher hatte seinen Truppen auf das Strengste jede muthwillige Beleidigung der Einwohner verboten. Sie sollten die Franzosen mit Ernst, Kälte und Stolz behandeln. Sobald die Brigaden in den ihnen bestimmten Revieren eingetroffen waren, wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und dem Herrn der Heerscharen für den verliehenen Sieg gedankt. Das ist die rechte Preußenart und deutsche Sitte. Der General von Müffling wurde Gouverneur von Paris. Blücher wollte nicht in der Stadt wohnen, sondern blieb in St. Cloud. Von hier aus fing er an, den Franzosen Mores zu lehren. Mit der Ausräumung der Museen mußte sofort begonnen werden. Alles was aus deutschen Ländern geraubt war, wurde eingepackt. Der Siegeswagen vom Brandenburger Thor und der Degen des alten Fritz sollten je eher je lieber nach Berlin zurück. Auf die Besitzungen der Anhänger Napoleons ließ er Beschlag legen, um sie nachher verkaufen zu lassen. Die Versammlungshäuser der Kammern ließ er militairisch besetzen, und die Deputirten, die sich ein=

fanden, abweisen. Das Alles wurmte gewaltig; noch mehr aber geriethen die Pariser in Bestürzung, als es plötzlich hieß, Blücher wollte die Brücke von Jena in die Luft sprengen lassen. Der Kaiser Napoleon hatte nämlich eine schöne Brücke über die Seine bauen, und dieselbe zu Ehren seines Sieges und den Preußen zur Schande, die Brücke von Jena nennen lassen. Eine andere hieß er die Brücke von Austerlitz. Was die Letztere anbetrifft, mochte Blücher denken, da mögen die Oestreicher, wenn sie herankommen, sehen, was sie thun, aber die von Jena soll nicht mehr lange so heißen. Darum gab er Befehl, daß sie in die Luft gesprengt werden sollte. Das wollten nun die Pariser gar zu gern hintertreiben, und der schlaue Talleyrand wußte sogar unsern Gesandten zu überreden, daß er im Namen des französischen Ministers ein Fürwort zur Erhaltung der Brücke einlegte. Aber mit Fürst Talleyrands, des alten Ränkespinners, Namen hatte er es bei Blücher gerade recht verdorben. Der schrieb unserm Gesandten ganz kurz zurück: „Herr Graf! Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt „werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, „daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand „sich vorher drauffsetzte, und mit in die Luft flöge, wel„ches ich Ew. Hochgeboren bitte, ihm wissen zu lassen. „Blücher." Zum Glück für die Brücke traf der König von Preußen vorher ein, und untersagte die Sprengung. Die verbündeten Monarchen von Rußland, Oestreich und Preußen waren nämlich, als sie die Nachricht von der Besetzung der Hauptstadt erhielten, der östreichischen Hauptarmee vorausgeeilt, und trafen am 10. Juli Abends um 9 Uhr in Paris ein. Die Pariser hatten Ursach sich darüber zu freuen, denn nun ward dem kurzen militairischen Verfahren Blüchers ein Ende gemacht. Die Heere der Verbündeten aber rückten unverdrossen nach.

Mit den siegreichen Monarchen war auch König Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekommen, und da sich die Verbündeten hatten merken lassen, wenn die Franzosen sich einen andern Herrscher wählen wollten, so sollte ihnen das zwar freistehen; aber dann müßten zur Sicherheit der Ruhe Europas bedeutende Länderstrecken von Frankreich abgetreten werden, so unterwarf sich bald Alles dem rechtmäßigen Könige wieder. Die das Heft in Händen hatten, sahen ein, daß nur mit Hülfe der Bourbonen ein einiger-

maßen vortheilhafter Frieden zu erlangen wäre. Die Unterhandlungen dazu waren denn auch bald im Gange. Bis dahin wurde das Land in zwei Hälften getheilt, gerade so wie die beiden Flüsse Loire und Rhone laufen. Was drüben lag, behielten die Franzosen, alles Land diesseits wurde von unsern Armeen besetzt.

Die Friedensunterhandlungen zogen sich doch noch bis zum 20. November hin. Ludwig XVIII. war ein getreuer Fürsprecher Frankreichs. So wurde denn der Sieg freilich nicht im Blücherschen Sinne ausgebeutet, doch mußten allerdings diesmal die Franzosen besser bluten, als im Jahre vorher. Alle Armeen der Verbündeten kamen, auch nun es nicht mehr nöthig war, ins Land, und die Franzosen hatten die 600,000 Mann vorerst etliche Monate zu ernähren. Alle aus den verschiedenen Ländern geraubten Kunstschätze mußten zurückgegeben werden. Ferner sollten 150,000 Mann der Unsern auf französische Kosten noch fünf Jahre lang die Grenzlandschaften besetzt halten, um gleich bei der Hand zu sein, sobald das unruhige Volk wieder muckte. Nur wenn sich Alles ganz still verhielt, sollte diese Besatzung schon nach drei Jahren ein Ende nehmen können. Außerdem sollte das Land 700 Millionen Franken Kriegskosten, gleichfalls binnen fünf Jahren, zahlen. Die genannte Summe deckte freilich nicht einmal die Ausgaben des Feldzuges von 1815, geschweige daß sie eine Abrechnung von früher her gewesen wäre; aber es hieß in Frankreich auch: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Von jener Summe sind auf unser Preußen etwas über 125 Millionen Franken gekommen. Dagegen ließ man, aus Rücksicht auf König Ludwig, den Franzosen auch jetzt noch die vormals deutschen Provinzen, Elsaß und Lothringen. Die waren freilich nicht erst durch Napoleon erobert worden, sondern schon viel längere Zeit in französischen Händen, und die Monarchen meinten, da sie mit König Ludwig keinen Krieg geführt hätten, dürften sie es diesen auch nicht entgelten lassen. Aber es wäre doch eine schöne Gelegenheit gewesen, unser altes Recht wieder geltend zu machen. Hat doch unser Volk das Elsaß noch nicht vergessen, und singt noch heute:

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ rc.

und der hohe Münsterthurm blickt über den Rhein herüber

die deutschen Herzen an, als wollte er sie an eine alte Schuld mahnen. Indeß etwas wurde den Franzosen bei diesem Frieden die Landkarte doch zugestutzt. Die Festungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau mit ihren Umgebungen mußten sie ganz abtreten, und die Festung Hüningen an der Schweizer Grenze schleifen und als offene Stadt belassen. Auch an der italienischen Grenze mußten sie an Land und Leuten bluten; doch war's, wie gesagt, nicht eben viel, und die Franzosen konnten sich zu diesem Frieden immerhin gratuliren, und hätten sich selber sagen können, daß sie in ähnlicher Lage nicht so großmüthig gehandelt haben würden.

Auch zur Bestrafung der entsetzlichen Treulosigkeit, die fast das ganze französische Volk bei Napoleons Wiedererscheinen offenbart hatte, geschah verhältnißmäßig nur sehr Mildes. Der Oberst, welcher mit seinem Regimente in Grenoble zuerst zu Napoleon übergetreten war, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, und am 19. August erschossen. Später traf auch den Marschall Ney das gleiche Schicksal. Er hätte wohl ein besseres verdient, denn er war ein tapferer Mann, aber er hatte auch am freventlichsten seine Schwüre dem Könige Ludwig gebrochen. Außerdem wurde die ganze Napoleonische Familie bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, und er sowohl, als alle Glieder seiner Familie wurden für ewige Zeiten von der obersten Gewalt in Frankreich ausgeschlossen. Wir leben also sonach schon in der Ewigkeit, denn, wie Ihr wißt, ist ein Napoleon jetzt Präsident der neuen Republik Frankreich geworden, und schielt stark nach der Kaiserkrone hinüber. Der im Himmel lebt aber auch noch, und wir wollens abwarten, ob er auf seinem Präsidentenstuhle weißes Haar bekommen wird.

Endlich haben wir nun noch die Hauptperson abzuthun, und die habe ich mir mit Fleiß bis zuletzt aufgespart. Napoleon war, nachdem ihm sein Gesuch, als bloßer Feldherr Paris zu vertheidigen, abgeschlagen war, am 29. Juni von Malmaison nach Rochefort an der Meeresküste abgereist, in der Absicht, sich von hier nach Amerika einzuschiffen. Aber die Engländer hatten Wind davon bekommen, und zwar durch die Franzosen selbst. Es mußte ihnen viel daran liegen, einen so gefährlichen Feind nicht nach Amerika hinüber zu lassen. Er hätte ihnen in ihren dortigen, reichen Besitzungen noch manche

Suppe einbrocken können. Sie verlegten ihm also den Weg übers Wasser. Nun hätte Napoleon doch allenfalls noch durchwischen können, ja ein dänischer Kapitain soll sich sogar erboten haben, ihn unbemerkt durch die englischen Aufpasser zu bringen. Das schien ihm aber gegen seine Ehre. Ein anderer Ausweg wäre gewesen, wenn er sich noch einmal an die Spitze der hinter der Loire stehenden Armeen gestellt hätte, denn die Truppen zeigten noch immer große Anhänglichkeit für ihn. Da hätte er sich mit dem Schwerte in der Hand für seine Person vielleicht günstigere Bedingungen erkämpft. Aber sein Geist war aus dem Gleichgewichte gekommen. Er war nicht mehr derselbe, der er früher war, und am 15. Juli lieferte er sich selbst dem Kapitaine eines englischen Kriegsschiffes aus. Die vier Großmächte bestimmten am 2. August über ihn, daß er als Kriegsgefangener behandelt, und der Bewachung der englischen Regierung anvertraut werden sollte.

Diese wies ihm zu seinem künftigen Aufenthaltsorte die Insel Sankt Helena an, einen kahlen, unwirthbaren Felsen an der Westküste Afrikas, und ließ ihn hier streng bewachen.

Am 6. August wurde Napoleon an Bord des Northumberland gebracht, und am 17. sah er die Küste von Frankreich zum letzten Male. Zwei Monate später, den 17. Oktober 1815, landete er auf der Insel, die sein Grab werden sollte. Er siechte in dem ungesunden Klima, in welchem selbst die Pflanzen verkrüppeln, langsam hin. Sechs Jahre lang widerstand sein kräftiger Körper und sein fester Charakter dem mörderischen Himmelsstriche, ehe der Augenblick kam, wo er unterliegen sollte. Besonders im letzten Jahre litt er außerordentlich. „Es giebt kein Mittel, um das Feuer, das mich verzehrt, zu löschen!" klagte er. Ein ander Mal legte er die Hand des Doktors auf seinen Magen und sagte, um seine Schmerzen zu beschreiben: „Ein Fleischermesser haben sie mir hierher gesetzt, und haben die Klinge in der Wunde abgebrochen." In den ersten Jahren seiner Gefangenschaft beschäftigte er sich damit, daß er dem Versprechen nachkam, welches er seinen Soldaten gegeben hatte, und die Geschichte der großen Thaten niederschrieb, die sie mit einander vollbracht hatten; leider auf Kosten der Wahrheit, denn das Buch schmeckt an vielen Stellen zu sehr nach Eigenlob. Seinen Fein-

den ist Napoleon nicht gerecht geworden, und aus diesen Aufzeichnungen aus seiner Hand erfährt man nicht, ob er in der letzten Zeit seines Lebens zur Selbsterkenntniß und Demüthigung vor Gott gelangt ist. Aber aus anderem glaubwürdigen Munde hat die Nachwelt ein merkwürdiges Zeugniß davon überkommen, daß er dennoch kurz vor seinem Lebensende auf dem öden Felsen Sankt Helena sich der Macht der Wahrheit hat beugen müssen.

Der Graf von Montholon, einer von den wenigen, treuen Anhängern des abgesetzten Kaisers, die ihm in seine traurige Verbannung folgten, und treu bis zum Tode bei ihm aushielten, erzählt uns von einer vertraulichen Unterhaltung, die er mit Napoleon hatte, und an der auch der General Bertrand Theil nahm. Man kam auf die christliche Religion zu sprechen. Da sagte Napoleon: „Alexander, Cäsar, Karl der Große und „ich haben große Reiche gegründet; aber worauf haben „wir unsere Schöpfungen gestützt? Auf die Gewalt! „Jesus allein hat sein Reich auf die Liebe gegründet; „und heute noch würden Millionen Menschen für ihn sterben. Es ist weder ein Tag, noch eine Schlacht, welche „der christlichen Religion in der Welt den Sieg verschafft „haben. Nein, ein Krieg ists, ein langer Kampf dreier „Jahrhunderte, begonnen durch die Apostel und fortgesetzt „durch ihre Nachfolger. In diesem Kriege stehen alle Könige und alle Mächte der Erde auf der einen Seite; auf „der andern sehe ich keine Armee, sondern eine geheimnißvolle Kraft einiger Menschen, die hier und da in alle „Theile der Welt ausgestreut sind, und die kein anderes „Bundeszeichen haben, als den gemeinsamen Glauben „an die Geheimnisse des Kreuzes. — — Ich „sterbe vor der Zeit, und mein Leib wird der Erde wiedergegeben werden, um in derselben eine Speise der Würmer zu werden. Das ist das nahe bevorstehende Ende „des großen Napoleon! Welch mächtiger Abstand zwischen meinem tiefen Elend und dem ewigen Reiche Christi, „das da gepredigt, geliebt, angebetet wird, und über die „ganze Erde sich ausdehnt! Heißt das sterben? Heißt „das nicht vielmehr leben? Der Tod Christi ist „der Tod Gottes!“ — Hierauf schwieg Napoleon, und als der General Bertrand nichts erwiederte, sagte er noch: „Begreifen Sie nicht, daß Jesus Christus

Gott ist, so habe ich Unrecht gehabt, Sie zum General zu machen!"

Ob sich Napoleon in der eilften Stunde seines Lebens wirklich und aufrichtig noch zu Gott bekehrt hat, das wissen wir nicht. Das bloße Bekennen mit dem Munde thuts noch nicht allein. Die Teufel glauben auch und zittern, sagt die Schrift. Wünschen wollen wir es, daß der Herr, der nach der Verheißung die Starken zum Raube haben soll, auch diesen Stärksten der Starken noch überwältigt hat, und richten wollen wir auch nicht, sondern das Gericht dem überlassen, der allein der Herzenskündiger ist. Zu einem Zeugnisse aber über den Unglauben dieser Zeit möge es gesagt sein, daß der Mann, dessen Riesengeist unerreicht dasteht, dessen Fuß bei seinem Wandel über die Erde stärkere Spuren diesem Weltkörper eingedrückt hat, als es je von einem andern menschlichen Fuße geschehen ist, daß dieser am Ende seiner Laufbahn, als er von seinem Siegestaumel erwachte, sich dennoch vor der Gottheit Christi hat beugen müssen. Wie jämmerlich kommts Einem doch vor, wenn man nach dem Bekenntnisse dieses Riesengeistes so ein abgeleckte Ladendienergesicht unserer Zeit hochmüthig die Nase rümpfen sieht über den vermeintlichen Köhlerglauben an die Gottheit Christi, unter welchen es sein Stümmelchen Vernunft nicht gefangen geben zu können meint!

Die letzten Augenblicke Napoleons zeigen nichts, was auf eine völlige Sinnesänderung schließen ließe. Er redete auf seinem Sterbebette viel irre, sprach von Frankreich, seinem Sohne, seinen großen Schlachten, seinen Generalen. Während er im Sterben lag, in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1821, tobte ein fürchterliches Wetter. Der Regen stürmte ohne Unterlaß, und der Sturm drohete Alles zu vernichten. Die einzige Baumgruppe auf der öden Insel, unter welcher Napoleon gewöhnlich frische Luft schöpfte, wurde von dem Orkane entwurzelt. Der Sterbende hörte das Toben der Elemente nicht mehr. Er war in einen leichten Schlummer gesunken. Am 5. Mai früh um halb sechs Uhr hörte man ihn die Worte murmeln: „tête. armée." — Eilf Minuten nach sechs Uhr bedeckte ein leichter Schaum seine Lippen — Er stand vor seinem Richter.

Damit wäre denn meine Geschichte zu Ende gebracht — aber setzt Euch immerhin noch einmal zurecht;

denn läuft man bei einer gewöhnlichen Begräbniß nicht alsbald auseinander, sondern bleibt noch ein Weilchen im Leichenhause, viel weniger bei solch einem Todten, und nach solch einer Geschichte, wie wir sie miteinander noch einmal durchlebt haben. Die Frage: Was sollen wir daraus lernen? liegt uns nahe genug, und drum müssen wir über das Alles noch ein Weilchen mit einander diskouriren.

Seht, als Anno 1848 die demokratischen Narrenspossen anfingen ernsthaft zu werden, und bald mit großem Schrecken die Oberhand bekamen, da fiel manchem redlichen Manne das Herz in die Hosen, und er meinte, mit dem, was er bis dahin für ewige Ordnungen Gottes gehalten habe, sei es nun für immer vorbei, und Recht und Gesetz wären doch am Ende nichts weiter, als Mährlein, und Viele, Viele unter unserem Volke dachten, nicht weil sie ihre Lust daran gehabt hätten, sondern weil sie den Glauben an die ewige Gerechtigkeit Gottes verloren hatten: man muß mit den Wölfen heulen!

So sollen wir nun zum Ersten aus dieser Geschichte lernen, daß Recht doch immer Recht bleiben muß, und daß Gottes Hand gar bald Alles ändern kann. Wer hätte damals gedacht, daß ein Mann, wie Napoleon, der über das mächtigste Reich der Erde gebot, vor dessen Wink und Willen ganz Europa zitterte, ein solches Ende nehmen könnte; nicht ein Ende mit Schrecken, nein, ein Ende fast wie ein Fastnachtsspaß, also daß der große Schlachtenfürst und seine Armee, die aus den auserlesensten Soldaten der Welt bestand, von einem Tambour auf einem alten Kutschpferde, einem Paar Uhlanen und einer Handvoll Füseliere gejagt wurden, wie die Spreu vom Winde. Aber er hatte dem Herrn getrotzt, und der wollte ihm zeigen, daß er sich seine Ehre nicht rauben läßt. Seit dem übermüthigen Zuge nach Rußland war des Herrn Hand wider ihn, in Allem, was er that, und mit ohnmächtiger Wuth strebte Napoleon wider den Stachel zu löcken. Und alle seine Weisheit und Macht und List konnte ihm nicht helfen, ja sie verließen ihn, wie sein Glück, seine Günstlinge und sein ganzes Volk in der Stunde des Unglücks. Seht ihn Euch nur an nach der Schlacht bei Belle Alliance, wie er so gar nicht mehr der Alte ist, wie er alles Vertrauen zu sich selbst und allen Halt verloren

hat, wie er seine Armee aufgiebt, seinen übermüthigen Kammern weicht und endlich seinem Todfeinde sich selbst in die Arme wirft. Und ihm gegenüber, dem unverantwortlichen Kaiser in den Jahren seiner vollen Manneskraft, seht jetzt auf den Heldengreis, unsern Blücher, der am nächstfolgenden Tage nach einer verlorenen Schlacht, mit seiner geschlagenen Armee, aber mit ungebrochenem Muthe den herrlichsten Sieg erkämpft, und damit nicht zufrieden, den letzten Hauch von Mann und Roß dran giebt, um den Feind vollends zu vernichten, und der in seinem kühnen Heldenlaufe nicht eher aufzuhalten ist, als bis er die stolze Babel eingenommen hat, die Urheberin alles Unheils. Hätte der fünf und vierzigjährige Napoleon die starke Seele des drei und siebzigjährigen Blücher gehabt, so möchte er wohl schwerlich einen so tiefen und schmählichen Fall gethan haben. Daran erkennet, welch ein Unterschied darinnen steht, ob Einer für das Recht, oder gegen dasselbe, und also auch für oder gegen Gott streitet, und daß es noch heute von den Gottesstreitern heißt: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, „daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler', und ob „sie schon alt und grau werden, will ich sie doch nicht „verlassen, spricht der Herr." Nun wohl, auf wessen Seite das Recht heutigen Tages ist, und für welche Gott streitet, das kann Niemandem verborgen sein, denn die Demokraten sind es ja eben, die von dem Walten des Herrn nichts wissen wollen, die sein Wort verachten, seine Gnade lästern, und laut in die Welt rufen: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Also soll zum Ersten Jedermann, wenn er die Thaten Gottes an den Vätern betrachtet, einen festen und gewissen Muth fassen, daß die Rechte des Herrn doch immer den Sieg behalten wird, wie auch die Feinde schnauben.

Zum Andern sollen wir aus dieser Geschichte lernen, daß auch alles Böse, ja der Teufel selbst zur Förderung und Verherrlichung des Reiches Gottes dienen muß. Wenn lange Zeit aus einem großen Sumpfe viel giftige und faule Dünste gestiegen sind, und die Luft verunreinigt und ungesund gemacht haben; dann muß ein Sturm gewaltig drein blasen und ein Wetter vom Himmel herunter brechen, ehe an solchem Orte wieder gut wohnen ist. Napoleon aber war ein solcher Zornblitz, ein Sturmwetter, das die Völker rei-

nigen und verjüngen sollte. Ich habe Euch erzählt, wie es vor und zu seiner Zeit in unserem lieben, deutschen Vaterlande aussah, wie Alles versumpft und verknöchert war, und habe Euch dann auch einen Blick thun lassen, in das frische, fröhliche, glaubensstarke und liebereiche Völkerleben, welches in den Befreiungskriegen erwachte. Seht, das Alles hat Napoleon durch seinen Gewissenszwang und seine Tyrannei erwecken müssen. Ei, so sollten wir ihm das wohl gar noch Dank wissen? Mit nichten! Denn er selbst hatte wohl Anderes im Sinne. Er gedachte es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. Das Werkzeug ist zerbrochen, dem Herrn aber sei Dank für das, was er mit demselben ausgerichtet hat. Und nun hebet Eure Augen auf, und sehet, wie es heutigen Tages in unserem deutschen Vaterlande steht. Waren nicht Glaube und Liebe und Gottesfurcht, Treue, Recht und Sitte, und alle Tugenden, die unser Volk schmücken, wiederum zu einem Mährlein, und das ganze Land zu einem faulen, stehenden Sumpfe geworden? Seht, da hat im Jahre 1848 ein neuer gewaltiger Sturm dreingeblasen, und Gott sei Dank, der dicke, stinkende Nebel hat sich gebrochen, und hier und da blickt der klare, blaue Himmel bereits hell und freundlich hernieder. Ohne die Demokratenklubs hätten wir auch keine Preußenvereine. Die offen und frech hervorgetretene Gottesfeindschaft ist bereits für viele Herzen ein Weg zur Gottesfreundschaft geworden, und ohne die schändliche Untreue der Demokraten, hätten wir uns nicht an der Treue unserer glorreichen Armee erquicken können.

Zum Dritten aber sollen wir aus dieser Geschichte lernen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und keinen falschen Frieden zu machen, wie geschrieben steht: „Wie reimen sich Stroh und Waizen; Christus und Belial; oder was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit?" Die Demokratie scheint jetzt auch bezwungen, und es ist äußerlich wieder Ruhe geworden im Lande — aber es ist mit ihr wie zur Zeit des ersten Pariser Friedens. Man hat ihr einen festen Sitz gelassen, nahe bei unsern Landen, eine Insel Elba, auf der sie ungestört neue Ränke schmieden, und Pläne machen kann zum Verderben Europas, und ihre Anhänger harren, wie die alten Soldaten Napoleons, auf

einen neuen gewaltigen Entscheidungskampf. Und es wird und muß ja wohl zu einem solchen kommen, vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne. Soll es aber ein Ende nehmen, wie Anno 1815, soll der Odem des Herrn unsere Lande rein fegen von den Lästerern Gottes und den Frevlern an seinen Ordnungen, und soll seine Hand uns den goldenen Frieden wieder bescheeren, so muß auch das Volk sich weisen lassen, und der Zucht des Herrn nicht widerstreben.

Denn zum Vierten soll uns das Exempel von Frankreich zeigen, daß es auch für die Völker ein Gericht der Verstockung giebt, wie geschrieben steht: „Siehe das Alles thut Gott zwei- oder dreimal, daß er die Seelen herumhole aus dem Verderben.“ Frankreich ist heutigen Tages, so lange nämlich dies königsmörderische Geschlecht ohne Buße hinlebt, wie das Volk der Juden in der Wüste, von denen Gott geschworen hatte in seinem Zorn, sie sollten nicht zu seiner Ruhe kommen. Hüten wir uns, daß nicht auch über Deutschland solches Gericht der Verstockung hereinbreche. Frankreich muß allen Völkern predigen: „Wehe den Händen, die sich mit Königsblut befleckt haben!“ Und dies nämliche Frankreich, das wie eine vom Zornfeuer Gottes ausgebrannte Schlacke vor uns daliegt, in dem die Königsthrone von jedem Windstoße umgeworfen werden, das, um in seiner Hauptstadt nur die nothdürftigste Ordnung aufrecht zu halten, ein Heer von 100,000 Mann braucht, das ist's, welches von unseren Volksverführern als das gelobte Land gepriesen wird, dem wir uns in die Arme werfen, von welchem wir den neuen Messias erwarten sollen. Von diesem Frankreich haben unsere Demokraten die Helfershelfer zu den deutschen Revolutionen verschrieben, dies Frankreich hat unser Volk Barrikaden bauen und die Fürsten mißachten gelehrt, und noch heute arbeitet es unablässig daran, daß auch das Gewissen unseres Volkes mit einem Königsmorde befleckt werde. Dies Frankreich hat unseren deutschen Arbeiterstand unglücklich gemacht, indem es ihm die glänzenden Flittern entgegenhielt, mit denen es sein eigenes bodenloses Elend verklebt hat, indem es das Feuer der Begehrlichkeit in seinen Adern entzündete. Und dennoch hat man es gewagt, in unseren Kammern das Wort auszusprechen: „Das deutsche Volk hätte in dem glorreichen Jahre 1813 sein Herzblut vergossen, um den französischen Aberwitz auch für sich zu erringen.“ Wer das gesprochen hat, der trägt gewiß keine Narbe aus jenem Kriege, sonst müßte sie brennen und vor Schaam aufspringen.

Darum endlich, und das sei die Hauptsache, muß uns die Geschichte unserer Befreiungskriege zu einer dauernden, gewaltigen, Mark und Bein durchdringenden Bußpredigt werden. Sehet an, das hat der Herr an uns gethan! Eine Hülfe und große Errettung hat er uns geschaffen, da es schier aus mit uns war, der treue und barmherzige Gott, und hat nachmals Ströme der Gnade über uns regnen lassen. Und was ist nun aus uns geworden? Uns ist widerfahren, wie Sankt Petrus schreibet, das wahre Sprichwort: „Der Hund frißt wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kothe." Das Letzte ist mit uns ärger geworden, denn das Erste war. Ach! daß unser Volk erkennete, was zu seinem Frieden dient und umkehrete von seinem bösen Wege, daß nicht der Zorn des Herrn eilends über uns entbrennt! Gott aber sei Dank, daß auch die Treue noch nicht ganz ausgestorben ist in unserm Lande. Wohl ists wahr, nur erst an einzelnen Stellen blickt der blaue Himmel hervor, und viel dicker, giftiger Nebel deckt noch das Land: die Treue aber wohnt noch immer an der Stätte, wo sie Anno 13, 14 und 15 so herrlich ins Land leuchtete, und darum, wenn ich den Greuel der Verwüstung um mich her überschaue, bleibt mein Auge mit besonderem Wohlgefallen auf unserem Heere haften, und darum habe ich gesprochen, den Soldaten gehört mal die Welt, und möchte den beneiden, der noch jung ist und seinen Säbel ziehen kann: „Mit Gott für König und Vaterland," im großen Entscheidungskampfe. Und fragt Ihr mich: Wie wird der enden? so weise ich Euch auf das Wort des Herrn, und spreche mit dem Propheten Jeremias: „Wohlan, wen der Tod trifft, den treffe „er; wen das Schwert trifft, den treffe es; „wen der Hunger trifft, den treffe er; wen „das Gefängniß trifft, den treffe es" — und schließe dann mit der Proclamation des Feldmarschalls Blücher, die er in der Nacht nach dem herrlichen Siege bei Belle-Alliance an sein tapferes Heer erließ: „Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!"

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Pastor Westermeier in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins." Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins in Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Hauspostille. 5 Bde. in Halblederеinband . .	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bände	—	20	—
Kirchengeschichte 1r Bd.	—	7	6
— 2r Bd. 1e und 2e Abth. . .	—	12	—
— 3r Bd. 1e und 2e Abth. . .	—	12	—
— 4r Bd. 1e und 2e Abth. . .	—	10	—
— 5r Bd. 1e und 2e Abth. . .	—	13	—
Offenbarungen Gottes in Gesch. des A. T. .	—	12	—
Leben Jesu. 3 Bde.	—	12	—
Die heilige Passion	—	6	—
Weckstimmen in biblischen Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	—	12	6
Andenken an den heil. Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus, unveränderte u. verb. Ausgabe	—	3	—
Lernkatechismus, desgleichen	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte ist weit	—	4	—
Die Pforte ist eng	—	6	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution . . .	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz . .	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege . . .	—	8	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33^1/_3$ % erhöheter Ladenpreis ein.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD Jahn, Gustav
199 Die deutschen
J3 Freiheitskriege von 1813
1850 bis 1815

